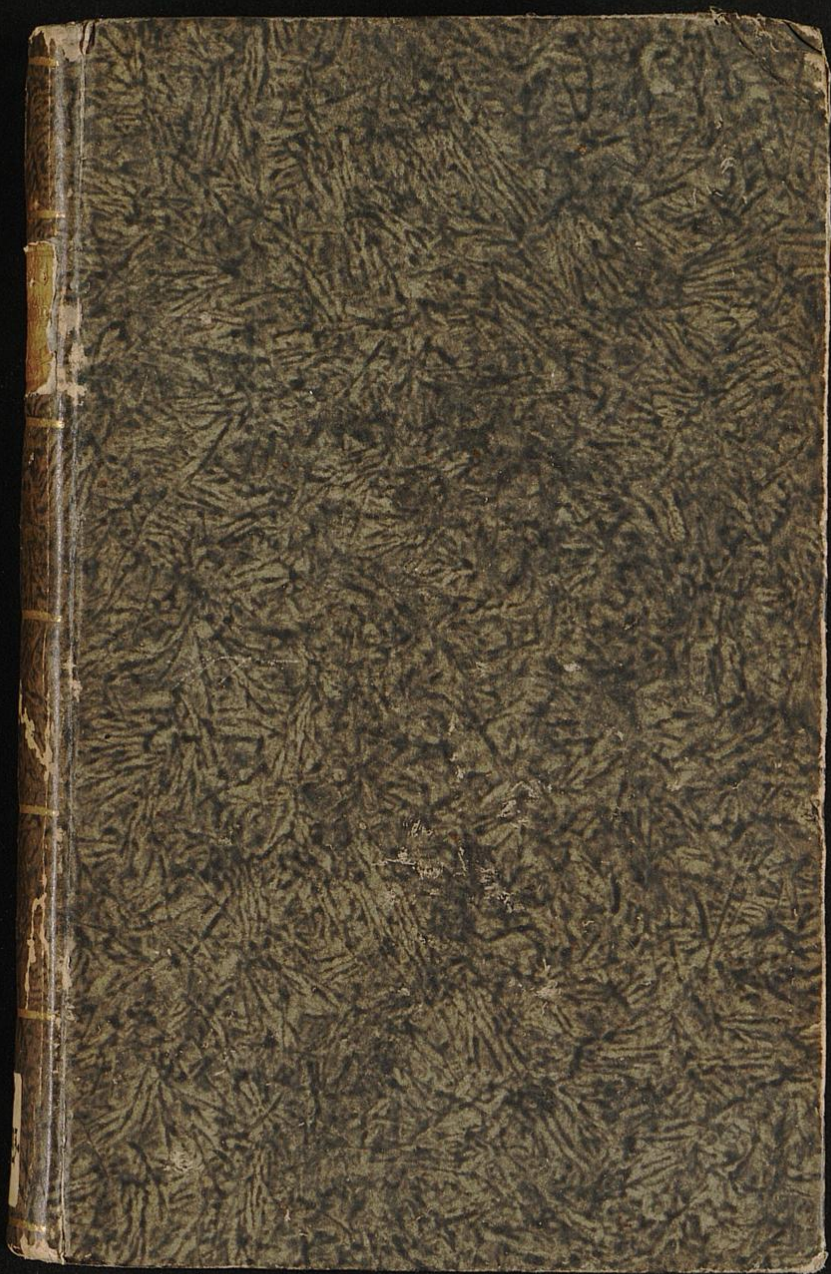
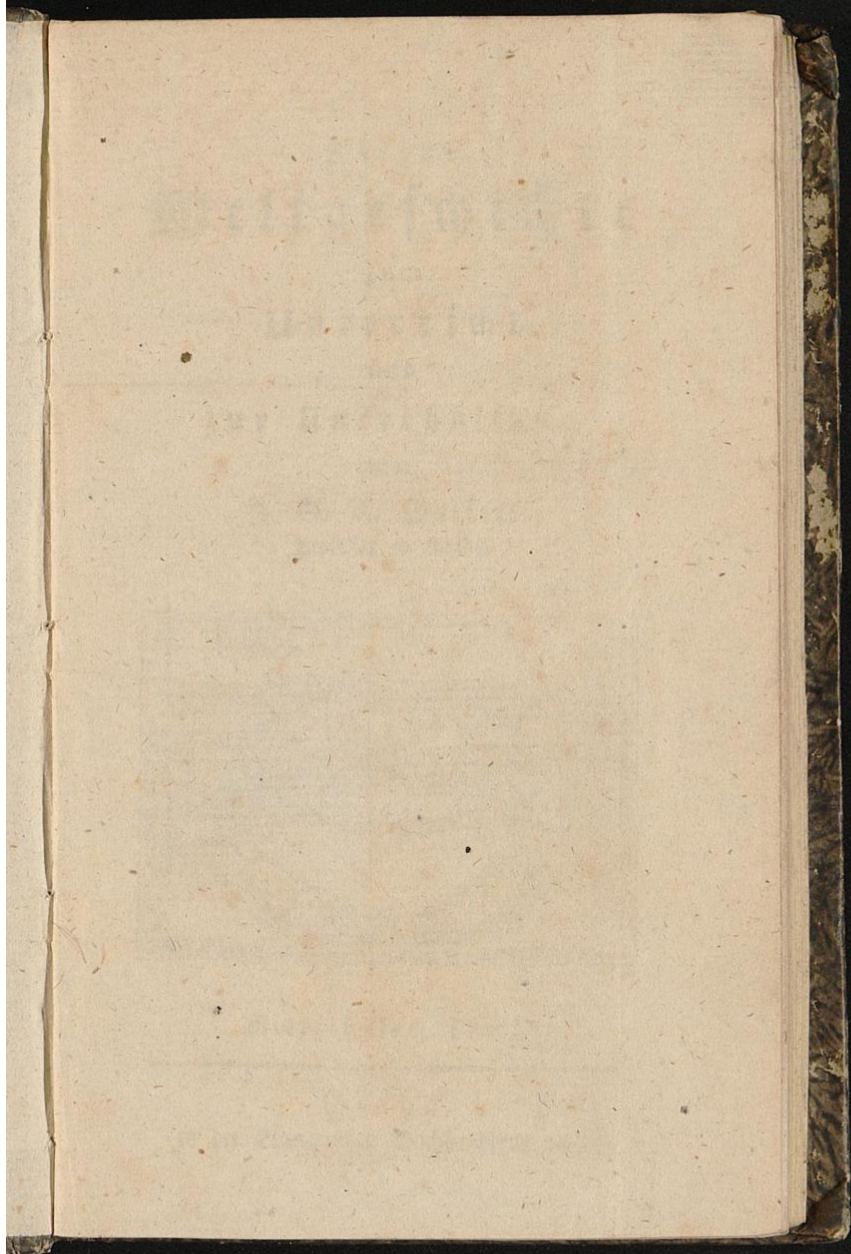
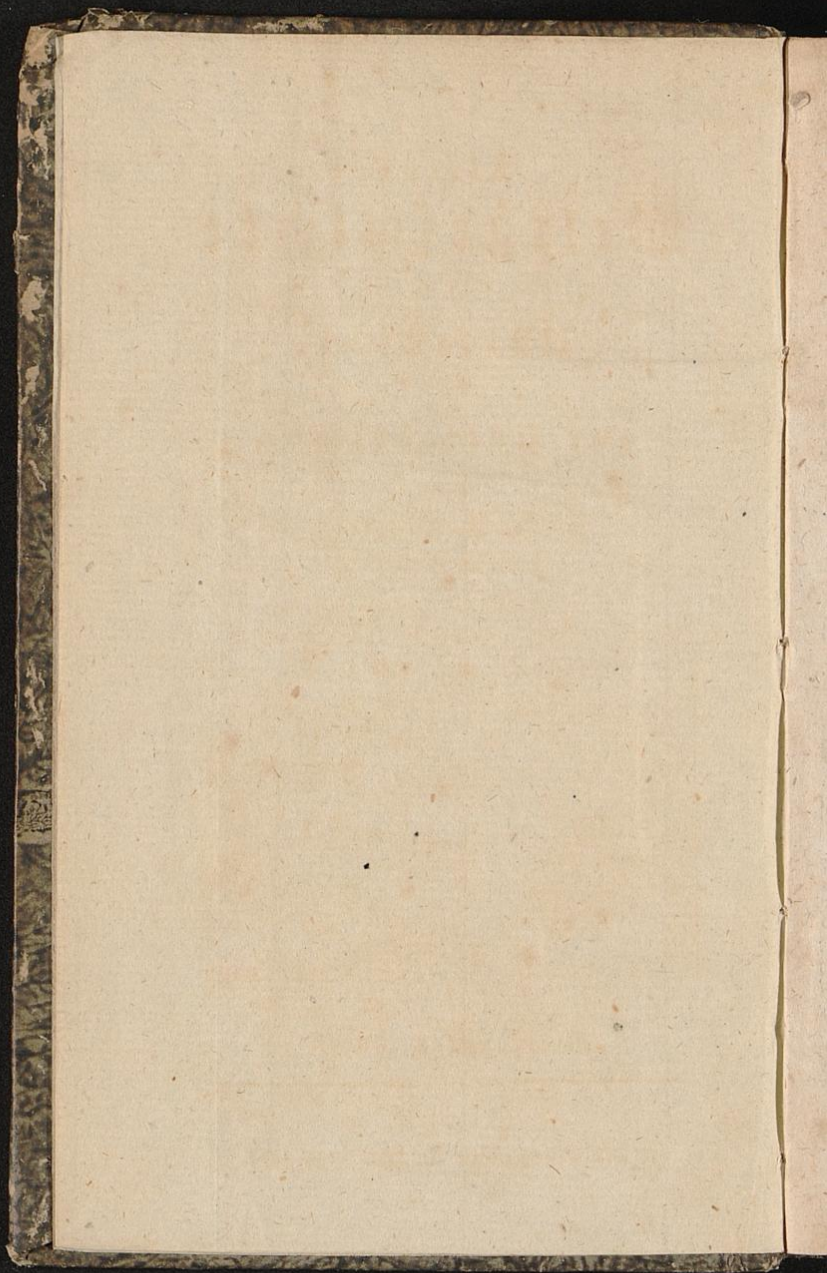




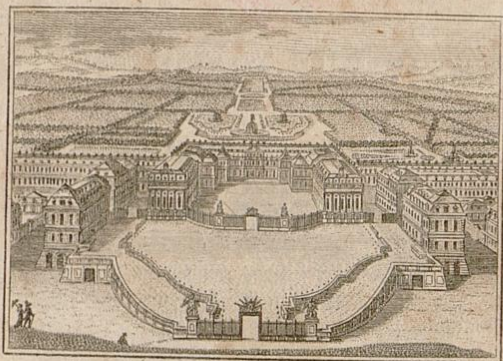
15





Kleine
Weltgeschichte
zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung

von
J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.



Vierzehnter Theil.

G o t h a,
in der Ettingerschen Buchhandlung 1805.

Benz 45 (14)



25W



Inhalt.

Vierzehnter Abschnitt.

	Seite
Karl II kämpft mit seinem mißtrauischen Par- lamente. Der Graf von Monmouth macht einen unglücklichen Versuch, seinem Halb- bruder, Jacob II, den Thron zu entreißen. Jacob II macht sich durch seine Bemühun- gen, die katholische Religion wieder einzuführen, verhasst. Der Prinz von Dranien kommt der Nation zu Hülfe. Jacob II flüchtet nach Frankreich. Wilhelm III wird König von Großbritannien.	I

Fünf-

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Spanier, Engländer und Franzosen, breiten sich in Nordamerika immer weiter aus. Englische und französische Colonien auf der östlichen Küste von Nordamerika. Die Europäer theilen sich in die westindischen Inseln. Den Engländern und Franzosen bahnen die Glibustiers den Weg. Auch in Südamerika lassen sich Franzosen und Holländer nieder. 32

Sechzehnter Abschnitt.

Ludwigs XIV Ansprüche auf die pfälzsimmerische Verlassenschaft. Unzweckmäßiger Zustand der deutschen Reichskriegsverfassung. Die deutschen Rheinländer werden von den Franzosen schrecklich behandelt. Ludwig XIV kämpft mit vielen Feinden. Luxembourg erobert ihm glänzende Siege. Vergeblicher Plan, Wilhelm III zu entthronen. Seekrieg. Friede zu Ryswik. 75

Siebzehnter Abschnitt.

Die Oestreicher entreißen den Türken fast alles Land an der linken Seite der Donau. Zwar erobern

erobern diese unter ihrem braven Großvater
Kaiserli, während daß Leopold I mit dem
französischen Kriege sehr beschäftigt ist, alles
wieder. Aber endlich zwingt sie doch der
Prinz Eugen zum Frieden von Carlowitz *). 107

Achtzehnter Abschnitt.

Rußland unter dem Hause Romanow, bis auf
Peter den Großen. Dieser kämpft mit den
Türken seiner Schwester Sophie, und mit
den Empörungen der Strelizen. Eben der-
selbe legt, von le Fort und andern Auslän-
dern geleitet, zur Umgestaltung Rußlands
den Grund. 130

Sieben und zwanzigstes Kapitel. Geschichte des spanischen Erbfolge- krieges.

Erster Abschnitt.

Spaniens trauriger Zustand unter Karl II.
Nach mancherley Unterhandlungen, nach
mehr

*) St. Passarowitz, wie S. 107 steht, lese man
Carlowitz.

mehrern Theilungsverträgen, wird endlich Philipp von Anjou von Karla II zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt. 169

Zweyter Abschnitt.

Oesterreichs und Frankreichs Lage bey dem Anfange des spanischen Erbfolgekrieges. Eugens bewundernswürdiger Marsch nach Italien. Villeroys in Cremona von ihm gefangen. Aber Eugens Unternehmungen werden, hauptsächlich durch des Herzogs von Savoyen Verbindung mit Frankreich, gehemmt. 197

Dritter Abschnitt.

An dem spanischen Erbfolgekriege nehmen auch die Seemächte, ingleichen Portugal, Preussen u. a. m. Theil. Portugals Geschichte bis dahin. Preussen wird ein Königreich. Ludwig XIV kränkt die englische Nation. Wilhelms III Tod. Marlborough's glänzender Feldzug in den Niederlanden. Des Kurfürsten von Bayern unglücklicher Zug nach Turin. Leopold I auch mit Ragoczy beschäftigt. Schellenberg. Höchstädt. Leopolds I Tod. 216

Vierter

Vierter Abschnitt.

Eugen entsetzt Turin, und belagert Doulon.

Die Franzosen müssen Italien räumen. Gibraltar kömmt in die Gewalt der Engländer.

Der österreichische Karl ist in Spanien einige Zeit glücklich; aber er verliert die Schlacht

bey Almanza. Bereitelter Plan auf Schottland. Die Allirten siegen bey Ramillies, und

erobern Rußel. Clemens XI bekriegt den Kaiser. Ludwig XIV bittet um Frieden.

Joseph I endigt sein Leben.

280

Fünfter Abschnitt.

Verändertes Staatssystem in England. Die

Königin Anna trennt sich von den Allirten.

Friede zu Utrecht. Karl VI setzt den Krieg gegen Frankreich allein fort. Er willigt end-

lich in den Frieden zu Rastadt, der, von Seiten des deutschen Reichs, zu Baden

genehmigt wird.

338

Acht und zwanzigstes Kapitel. Geschichte des nordischen Krieges.

Erster Abschnitt.

Christian V von Dänemark sucht Hamburgs Unabhängigkeit an. Der Schwedische Karl XI befördert, von der Adelsaristokratie befreit, den Wohlstand seines Königreichs. Karl XII, sein Nachfolger, versetzt den König Friedrich IV von Dänemark in eine lebhafte Verlegenheit. Der Kurfürst Friedrich August I von Sachsen wird König von Polen. 359

Zweyter Abschnitt.

Karl XII schlägt die Russen bey Narwa. Er dringt hierauf in Polen ein, siegt über den König August bey Clissow, und läßt, an dessen Stelle, den Stanislaus Lesceynski zum Könige wählen. Nach der Schlacht bey Fraustadt, bricht er in Sachsen ein, und August muß, im Frieden zu Ultranstadt, der polnischen Krone entsagen. 388

Auf der Vignette zeigt sich das Schloß Versailles.

Vierzehnter Abschnitt.

Karl II kämpft mit seinem mißtrauischen Parla-
mente. Der Graf von Monmouth macht einen
unglücklichen Versuch, seinem Halbbruder,
Jacob II, den Thron zu entreißen. Jacob II
macht sich durch seine Bemühungen, die ka-
tholische Religion wieder einzuführen, ver-
haßt. Der Prinz von Oranien kömmt der Na-
tion zu Hülfe. Jacob II flüchtet nach Frank-
reich. Wilhelm III wird König von Groß-
britannien.

Während daß Ludwig XII seine Nachba-
ren so übermüthig, und seine Unterthanen
so unbarmherzig behandelte, ereignete sich in
Großbritannien eine Regierungsveränderung,

Galletti Weltg. 14r Th.

U die

die für das Schicksal unseres Erdtheiles die äußerste Wichtigkeit hatte. England, das schon bisher eine für die Erhaltung des Gleichgewichtes der europäischen Staaten eben nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte, arbeitete seitdem, in Verbindung mit Oestreich, Holland und Brandenburg, der überlegenen Macht des französischen Monarchen, mit immer größerem Nachdruck, entgegen. Seine Wirksamkeit umfaßte jedoch nicht allein das Land zwischen dem Eismeere und den mittelländischen Meere; sie verbreitete sich auch über alle übrigen Erdtheile. Ehe aber Großbritannien zu diesem glänzenden Zeitpunkte gelangte, mußte das weniger geistesschwache als unvorsichtige Geschlecht des Hauses Stuart von dessen Throne heruntersteigen.

Seit Karls II Verbindung mit Ludwig XIV *) regte sich in der englischen Nation ein Mißtrauen, welches durch das Benehmen des Königs keinesweges gehoben wurde. Karl besaß eine angebohrne, unbezwingliche Schüchternheit, die, selbst seine Lieblingsneigungen zuweilen besiegend, seinem ganzen Verhalten

*) Th. XIII. S. 87.

tragen ein Ansehn von Unstetigkeit gab, das ihn bey den Partheyen, der französischen sowohl, als bey der patriotischen, eben so verächtlich als furchtbar machte. Jene traute seinem guten Willen, und diese seiner Standhaftigkeit, nicht. Die Gegner des Hofes argwöhnten in allem, was geschah, die Absicht der willkührlichen Gewalt, und des geheimen Katholicismus. Die Besorgniß des Volkes wurde immer lebhafter, und das Parlament zeigte sich gegen den König immer ungeschicklicher. Das dumpfe Gerücht von einer Verschwörung der Katholiken versetzte den großen Rath der Nation vollends in eine lermende Bewegung, und brachte vornehmlich im Unterhause Auftritte der äußersten Wuth hervor. Die Erbitterung erzeugte die Verweigerung der gewöhnlichen Subsidien. Dadurch wurden Karl und seine Minister (1679 Jan.) bewogen, das sogenannte lange Parlament, das anfangs meistens aus Anhängern des Königs zusammengesetzt war, und, ein Jahr ausgenommen, durch die ganze Regierung desselben fortgedauert hatte, endlich aufzulösen.

Allein die Armee konnte, ohne Geld, weder erhalten, noch abgedankt werden. Dieß leitete also auf die Nothwendigkeit eines neuen Parlaments. Die Nation glaubte aber nur solche Repräsentanten wählen zu müssen, die, wegen ihres Eifers für die jetzige Verfassung und Religion, bekannt waren. Es wurden daher alle Eiferer des vorigen Parlaments von neuem gewählt, und ungeachtet die Verschwörung, welche so vielen Lärm verursacht hatte, gegen den König selbst gerichtet gewesen war, so blieb das Vorurtheil, daß der Hof mit Katholiken im Einverständnisse lebe, dennoch herrschend. Karl gieng indessen dem neuen Ungewitter mit einer Seelenstärke entgegen, an welcher es ihm bey großen Begebenheiten selten fehlte. Da sein Bruder, der Herzog von York, wegen einer Verbindung mit den Katholiken am meisten im Verdacht war, so hielt man es für nöthig, ihn dem Parlamente und dem Volke etwas aus den Augen zu rücken, und er mußte sich daher zur Flotte begeben. Dem Herzog von York war aber damahls eben so bange, als der Nation. Karl II hatte mit einer gewissen Lucia Walters einen unehelichen

den Sohn, Namens Jacob, gezeugt. Dieser junge Herr, den er zum Herzoge von Monmouth erhob, war tapfer, äußerst einnehmend, freygebig; kurz, er vereinigte, ohne große, gefährliche Talente zu besitzen, alle Eigenschaften, die ihm die Liebe des Volkes erwerben konnten. Das Volk, das in ihm den künftigen Besitzer des Throns so gern gesehen hätte, schmeichelte seiner Hoffnung mit der Sage, daß der König mit der Mutter desselben einen geheimen Ehevertrag geschlossen hätte, und äußerte den Wunsch, daß ihm Karl vor seinem Bruder den Vorzug geben möchte. Aber auf die Bitten eben dieses Bruders, erklärte Karl, in voller Rathsversammlung, die Geburth desselben für unächt.

Dies diente jedoch nicht, das Mißtrauen gegen Karls II Regierung zu vermindern, und dieser hatte vielmehr, mit der widerspenstigen Laune des Parlaments, einen fast ununterbrochenen Kampf. Diesem Kampfe besser zu begegnen, und sich allmählig ein Uebergewicht zu verschaffen, bildete Karl einen Staatsrath von 30 Mitgliedern, unter wel-

chen

chen sich funfzehn dem königlichen Interesse
 ergebene Kronbeamten befanden, die, von
 ihren Gütern und Besoldungen, eine jährliche
 Einnahme von 300000 Pfund hatten, und
 daher mehr als das ganze Haus der Gemei-
 nen einnahmen, gegen welches sie dem Kö-
 nige zum Schutze dienen sollten. Um das
 Zutrauen des Unterhauses wieder zu gewin-
 nen, that Karl selbst den Vorschlag, daß die
 Gewalt eines Königs, der katholisch wäre,
 eingeschränkt werden müsse. Aber das Un-
 terhaus beruhigte sich bey diesem Vorschlage
 so wenig, daß es vielmehr auf der völligen
 Ausschließung eines katholischen Königs be-
 harrete; daß es standhaft verlangte, die Thron-
 folge sollte, nach dem Tode des jetzigen Kö-
 nigs, nicht auf seinen Bruder, den Herzog
 von York, sondern auf den demselben näch-
 sten Erben, fallen. Das Parlament setzte
 aber damahls noch andre Verordnungen durch,
 die es zur Sicherheit der Nation für noth-
 wendig hielt. Nachdem es die stehende Ar-
 mee, und selbst die Garde, für unrechtmäßig
 erklärt hatte, entzog es dem Könige die Be-
 fugniß, jemand jenseits des Meeres, in
 Verhaft zu schicken, und legte es dem Rich-

ter die Verpflichtung auf, den Körper der Gefangenen vorzuzeigen, und die Ursache seines Verhaftes bekannt zu machen. Diese für die Freyheit der Engländer so wichtige Verordnung hat, von den lateinischen Anfangsworten derselben, den Namen der Habeas - Corpus - Acte bekommen. Ungeachtet nun Karl sich zum Theil in den Willen des Parlaments gefügt hatte, so bewies sich doch dasselbe gegen seine Wünsche so ungerecht, daß seine dadurch erzeugte Ungedult ihn (1679 Jul.) auch zur Auflösung dieses Parlaments bestimmte.

Aber der Verm über die geheimen Pläne der Katholiken war zu groß, als daß Karl, wenn er das Zutrauen der Nation nicht ganz verlieren wollte, dabey gleichgültig bleiben konnte. Er stellte sich daher, als wenn er nun selbst an die Verschwörung glaubte, und ließ fünf Jesuiten, die man der Theilnahme an derselben beschuldigte, hinrichten. Aber auch dieses beruhigte die Nation nicht. Als Karl II nach einer Zwischenzeit von fünf Vierteljahren (1680 Oct.) endlich doch wieder ein Parlament zusammenberufen mußte, bemühte sich

sich

sich das Unterhaus noch immer mit großer Hefigkeit, die Ausschließung eines katholischen Thronfolgers durchzusetzen. Seine Bemühungen waren aber fruchtlos, weil das Oberhaus sie zu wenig unterstützte, und weil vornehmlich die Bischöfe, die sich mehr vor den Presbyterianern, als vor den Katholiken, fürchteten, dieser Bill lebhaft widersprachen. Da nun Karl seine Forderungen auch von diesem Parlamente nicht erfüllt sah, so ließ er es (1681 Jan.) gleichfalls auseinander gehen. Ein neues, das er zwey Monathe hernach (im März) zu Orford versammelte, erreichte auch bald wieder sein Ende. Karl II folgte also darinn ganz dem Beyspiele seines unglücklichen Vaters, aber nicht mit dem traurigen Schicksale, das diesen traf. Um sich, auch ohne Unterstützung des Parlaments, Geld zu verschaffen, setzte er es glücklich durch, daß alle Städte ihre Freyheitsprivilegien mußten erneuern lassen. Seine Standhaftigkeit siegte auch endlich über den Trotz der Gegenparthey, die durch übereilte Unvorsichtigkeit sich verhasst machte. Karl erwarb sich sogar die ehremahlige Liebe der Nation in solchem Maße, daß er auch ohne Parlament regieren konnte.

Dennoch

Dennoch lebte er nicht zufrieden, nicht glücklich. Wahrscheinlich war er eben mit einem neuen Regierungsplane beschäftigt, als ihn (am 6. Febr. 1685) ein Schlagfluß, im 55ten Jahre seines Alters, tödtete. Da er immer so gesund, und für seine Gesundheit so besorgt gewesen war, so entstand der Verdacht einer Vergiftung, die aber sehr unwahrscheinlich ist. Karl II ließ sich vor seinem Tode das Abendmahl von katholischen Priestern reichen; auch hinterließ er Aufträge, welche die Wahrheit des katholischen Glaubens zu beweisen suchten, und die sein unvorsichtiger Bruder sogleich bekannt machte. Karl II, der, als Privatmann, so wirthschaftlich, so sparsam war, erlaubte sich als Regent eine gränzenlose Verschwendung. Auf das Beste und die Ehre der Nation nicht besonders achtend, auf ihre Freyheit eifersüchtig, und ihrer Religion wenig ergeben, rechtfertigte er so ziemlich das Urtheil, das man über ihn fällt, daß er nie etwas albernnes gesagt, aber auch nie etwas kluges gethan habe.

Jacob II, Karls II Bruder (geb. 1632)
bestieg den Thron so ruhig, als wenn von
seiner

seiner Ausschließung niemahls die Rede gewesen wäre. Man beruhigte sich bey seinem Versprechen, daß er dem eingeführten Regierungssystem, sowohl in kirchlichen als politischen Dingen, treu bleiben wollte; auch ließ er die vornehmsten Staatsämter in den Händen der Protestanten. Bald verrieth er jedoch seine eigentlichen Gesinnungen auf eine unkluge Weise. Er geboth ganz eigenmächtig die Entrichtung der Zölle und Accisen; er gieng, mit allen Zeichen der königlichen Würde, in die Messe; er schickte sogar einen Gesandten nach Rom, um dem Pabst seine Ergebenheit zu bezeigen, um zur Wiederaussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle den Weg zu bahnen. Selbst der Pabst ermahnte ihn zur Behutsamkeit. Auf seine Handlungen hatte seine zweyte Gemahlin, Marie von Este, eine kluge, bey dem Volke sonst sehr beliebte Dame, einen entschiedenen Einfluß. Sie ließ sich von katholischen Geistlichen, und vornehmlich von Jesuiten, regieren, und diese beherrschten nur durch sie den König. Desto weniger war Jacobs Geliebte, die Gräfin von Dorchester, eine Gönnerin der katholischen Priester, die ihrem spottenden Wiße immer zum Gegenstande

stande dienten. Jacob wollte sie deswegen vom Hofe entfernen; aber die Reize der schönen Frau besiegten seine Standhaftigkeit.

Sein Halbbruder, der Herzog von Monmouth, machte einen unglücklichen Versuch, ihm den Thron zu entreißen. Bisher hatte er sich bey seinem Schwager, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, aufgehalten, und er war von demselben sehr freundschaftlich behandelt worden. Wilhelm fand jedoch, als Jacob II den Thron bestieg, für gut, ihn zu entfernen. Monmouth begab sich hierauf nach Brüssel. Von Jacob beständig verfolgt, ließ er sich endlich, von seinen hitzigen Anhängern, zu dem unüberlegten Einfall hinreißen, eine Landung in England zu versuchen. Er fuhr mit drey kleinen Schiffen aus Holland ab. Als er auf der westlichen Küste landete, belief sich die Anzahl seiner Anhänger kaum auf hundert; nach vier Tagen aber war sein Kriegsvolk schon bis auf 2000 Mann, freylich meistens gemeine Leute, angewachsen. Er unterstand sich nun, den König Jacob, in seinem Mantfeste, einen Verräther, Tyrannen, Mörder, einen papistischen

sehen unrechtmäßigen Besitzer des Throns zu nennen, und ihm die Vergiftung des vorigen Königs gerade zu Schuld zu geben. Aber Monmouth, der zu wenig Geistesstärke besaß, und an guten Officieren Mangel litt, versäumte die beste Zeit, seine Unternehmungen bedeutend zu machen. Da half es ihm wenig, daß 20 Mädchen ihn mit zwey Fahnen, und einer Abschrift der Bibel, besenkten, daß so viele Leute ihm zuliefen, daß es an Gewehren für dieselbe fehlte. Jacob machte bald so große Zurüstungen, daß Monmouth in die verzweiflungsvollste Lage gerieth. Nun ließ er sich von seinen verblendeten Anhängern auch noch bereden, (5. Jun.) der königlichen Armee ein Treffen zu liefern, das, der großen Tapferkeit seiner Leute ungeachtet, unglücklich für ihn ausfiel. Als Bauer verkleidet seine Rettung suchend, mußte er sich in einem mit Farrenkraut bedeckten Graben verbergen. Aber auch hier wurde er gefunden. Ganz ermüdet und niedergeschlagen, weinte er, als man sich seiner bemächtigte. Seine Hinrichtung, die der unbarmherzige Jacob (5. Jul.) geboth, rührte das Volk, das ihn liebte, bis zu Thränen, und der schöne,

schöne, erst 36 Jahre alte Prinz hatte das traurige Schicksal, daß der mitleidige Scharfrichter, erst nach mehreren Stichen, seinen Kopf vom Stumpfe zu trennen vermochte. Viele von den gefangnen Anhängern des unglücklichen Monmouth wurden gehängt. Der Oberste Kirke, dem Jacob die Aufsicht über die Hinrichtungen übergab, hatte, während seiner langen Kriegsdienste zu Tanger, und durch den Umgang mit den Mauren, sein menschliches Gefühl so sehr abgestumpft, daß er, während der Hinrichtung, auf die Gesundheit des Königs und der Königin trank; daß er, während der Todeszuckungen der Unglücklichen, Trommeln und Trompeten erschallen ließ; daß er den Bruder eines schönen Mädchens, das, um denselben zu retten, sich seiner Wollust aufgeopfert hatte, dennoch nicht verschonte, daß er seinen Soldaten allen Muthwillen erlaubte. Dies machte auf das Volk einen so gehäßigen Eindruck, daß Jacobs Sieg über den Monmouth, anstatt seine Macht und sein Ansehn zu vergrößern, seinen Untergang vielmehr befördern half.

Jacobs Untergang beschleunigte aber am meisten der unüberlegte Eifer, mit welchem
er

die Wiedereinführung der katholischen Religion vorbereitete. Er erklärte zuerst im Parlamente, daß er von der unter seinem Bruder Karl II (1673) vom Parlamente durchgesetzten Testacte, welche die Katholiken von den Staatsämtern ausschloß, abzugehen gedente. Die Gefahr, die Hauptschutzwehre gegen das Papstthum zu verlieren, versetzte die Prälaten in einen lebhaften Schrecken, und die ganze Nation in Unruhe. Diese Unruhe vermehrte das traurige Schicksal, das der Widerruf des Edicts von Nantes den französischen Reformirten zuzog. Funfzigtausend Religionsflüchtlinge, die Ludwigs XIV unbarmherziges Verfahren nach England versetzte, erregten die nicht ungegründete Besorgniß, daß solche Austritte sich vielleicht auch diesseits des Meeres ereignen könnten. Als das Parlament, wegen der Aufhebung der Testacte, durchaus nicht nachgeben wollte, schlugen Jacob und seine Minister den Weg ein, ihren Plan vermittelst richterlicher Aussprüche einzuführen. Jacob maßte sich nun die Gewalt an, von der Befolgung der Testacte frey zu sprechen. Da er nun um diese Zeit einen neuen Gesandten nach Rom schickte,

schickte, und seine Reiche der Gewogenheit des heiligen Vaters empfehlen ließ, so erreichte die Vangigkeit der Bischöfe die höchste Stufe. Sie weigerten sich daher mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit, eine königliche Erklärung wegen der allgemeinen Gewissensfreyheit (1685 May) in allen Kirchen vorlesen, und in allen Gemeinden vertheilen zu lassen. Der Erzbischof von Canterbury, und sechs andre Bischöfe, übergaben dem König eine ehrfurchtsvolle Vorstellung. Jacob ließ sie in Verhaft nehmen, und nach dem Tower bringen. Während war der Anblick, wie die großen Haufen von Menschen, welche das Ufer der Themse einfaßten, auf ihrem Angesichte liegend, die dem Gefängnisse zuwandernden Bischöfe um ihren Segen, und um die Rettung des Landes und der Religion bathen; wie selbst die Soldaten, die Waffen wegwerfend, vor den Bischöfen auf die Kniee fielen; wie die Bischöfe, demüthig in ihren Geberden, das Volk ermahnten, Gott zu fürchten, und gegen den König Ehrfurcht und Treue zu beobachten. Jacob mußte es auch geschehen lassen, daß die Bischöfe, auf den Ausspruch der Richter, ihres

ihres Verhaftes entledigt wurden. Er machte hierauf einen Versuch, die Soldaten, seine vornehmste Stütze, für die katholische Religion zu gewinnen, und er errichtete deswegen in dem Uebungslager, das er um diese Zeit veranstaltete, eine katholische Kapelle; aber seine Bemühungen dienten zu weiter nichts, als ihm auch das Vertrauen der Armee zu entziehen. Doch auch auf seine Minister konnte sich Jacob II., der so despotisch regieren wollte, nicht verlassen. Sunderland und Jeffries, seine geheimen Räthe, gaben ihm nicht die Warnungen, wozu sie ihre Pflicht aufforderte. Sein vertrautester Rathgeber war daher sein Beichtvater. Wenn unter diesen Umständen den patriotischgesinnten Engländern noch ein Trost blieb, so war es die Aussicht, daß, nach dem Tode Jacobs II., der noch keinen Sohn hatte, die Thronfolge an seinen Schwiegersohn, den Prinzen Wilhelm von Oranien, fallen würde; aber diese trostreiche Aussicht wurde (1685 am 10. Jun.) durch die Geburth eines Prinzen vereitelt. So sehr die Eltern desselben, und die Katholiken, sich über dieses Ereigniß freuten, so unangenehm war es den Verehrern

vern der reformirten Religion, und da glaubte man sehr leicht an das Gerücht, daß der neugebohrne Prinz untergeschoben sey.

Um so lebhafter regte sich der Wunsch, daß man den König Jacob gegen den Prinzen Wilhelm vertauschen könnte. Dieser nahm sehr klug die Miene an, als wenn die Angelegenheiten in England ihm ganz gleichgültig wären. Er wollte keine von beyden Partheyen beleidigen; er wollte noch weniger bey der damaligen königlichen Familie Verdacht erregen. Gegen diese bewies er sich vielmehr sehr freundschaftlich. Weil er aber, ganz unpartheyisch sich verhaltend, dem despotischen Verfahren Jacobs II seinen Beyfall versagte, so äusserte dieser seinen Unwillen über Oranien, und die Generalstaaten, immer deutlicher. Er forderte die sechs Regimenter, die bisher im holländischen Solde gewesen waren, wieder zurück; er vergrößerte die Flotte. Dadurch gab er aber dem Prinzen von Oranien eine erwünschte Veranlassung, sich der englischen Patrioten gegen ihn anzunehmen. Einige der vornehmsten englischen Herren bathen ihn auch noch besonders um seinen Beystand.

Der Prinz Wilhelm hatte, schon seit einigen Jahren, die Generalstaaten zur Vermehrung der Landarmee aufgefordert; aber die Stadt Amsterdam widersetzte sich dieser Vermehrung so standhaft, daß sie unterblieb. Die weisen Vorsteher dieser großen Handelsstadt sahen sehr wohl ein, daß eine große Landmacht zu weiter nichts dienen könne, als die Republik zur schädlichen Theilnahme an Landkriegen zu verleiten. Sie trugen dagegen auf die Vergrößerung der Flotte an. Ungeachtet nun der Prinz seinen Plan wegen der Landarmee noch nicht durchsetzen konnte, so war sie doch ansehnlich genug, ihn bey seiner Unternehmung gegen Jacob II zu unterstützen. Auch gaben ihn verschiedene deutsche Reichsfürsten das Versprechen, die holländischen Truppen, die man einschiffen würde, durch ihr Kriegsvolk zu ersetzen. Alle Zurüstungen, die der Prinz damals machte, schienen gegen Frankreich, welches damahls Philippsburg belagern ließ, gerichtet; allein der französische Gesandte im Haag durchdrang dennoch das Geheimniß des eigentlichen Plans. Jacob wurde von Ludwig XIV gewarnt. Ludwig wollte ihm eine Flotte und

Trup-

Truppen schicken; er wollte die Armee, die Philipsburg belagerte, in die Niederlande einrücken lassen; aber Jacob verbath sich alles. Ludwig gieng in seinem Eifer für Jacob so weit, daß er gegen die Generalstaaten Drohungen äusserte. Diese wunderten sich, und Jacob ärgerte sich darüber.

Das freundschaftliche Verhältniß, welches Jacob II mit dem Hofe zu Versailles unterhielt, spannte aber das Mißtrauen, welches die Nation in ihn setzte, noch höher. Dieses Mißtrauen gieng nunmehr in den Geist der Empörung über, der sich zuerst auf der Flotte, und hernach auch bey der Armee, äusserte. Jetzt bekam Jacob II die sichere Nachricht, daß er, von Holland aus, einen mächtigen Angriff erfahren würde. Seine bisherige Sicherheit verwandelte sich nun plötzlich in eine lebhafte Bestürzung. Die Minister, die er in dieser Bestürzung um ihre Meynung fragte, wußten ihm keinen andern Rath zu geben, als die der Nation verhassten Verfügungen sogleich zurückzunehmen. Die Nation betrachtete aber diesen Schritt für das, was er wirklich war; für einen

Beweis der Furcht, aber nicht für einen Beweis der Reue. Daß sie sich in ihrer Vermuthung nicht geirrt hatte, zeigte sich deutlich, als Jacob, bey der Nachricht von einem großen Unglück der holländischen Flotte, in seiner Nachgiebigkeit gleich wieder so zurückgieng, daß er den Pabst bey seinem Prinzen zu Gevatter bath. Dabey hatte er freylich die Demüthigung, daß er, wegen der Schwangerschaft und der Niederkunft seiner Gemahlin, erst einen Beweis führen mußte.

Indessen verbreitete sich aber in England eine gedruckte Erklärung des Prinzen von Oranien, daß er, um den Beschwerden der Nation abzuhelpfen, um der Religion, der Freyheit, und dem Eigenthume der Unterthanen, hinlängliche Sicherheit zu verschaffen, und aus diesem Grunde die Versammlung eines freyen Parlaments zu veranstalten, mit einer bewaffneten Macht herüber kommen würde. Der Prinz betrieb auch seine Zurüstungen mit solcher Lebhaftigkeit, daß, in Zeit von drey Tagen, 400 Transportschiffe gemiethet waren, daß (1688 am 21. Oct.) eine Flotte von 500 Schiffen und 14000 Mann,

Mann, die sich an der Maas zusammengesogen hatten, von Helvoetsluis unter Seegel gehen konnten. Ein Sturm trieb sie zwar wieder zurück; der Admiral Herbert brachte sie jedoch bald wieder in die See, und führte sie mit gutem Winde nach der westlichen Küste von England. Eben dieser Wind nöthigte Jacobs Flotte, in der Themse zurückzubleiben, so daß die holländischen Schiffe ganz ungehindert durch die Straße von Dover gehen konnten. Sie landeten, am Jahrestage der Pulververschwörung (am 5ten Nov.) bey Torbay. Zu Exeter machte der Prinz die Absicht seiner Ankunft öffentlich bekannt. Einige Tage hindurch, wagte es niemand, sich an denselben anzuschließen, und erst nach dem Vorgange eines Majors, Namens Burrington, erklärte sich erst der niedrige, und hernach auch der hohe Adel, für den Prinzen. Vier und zwanzig Bischöfe und Pairs übergaben noch dem König Jacob II eine Vitterschrift wegen der Zusammenberufung eines freyen Parlaments. Ehe sich derselbe aber entschließen konnte, war schon die Armee zum Prinzen übergegangen. Das Regiment des Obersten Churchill, des nach-

mah;

mahligen Herzogs von Marlborough, hatte den Anfang gemacht.

Jacob befand sich indessen mit den Truppen, die ihm treu blieben, zu Salisbury. Da sich diese aber schon sehr vermindert hatten, faßte er (am 25sten Nov.) den muthlosen Entschluß, sich nach London zurückzuziehen. Seine geringe Entschlossenheit munterte immer mehrere auf, sich von ihm zu trennen. Schon auf der ersten Station entfernte sich, außer mehreren hohen Personen, sein eigner Schwiegersohn, der Prinz Georg von Dänemark. Auch die Gemahlin des letztern, Jacobs Tochter, Anna, begab sich zum Prinzen von Oranien. Derjenige, der hier das meiste wirkte, war der Lord Churchill, der sich, durch Jacobs Gunst, vom Pagen bis zum Pair emporgeschwungen hatte. Jacob rief nun in der Bestürzung aus: „Gott sey mir gnädig; meine eignen Kinder verlassen mich!“, Er versammelte zu London alle daselbst befindlichen geistlichen und weltlichen Pairs, und berief ein neues Parlament; auch schickte er an den Prinzen von Oranien einige von seinen Vertrauten, um einen Vergleich

gleich zu unterhandeln. Aber er entzog sich während der Zeit das geringe Zutrauen, das die Nation noch zu ihm hatte, durch die Aeußerung, daß er die Katholiken jetzt noch für seine einzigen Unterthanen ansähe.

Der Prinz von Oranien versäumte in dessen nichts, was den Muth des schwachen Jacobs noch vollends niederschlagen konnte. Während daß er auf Jacobs völliger Ausschließung vom Throne bestand, rückte er mit seiner Armee der Hauptstadt immer näher. Auch schlossen sich immer mehr Völker und Große an ihn an. Die fast allgemeine Stimmung für eine Revolution beweiset schon der Umstand, daß eine Ballade, welche der Katholiken und Irländer spottete, von jedermann gesungen wurde. Auch in Schottland, aus welchen die regulären Truppen herausgezogen wurden, äusserte man keine für Jacob günstigen Gesinnungen. Die Katholiken, und die Anhänger des Stuartischen Hauses, mußten sich verbergen; die Kapelle im königlichen Pallaste wurde geplündert. Jacob, der jetzt auf niemand sein Vertrauen zu setzen wagte, als auf diejenigen, die seine Gefah-

rtheil

theilten, der sich des traurigen Schicksals seines Vaters erinnerte, faßte den Entschluß, das Land, wo er nichts, als trübe Aussichten vor sich sah, zu verlassen, und sich in den Schutz desjenigen zu begeben, auf dessen Rath und Warnung er zu wenig achtete. Nachdem er seine Gemahlin, und den kleinen Prinzen, vorausgeschickt hatte, schlich er sich selbst (24. Dec.) zur Nachtzeit fort, von dem einzigen Ritter Hales, einem Neu- bekehrten, begleitet, und begab sich, seinen Vorsatz sorgfältig verschweigend, eiligst zu einem Schiffe, das ihn auf der Themse erwartete. Seine Hoffnung, sich auf dem Throne zu behaupten, war jetzt so tief gesunken, daß er niemand die Regierung in seiner Abwesenheit auftrug, daß er das große Reichsiegel in die Themse warf, daß er alle Ausschreiben zur Wahl eines neuen Parlaments widerrief.

Nach Jacobs II Entfernung übte das gemeine Volk seine Nachsucht aus, riß es alle Häuser, in welchen Messe gelesen wurde, nieder, plünderte es sogar die Wohnungen des spanischen und florentinischen Gesandten,
die

die mit geretteten Sachen der Katholiken angefüllt waren, und mißhandelte es den Kanzler Jeffries, der verkleidet zu entweichen suchte, so gewaltig, daß er kurz darauf starb. Jetzt traten aber die in London versammelten geistlichen und weltlichen Pairs in einen Verein zusammen, und ertheilten, als Repräsentanten der Nation, dem Lord Maire, und den Aldermännern der Stadt London, den Befehl, alles anzuwenden, um die Ruhe in der Hauptstadt zu erhalten; eben dieses geböthen sie auch der Flotte, der Armee, und den Besatzungen. Zugleich ersuchte man den Prinzen von Oranien um seine Unterstützung. Doch, während dieser Bemühungen, den Ausschweifungen des Pöbels vorzubeugen, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß die abgedankten irländischen Soldaten den Protestanten den Tod geschworen hätten. Man läutete die Sturmglocken; man zündete die Feuerzeichen an. Schon glaubte man in der Ferne den von den brennenden Städten aufsteigenden Rauch zu sehen; schon glaubte man das Heulen der Ermordeten zu hören. Eben, als dieses vorgieng, wurde aber Jacob, wie er in fremder Kleidung entflohen wollte,

zu Feversham ergriffen, und erst gemüthlich, hernach aber von dem niedern Adel in Schutz genommen. Der Prinz von Oranien schickte ihm den Befehl, nicht weiter, als bis nach Rochester, zu gehen; aber er befand sich schon in London, wo der leichtsinnige Pöbel, von seinem Schicksale gerührt, ihn mit Freudengeschrey empfing. Von Seiten der Großen bewies man ihm aber desto weniger Achtung. Auch hatte Jacob nicht den geringsten Muth, und nicht die geringste Lust, den weggeworfenen Regierungszügel wieder zu ergreifen. Er schickte einen Abgeordneten an den Prinzen, um sich eine Unterredung auszubitten; dieser ließ aber denselben, weil er keinen Paß vorweisen konnte, in Verhaft nehmen. Hierauf wurde das Schloß Whitehall von holländischen Soldaten besetzt, und dem Jacob wurde, nach Mitternacht, als er schon im Bette lag, die Weisung gegeben, seinen Pallast am nächsten Morgen zu verlassen. Er bath sich die Erlaubniß aus, nach Rochester zu gehen. Hier wartete er noch einige Tage, vielleicht in der Hoffnung, daß man ihm den Thron wieder übertragen würde. Da diese Hoffnung aber endlich ganz verschwand,

schwand, und die Bitten seiner Gemahlin, ihr nach Frankreich zu folgen, immer dringender wurden, gieng er heimlich an den Bord einer Fregatte, die ihn nach Ambleteuse in der Picardie versetzte. Von da begab er sich nach St. Germain, wo er von Ludwig XIV mit großmüthigen, achtungsvollen Mitleid empfangen wurde. Man erwies ihm und seiner Gemahlin gerade die Ehre, die dem König und der Königin von Frankreich erwiesen wurde. Sie wurden von der königlichen Garde bewacht, und die Hofbeamten des Königs standen zu ihrer Aufwartung bereit. Jacobs Gemahlin fand auf ihrer Toilette einen mit zehntausend Stück Louisd'ors gefüllten Beutel. Auch Jacob selbst erhielt viele Geschenke, und man setzte ihm, zur Unterhaltung seines Hofstaates, eine jährliche Summe von 600000 Franks aus. Bald wurde er aber in Frankreich eben so wenig, als in England, geachtet, und sein vertrauter Umgang mit den Jesuiten diente ihm gar nicht zur Empfehlung.

Als Privatmann war Jacob II untadelhaft; als Freund offenherzig, standhaft, und
ge:

gefällig. Als Regent befaß er sich der Sparsamkeit, und seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf das Seewesen und den Handel seiner Nation gespannt. Aber er konnte sich von dem Grundsatz seines Hauses, der die Beförderung der katholischen Religion zum Ziele hatte, aller Warnungen ungeachtet, so wenig entfernen, daß er, mit der Duldung der Katholiken nicht zufrieden, alle Gewalt und alle Gunst nur ihnen zutheilen wollte; daß er immer mehrere zur Abschwörung des reformirten Glaubens zu bewegen suchte.

Jacobs II Anhänger leisteten einen so unbedeutenden Widerstand, daß nur ein einziges Gefecht vorfiel, in welchem wenige Leute getödtet wurden. Man veranstaltete eine Convention, oder Nationalversammlung, die aus allen Mitgliedern des Hauses der Gemeinen unter Karl II, aus dem Lordmair, den Aldermännern, und fünfzig Gliedern des londonischen Stadtraths, zusammengesetzt war. Diese schloß sich an die Pairs des Oberhauses an, und trug (1689 Jan.) in Verbindung mit denselben, dem Prinzen von Oranien die Regierung auf. Flotte, Armee,
alles

alles unterwarf sich. Auch Schottland stimmte für die Regierungsveränderung. Das Parlament erklärte, daß Jacob II, durch die Jesuiten, und andre böse Leute, verleitet, den Vertrag mit der Nation gebrochen, und daß durch seine freywillige Entfernung der Thron erledigt worden sey. Im Oberhause äusserte sich jedoch noch lebhafter Widerspruch. Die Gemeinen und die hohe Geistlichkeit sahen es wohl gern, daß Jacobs Regierung aufhörte; aber der Sieg ihrer Gegner, der Presbyterianer, kränkte sie doch innigst. Jacob sollte nicht abgesetzt, das regierende Haus sollte nicht geändert werden. Das Unterhaus hatte aber endlich die Freude, daß auch alle Bischöfe, bis auf zwey, sich an dasselbe anschlossen. Der Prinz von Oranien benahm sich mit großer Klugheit. Er ließ die Wahlen der Parlamentsglieder ganz ungestört geschehen, und es mußten deswegen aus allen Städten, wo die Wählenden sich versammelten, die Truppen abmarschieren. Seiner Sache auch schon ziemlich gewiß, unterstellt er mit keiner Parthey ein Einverständnis. Seine Freunde, ja selbst seine Gemahlin, verbreiteten das Gerücht, daß er entschlossen wäre,

wäre,

wäre, die Regierung nicht zu übernehmen. Aber er übernahm sie doch, als sie ihm durch eine Bill oder Acte der Nationalversammlung übergeben wurde. Nach seinem und seiner Gemahlin erbenlosen Tode, sollte die Krone der Prinzessin Anna zu Theil werden. Zugleich wurde durch die Bill of rights der Umfang der königlichen Rechte deutlicher bestimmt, und die englische Nationalfreyheit dadurch befestigt.

Während daß unter der Regierung Karls II und Jacobs II die Nationalfreyheit in Gefahr schien, befand sich das Reich in einem ziemlich blühenden Zustande, stiegen Handlung und Schifffahrt immer höher. Aber freylich besaß England damahls noch keinen solchen Geldreichthum, wie jetzt. Dieß beweiset die Summe der Staatseinkünfte. Karls II ordentliche Einnahme betrug nicht mehr, als 1,200,000 Pfund. Die außerordentliche belief sich auf 47808 Pf. Jacob II brachte es, seine Einkünfte eines Herzogs von York mitgerechnet, nicht höher, als auf 1,800,000 Pfund. Die Nationalschuld betrug bey der Revolution noch nicht völlig 146,000 Pfund.

Aber

Aber das Militär und die Flotte kosteten damals auch nur wenig. Karl II unterhielt anfangs, selbst die Garden mitgerechnet, nicht mehr, als 5000 Mann, und nur zuletzt wuchs die Zahl seiner regulären Soldaten bis auf 8000 Mann an. Doch Jacob II zählte schon auf 30000 Mann geworbene Soldaten in England. Zu den Zeiten Karls II belief sich die Flotte auf 113 Schiffe. Jacob vermehrte sie bis auf 173 Schiffe, die 42000 Seeleute erforderten. Seine Verwaltung der Admiralität war ganz vortrefflich; es gab jedoch auch nicht leicht einen König von England, der sich, in Ansehung der Schiffkunde, mit Jacob II vergleichen läßt. Er brachte die Seesignale in ein neues System. Die despotischen Maßregeln der Könige aus dem Hause Stuart hatten aber unter andern die Folge, daß viele, die sich denselben zu entziehen wünschten, nach Amerika wanderten.

Fünf:

Fünfzehnter Abschnitt.

Die Spanier, Engländer und Franzosen, breiten sich in Nordamerika immer weiter aus. Englische und französische Colonien auf der östlichen Küste von Nordamerika. Die Europäer theilen sich in die westindischen Inseln. Den Engländern und Franzosen bahnen die Glibustiers den Weg. Auch in Südamerika lassen sich Franzosen und Holländer nieder.

In Amerika hatte sich seit anderthalbhundert Jahren der Schauplatz gar merklich geändert. Spanier und Portugiesen theilten sich jetzt nicht mehr allein in die schönen, productenreichen Länder des neuen Erdtheiles; Engländer, Franzosen und Holländer

bewies

bewiesen sich gleichfalls sehr thätig, Besitzungen in Amerika zu erwerben, und selbst die Schweden suchten ihren Handel nach Nordamerika durch Pflanzörter zu befestigen. So entstand allmählig eine Menge von Colonien, von Provinzen, deren Einwohner ein sehr buntes Gemische darstellen; es bildeten sich Provinzen und Staaten, die nicht allein auf das Gewerbe, sondern auch auf die Politik von Europa, einen mächtigen Einfluß gehabt haben.

Die meisten Europäer ließen sich auf der langen Küste von Nordamerika nieder, die sich ihrer Landung zuerst darboth, die von andern Nationen, von Spaniern und Portugiesen, noch nicht besetzt war. Erst von der Küste drangen sie allmählig immer mehr in das Innere, wo ein undurchdringlicher Wald, wo ein großer See, wo ein ungeheurer Sumpf sich an den andern anschloß. Auf diesen rauhen Boden lebten viele Stämme von Jägervölkern, die den Europäern, die sich an ihren Grenzen, in ihrem Gebiete, festsetzten, eben so tapfer, als ehemals die Germanen den Römern, Widerstand thaten.

Caletti Wlfg. 14r Th.

E Um

Um den Hudsonsbay, und überhaupt in dem nördlichsten Amerika, breitete sich das große Volk der Eskimoer aus, eine der rohesten und wildesten unter den amerikanischen Nationen; bald klein, im Sommer unter Zelten, und im Winter in elenden Hütten wohnend, bald von mittlerer zum Fettwerden geneigten Bildung; ein hilfloses, von mehreren Bequemlichkeiten des Lebens sehr entferntes Menschengeschlecht, das sich, anstatt des Eisens oft nur geschärfter Steine zu seinen Pfeilen und Spießen bediente, das von Oberherren, von Regierung, nichts wußte. An diese schlossen sich die Delawaren, einer der ältesten Völkerstämme, an. In der Gegend der großen Seen stießen die Europäer auf die Mohaker oder Huronen, und die Illinesen, zwey der zahlreichsten und kriegerischsten Völker. Hinter den apalachischen Gebirgen wohnten die Escherokier oder Irokese, eine mächtige Nation, die, noch vor 60 Jahren (1740) auf 64 volkreiche Städte und Dörfer, und 6000 Krieger zählte; eine große, schlank und wohlgebaute Menschengattung, die blos von der Jagd lebte. Nachbarn derselben waren die Krighs oder Muskohgen, ein kupferbraunes,

braunes, gut und kraftvoll gebautes Volk von mittlerer Größe, dessen kriegerische Gesinnungen sich schon aus dem Umstande, daß sie den Werth eines Menschen nach der Zahl der von ihm erschlagenen Feinde, der von ihm abgezogenen Kopfhäute, berechnen, schließen lassen. Zwischen dem Mississippi und Tenassie lebten die Tschikasas, die ehemals 10000 Krieger aufbieten konnten, die sich mit ihrer schön berittenen Cavallerie besonders den Spaniern sehr fürchtbar machten. Am Fuße der Apalachen breitete sich ein Volk aus, das von denselben seinen Namen entlehnte; ein großes, gesittetes Volk; mit allerley guten Einrichtungen, mit Tempeln, religiösen Festen, und einer Hauptstadt Melicot. Auch die Matsches waren ehemals, wegen ihrer höhern Ausbildung, ihrer guten Einrichtung, und ihrer Verehrung der Sonne, berühmt. Die Arkansas, die am Flusse dieses Namens, auf der Ostseite des Mississippi, wohnten, gehörten zu den schönsten und ausgezeichnetsten Menschengattungen. Diese und noch andre Völker, als die in unsern Zeiten bekannten Weißindier, und die Nadowessier, hatten also eine höhere Stufe der Cul-

C 2

tur

tur erstiegen, die sie von den bloßen Jägerstämmen merklich unterschied. Alle diese Völker aber haben seit der Zeit, daß die Europäer ihre Nachbarn wurden, an Menschenzahl immer mehr abgenommen. Die slavemäßige Behandlung der Frauen, die sich ihrer Frucht zu entledigen suchen, oder ihre Kinder verwahrlosen, um durch eine große Familie ihr Leben nicht noch unerträglicher zu machen; die unaufhörlichen Fehden, bey welchen fast gar keine Gefangne gemacht wurden; dieß mußte der Vermehrung dieser Völker schon ein mächtiges Hinderniß entgegen setzen. Aber noch nachtheiliger wirkten in diesem Punkte die Kinderblattern, die diese Völker nicht zu behandeln wußten, die starken Getränke, deren Genuß sie sich leidenschaftlich überließen *), die Kriege, in die sie die habgüchtigen Europäer verwickelten.

Die Spanier, die in Nordamerika schon Mexico besetzt hatten **), entdeckten hierauf (1536) auch die Halbinsel Californien, und endlich

*) Theil IX, S. 253.

**) Th, IX, S. 223 fgg.

endlich (1583) auch die Länder, die sie Newmexico und Neunavarra nannten. Florida, das ihnen weit früher (schon 1512) bekannt wurde, bauten sie erst späterhin an. Aber nördlich von Florida, an der langen östlichen Küste, bis zu den Gränzen des Eismeeres, ließen sich zuerst Engländer nieder. Die Küsten, welche die Venezianer Cabot gefunden hatten *), versprachen kein Gold, kein Silber, und mit Fischen, die ihren größten Reichthum ausmachten, war den Engländern, welche die reformirte Religion von der Nothwendigkeit der strengen Fasten befreite, und die Irland und Dänemark reichlich mit Fischen versorgte, gar nicht gedient. Ihre Seereisen nach Nordamerika hatten daher nicht sowohl Handelsverhältnisse mit diesem Erdtheile, als die Aufsuchung eines nördlichen Seeweges nach Asien, zur Absicht. Fro: bisher, der deswegen (1571, 1572 und 1575) drey Reisen machte, kam bis zum 63sten Grad nördlicher Breite. Das Interesse der Engländer, die nordöstlichen Küsten von Nordamerika zu besuchen, wuchs jedoch, als Dänemark

*) Th. IX, S. 216.

nemark thnen die Fischerey an den isländischen Küsten zu verwehren anfieng. Seit den ersten Jahren Eduards VI seegelten nun jährlich einige englische Schiffe nach Newfoundland, um Stockfische zu holen. Als hierauf die Handelsverbindung mit Archangel einen stärkern Schwung in das englische Gewerbe brachte, dachte man ernstlich auf Anpflanzungen in Nordamerika, um sich die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt zu erleichtern. In dieser Absicht vereinigte sich Humphrey Gilbert mit seinem Halbbruder, dem berühmten Walter Raleigh, die Küsten zwischen 30^{er} und 50sten Grad der nördlichen Breite, anzubauen. Franz Drake, der bis zum 48sten Grad gekommen war, hatte diese Küste, die er im Rahmen der Königin Elisabeth in Besitz nahm, Neualbion genennt. Gilbert und Raleigh erhielten auch (1578 und 1584) von der Elisabeth die feyerliche Erlaubniß, alles Land, welches andre Nationen noch nicht eingenommen hätten, in Besitz zu nehmen. Sie gründeten hierauf (1585) die Colonie Virginien, die anfangs manchen widrigen Schicksalen ausgesetzt war. Die 107 Colonisten, die sie dahin versetzten,

kehr:

kehrten bald wieder nach Europa zurück, weil es ihnen an den Lebensbedürfnissen fehlte. In den folgenden Jahren (1587 und 1590) ließ Raleigh neue Menschentransporte nach Virginien abgehen, die eben auch nicht gediehen. Indessen erndteten die Engländer von den Unternehmungen Raleighs und seines Gefährten doch den Vortheil ein, daß sie mit den fruchtbaren Ländern der östlichen Küste von Nordamerika bekannter wurden.

Diese Bekanntschaft befestigte vornehmlich der Capitain Bartholomäus Gosnold, der die seit zwölf Jahren unterlassenen Entdeckungsreisen (1602) erneuerte. Er fuhr, durch das atlantische Meer, gerade westwärts, und kam bis zu dem 43sten Grade der nördlichen Breite, oder bis zur Küste von Neuengland. Seine vortheilhafte Beschreibung von der Beschaffenheit dieses Landes, und das herrliche Pelzwerk, das er mitbrachte, munterte zu einer neuen Handlungsgesellschaft auf. Jacob I, für welchen die Anlegung neuer Colonien ein Lieblingsgedanke war, erteilte (1606) durch ein Patent die Erlaubniß, alles Land zwischen den 45sten bis 34sten Grad
der

der Breite, welches noch keine andre christliche Macht sich zugeeignet hätte, mit dem Rechte, alle vorhandenen Gold- und Silberbergwerke zu benutzen, Münzen zu schlagen, die Producte zollfrey auszuführen, in Besitz zu nehmen; für die Krone bedung er sich von Gold und Silber 1/5, und von andern Metallen 1/15 des Ertrages, aus. Es fanden sich hierauf so viele, die von der ertheilten Erlaubniß Vortheil zu ziehen suchten, daß man aus ihnen zwey Gesellschaften bildete; eine londoner, die den Anbau der Küste von 34 bis 40 Grad übernahm, und eine plymouther, die ihre Sorgfalt auf die nördlichen bis zum 45ten Grad sich ausdehnenden Länder verbreiten wollte. Dort wurden die Colonien von Carolina, Virginien, Pennsylvanien, und hier die Pflanzungen von Newengland, vorbereitet.

Um eben diese Zeit erneuerten aber auch die Franzosen ihre Versuche, auf der nördöstlichen Küste mit Nordamerika sich bekannter zu machen. Hierzu forderte sie besonders der äußerst vortheilhafte Pelzhandel mit den Wilden auf. Heinrich IV, dessen Aufmerksamkeit

samkeit sich über jeden Gewerbszweig seiner Nation verbreitete, berechtigte einen unternehmenden reformirten Edelmann, Peter de Monts, der Nordamerika schon aus vorhergehenden Reisen kannte, die Länder der Breite zwischen dem 40sten bis 46sten Grad, gegen einen Zehnten von den Metallen, anzubauen. So entstanden (1609) die Pflanzungen in Acadien, welches die Engländer schon Neuschottland genannt hatten, an die sich bald eine Colonie in Canada, Namens Quebec, anschloß.

Aber auch die Holländer richteten ihre Aufmerksamkeit auf die nördlichen Küsten von Amerika. Sie wurden durch den einträglichen Pelzhandel, der sich ihnen hier darbath, bewogen, (1614) den daherum wohnenden Wilden einen Landstrich abzukaufen, der sich in der Gegend des jetzigen Newyork ausdehnte, und von ihnen Neubelgien, oder Neuniederland, genannt wurde.

Indem Holländer und Engländer, die von Neuengland her sich auszubreiten anfiengen, einander näherten, stießen sie (1634) unversichert

mutet auf eine Colonie von Schweden, die sich, mit Bewilligung Karls I, am Delaware, niedergelassen hatten. Nun entstand bald Eifersucht und Streit. Die Holländer behaupteten sich einige Zeit hindurch allein bey dem Besitze der Ufer des Delaware. Als aber Karl II (1664) seinem Bruder Jacob die zwischen dem Hudson und Delaware liegenden Länder, als ein Lehn, einräumte, wurden auch die Holländer überwältigt, und von dieser Zeit an herrschten in Nordamerika blos Engländer und Franzosen.

Die Engländer breiteten sich am meisten aus. Sie bauten sich zuerst in Neuengland und Virginien an. Die Colonie in dem letztern Lande fieng an zu gedeihen, als die von Jacob I privilegirte londoner Gesellschaft (1607) hundert Menschen hinziehen ließ, die Jamestown (Jacobsstadt) anlegten *). Um die bey der schweren Urbarmachung des Landes fehlenden Menschenhände, die durch Krankheiten sehr vermindert wurden, zu ersetzen, gab Jacob I den Befehl, die englischen

*) Theil X, S. 411. Theil XII, S. 376.

schen Gefängnisse zu öffnen, gab er die Verordnung, daß in Zukunft alle Verbrecher, welche die Todesstrafe nicht verwirkt hätten, als Leibeigene, nach Virginien abgeführt werden sollten. Seitdem häuften sich in Nordamerika Straßenräuber, Diebe, und andre Verbrecher an. Weil es der neuen Colonie vornehmlich auch an Frauenzimmern fehlte, so ließ die Londoner Compagnie (1618) neunzig Menschen dahin schaffen, die den Weisbietenden zu 100 bis 200 Pfund Tabak überlassen wurden. Man sorgte also auf alle Art für die Vermehrung der Volksmenge dieser neuen Colonie. Es gesellten sich derselben auch manche Puritaner zu, weil sie in ihrem Vaterlande zu sehr gedrückt wurden. Dennoch mußte man (seit 1620) auch Neger herbey schaffen. Weil sich diese Colonie zu sehr landswärts ausbreitete, so konnte sie einem Kriege mit den Wilden nicht entgehen. Diese Leute, die aber, mit den europäischen Kriegskünsten unbekannt, denselben keinen sehr nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen konnten, wurden bald in ihre dicken Wälder zurückgedrängt, wurden durch die Politik der Europäer unter einander selbst veruneinigt, wurden an den

leidens

leidenschaftlichen Genuß von Rum und Branntwein gewöhnt, der, nebst Mangel und ansteckenden Krankheiten, auf ihre Bevölkerung einen so nachtheiligen Einfluß hatte, daß von den größten und furchtbarsten Wülfen kaum einzelne Familien übrig blieben. Da die Regierung dieser Colonie uneinig war, hob Jacob I (1624) die londoner Gesellschaft durch einen Nachspruch auf, und unterwarf die bisherigen Unterthanen derselben einem königlichen Statthalter.

Das eigentliche Virginiten war in Süd- und Nordvirginien getrennt. Das letztere hatte die plymouther Gesellschaft zum Lande ihrer Niederlassung gewählt; sie fieng den Anbau desselben aber erst zehn Jahre hernach (1620) an. Den Namen Neuengland erhielt dieser Landstrich (1614), als der Capitain Smith, der dessen Küsten untersuchte, dasselbe auf einer Charte, die er dem Könige Jacob I überreichte, Neuengland nannte. Als hierauf die Independenten sich von diesem Könige ein Land ausbathen, wo sie, als eine besondrer Gemeinde, ihren schwärmerischen Glauben ausüben könnten, erlaubte er ihnen,
sich

sich in Neuengland niederzulassen. Die plymouther Gesellschaft räumte ihnen hierauf einen Landstrich am Lorenzstrom ein. Bald fanden sich andre Haufen von politischen und religiösen Schwärmern ein, und die Zahl der kleinen Republiken, der Pflanzörter, der Gemeinden, wurde immer größer.

Unter den neuen Colonien in Neuengland, die sich besonders hoben, gehörte Neuhamphshire (seit 1621), welches durch eine neue schwärmerische Secte, die ein gewisser Hutchinson stiftete, (seit 1637) in größere Aufnahme kam. Ein anderer Schwärmer dieser Secte unternahm (1622) den Anbau von Main, welches in der Folge (1681) mit Massachusetts vereinigt wurde. Dieses gründete (1627) Heinrich Rosewel, der das dazu gehörige Land der plymouther Gesellschaft kaufte. Die meisten Anbauer desselben waren Schwärmer, die sich in großer Anzahl einfanden. Die Pflanzung Connecticut veranlaßte (1636) die Eifersucht zweyer Geistlichen in Massachusetts. So wurde der Grund zu den künftigen Provinzen Neuenglands gelegt. Aber wie viele Menschen mußten dieser Gründung

dung

dung ihr Leben zum Opfer bringen? Ungeachtet durch eine ansteckende Krankheit die Zahl der Wilden sehr vermindert worden war, so hatten die ersten Anbauer von Neuengland doch noch einen harten Kampf mit denselben; auch wirkte Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen, verbunden mit anhaltenden Mühseligkeiten, und ungewohntem Klima, auf ihre Gesundheit so nachtheilig, daß von 9000 Colonisten, die nach Virginien wanderten, nach 20 Jahren nur noch 1800 übrig waren. Aber auch schon der Umstand, daß gute, sittliche, fleißige Leute mit Straßenräubern, Dieben und andern Verbrechern dieser Art, in Gesellschaft leben sollten, mußte das Gedeihen einer solchen Colonie erschweren. Erschweren mußte es endlich auch die Wuth, mit welcher die Schwärmer verschiedener Partheyen die Feindschaft, die sie in ihrem Vaterlande unterhalten hatten, noch jenseits des Meeres fortsetzten. In Neuengland herrschte lange ein überspannter Religionseifer, der Verhaftung, Verbannung, Hinrichtung, nach sich zog.

Um sich im Mutterlande ein größeres Ansehen zu geben, um den Holländern am

Hud:

Hudson, den Franzosen in Acadien, und den Indianern, die sich von den europäischen Ankömmlingen nicht wollten zurückdrängen lassen, einen desto nachdrucksvollern Widerstand entgegenzusetzen, schlossen sich (1643) die vier Hauptcolonien von Neuengland in ein Vertheidigungsbündniß an einander an. Neuengland blühte seit dieser Zeit immer schöner auf. Die Wäldungen wurden ausgerottet, ansehnliche Landstriche urbar gemacht; der Handel mit den westindischen Inseln, mit Madera, mit den Canarien, breitete sich immer weiter aus. Cromwells Navigationsacte untersagte zwar den Colonien allen unmittelbaren Handel mit fremden Nationen, und machte sie, in der Absetzung ihrer Producte, gang abhängig von England; um so thätiger aber zeigte sich der Schleichhandel nach den französischen und holländischen Inseln. Die englische Regierung, die denselben nicht verhindern konnte, sah sich dadurch genöthigt, die harten Verordnungen der Navigationsacte zu mildern. Sie legte auf alle Producte der nordamerikanischen Colonien, die aus andern Ländern nach England gebracht wurden, einen erhöhten Zoll, und bewirkte dadurch, daß man diese

diese Producte den Nordamerikanern lieber selbst abkaufte, und daß diese dadurch ein vortheilhaftes Monopolium ihrer Landeserzeugnisse erhielten.

Unter Karl II kam der Zeitpunkt, wo die in England herrschenden Unruhen die Bewohner des englischen Nordamerika außerordentlich vermehrten, wo eine ansehnliche Colonie sich an die andre anreihete. Es entstand jetzt die Provinz Carolina. Dieses große Land zwischen Virginien und dem Savannah wurde (1512) von den Spaniern entdeckt, aber, weil es diesen habgütigen Leuten keine Goldschätze darboth, von ihnen wieder verlassen. Hierauf wies es Karl IX von Frankreich dem Admiral Coligny an, als dieser seinen verfolgten Glaubensgenossen ein Land der Ruhe zu verschaffen wünschte. Man nannte es nun das französische Florida, und die Colonte, die man in demselben anlegte, erhielt nach dem Könige Karl IX den Namen Carolina. Diese Colonie wurde aber von den neidischen Spaniern unter dem Vorwande, daß sie aus Ketzern bestände, überfallen und fast ganz vernichtet. In der Folge
(seit

(seit 1622) bauten sich jedoch die Engländer in diesem Lande an, und der Anbau desselben erhielt vornehmlich seit der Zeit, als Karl II es dem Lord Clarendon und einigen andern Unternehmern, einräumte, einen sehr verstärkten Schwung. Es giengen (1669) Colonisten von mehreren Religionspartheyen dahin, zu welchen sich zwey Jahre hernach viele Puritaner gesellten, die von Karls II Regierung gedrückt wurden. Für die Regierungsverfassung dieser Provinz entwarf Locke, der größte englische Philosoph seiner Zeit, den Plan.

Um diese Zeit (1664) wurden auch die beyden Colonien, Newyork und Newjersey, ausgebildet. Auf der Insel, auf welcher jetzt die Stadt Newyork steht, bauten sich (1614) zuerst Holländer an, um den ergiebigen Pelzhandel dieser Gegend zu benutzen. Die holländische westindische Gesellschaft, der die Generalstaaten das Recht verliehen, nach den amerikanischen Küsten, von Newfoundland bis zur Südsee, Handel zu treiben, und auf denselben Festungen und Pflanzungen anzulegen, gründeten die Colonie Neuniederland,

D nebst

Galetti Weltg. 147 Th.

nebst der Stadt Amsterdam. Der mit andern Dingen genug beschäftigte Karl I ließ es geschehen, aber Karl II machte die englischen Ansprüche mit allem Nachdruck geltend. Sein Bruder, der Herzog Jacob von York, dem er alles nordamerikanische Land von Neu schottland bis zum Lorenzfluß verlieh, überließ einen beträchtlichen Theil desselben, noch ehe es erobert war, dem Lord Berkely und dem Georg Carteret. Die Eroberung kostete keine große Mühe. Die Generalstaaten traten im Frieden, den sie (1667) mit Karl II schlossen, Neuniederland, für Surinam, an England ab. Jener Name verwandelte sich nun in Newyork, und aus Neumsterdam wurde St. James.

Das Land von Newjersey (Nova Caesarea) welches Hudson gleichfalls zuerst gesehen hatte, verlieh Jacob I einige Jahre früher (1606) als ein noch völlig unbekanntes Land, das noch kein englischer Seefahrer untersucht hatte, seiner südvirginischen Handelsgesellschaft, die jedoch keine Pflanzungen in demselben anlegte. Der erste Britte, der sich dieser Küste näherte, war (1610) der nach
Vir,

Birginten bestimmte Statthalter Delaware,
 von welchem der bekannte Fluß seinen Na-
 men erhielt. An dem linken Ufer dieses
 Flusses bauten die Holländer das Fort Na-
 sau. Sie hatten dabey blos die Erleichter-
 ung ihres Handels mit den Wilden zur Ab-
 sicht. Der berühmte schwedische Reichskanz-
 ler Oxenstirn, brachte es aber dahin, daß
 Karl I. allen Ansprüchen auf dieses Land ent-
 sagte, und nun bildete sich hier eine schwedis-
 che Niederlassung mit der am Delaware er-
 bauten Festung Neugothenburg. Die Hollän-
 der und Schweden, die in beständigen Hän-
 deln lebten, arbeiteten jedoch vereint den
 Engländern entgegen, die (seit 1640) sich
 gleichfalls auf dieser Küste niederzulassen an-
 fiengen. Nach zwölf Jahren waren aber nur
 noch die Holländer Herren des Delaware.
 Ihre Herrschaft endigte sich aber auch, als
 Jacob, Karls II. Bruder, (1664) Besitzer
 dieses Landes wurde; als dieser dem Lord
 Berkely, und dem Sir Carteret, einen Theil
 desselben, vom Hudson bis zum Delaware,
 abtrat. Carterets Familie ließ sich auf der
 Insel Versay nieder, die er selbst, zur Zeit
 des Bürgerkrieges, in der Ergebenheit für
 D 2 Karl

Karln I erhalten hatte. Robert Carr begab sich mit einem Theile der Flotte, mit welcher er Neuamsterdam erobert hatte, in den Delaware, und die Festungen, welche die Holländer an diesem Strome angelegt hatten, leisteten keinen großen Widerstand. Die Zahl der Einwohner wurde nun durch viele neue Colonisten aus England und Schottland vermehrt. Verfelsy, dem diese Pflanzung den Aufwand nicht hinlänglich ersetzte, trat dem Carteret den östlichen Theil des Landes ab, und verkaufte den westlichen an Penn, den Urheber der Provinz Pennsylvanien.

Keine brittische Pflanzung in Nordamerika ist mit so einleuchtender Weisheit angelegt worden, als die Colonie des berühmten Penn. Dieser Mann verdient es also, daß wir uns mit ihm genauer bekannt machen. William Penn zu London (1644) geboren, war der Sohn eines berühmten Admirals, der eben so viel Vermögen, als Ruhm, besaß. Als er zu Oxford studierte, wurde er durch die Predigten des herumziehenden Quäkers *) Voe so sehr hingerissen, daß er, in
Verf

*) Theil XIII, S. 63.

Verbindung mit einigen andern Studirenden, sich dem öffentlichen Gottesdienste entzog, und besondre Versammlungen anstellte. Penn wurde deswegen aus dem Collegium verbannt. Sein Vater, dem seine Schwärmerey gleichfalls so unerträglich war, daß er ihn nicht mehr in seinem Hause dulden wollte, ließ ihn eine Reise nach Frankreich thun, die seine erhitzte Einbildung so ziemlich beruhigte. Penn, der sich hierauf der Ausübung der Rechtswissenschaft widmete, übernahm die Aufsicht über ein Landgut seines Vaters in Irland. Hier lebte er still und eingezogen; hier besuchte er aber auch von neuem Loe's Predigten, und hier bekannte er sich endlich öffentlich für einen Quäker. Auch blieb er den Grundsätzen derselben so treu, daß keine Ermahnungen seines Vaters ihn bewegen konnten, sich dem Könige und dem Herzoge von York, mit abgezogenem Hute, vorstellen zu lassen. Der erzürnte Vater verboth ihm daher sein Haus zum zweyten Mal. Die Quäker waren damahls überhaupt harten Verfolgungen ausgesetzt, und Penn befand sich mehr als einmahl im Gefängnisse. Penn war jedoch ein so eifriger Quäker, daß er selbst

selbst im Gefängnisse quäkerische Schriften ausarbeitete. Sein Vater wurde aber, durch seine geistvollen Aeußerungen über die Unsterblichkeit der Seele, für ihn wieder so sehr gewonnen, daß er sich vor seinem Tode mit ihm aussöhnte, und der junge Penn erbte nun von demselben ein Vermögen, das ihm jährlich 1500 Pfund einbrachte. Er reisete hierauf, um die quäkerischen Grundsätze weiter auszubreiten, nach Holland und Deutschland.

Unter dem Vermächtnisse seines Vaters befanden sich ansehnliche Summen, die ihm der Staat schuldig geblieben war. Das für nahm er (1681) einen Landstrich von drey Breitengraden (45 Meilen) am Delaware an. Er selbst begab sich, von vielen andern Quäkern begleitet, dahin, und legte zur Stadt Philadelphia den Grund. Penns Reisen und widrige Schicksale hatten zu seiner Menschenkenntniß und Bildung sehr viel beygetragen. Daher bekam die Colonie, die Penn anlegte, und die Karl II nach dessen Mahmen Pennsylvanien (Penns; Waldland) nannte, eine so weise Einrichtung. Penn wollte

wollte seinen Glaubensgenossen nicht allein eine sichere Freystätte verschaffen; er wollte auch eine bürgerliche Gesellschaft von möglichst freyen und glüklichen Menschen bilden. Alle, die sich in seiner neuen Pflanzung niederlassen würden, sollten eben deswegen schon dadurch freye Leute werden. Er gab ihnen Reisekosten, versah sie mit Lebensmitteln, wies ihnen Länderey an, und unterstützte sie in ihrem Gewerbe. Dieß lockte eine große Menge von Menschen herbey; von Menschen, die in Ansehung ihrer Herkunft, ihrer Sprache, ihres Glaubens sehr verschieden waren, aber durch Penns weise Gesetze und Einrichtungen bald zu einem in der vollkommensten Einigkeit lebenden Menschenhaufen gebildet wurden. Penn kaufte das Land nicht allein dem Lord Berkely, sondern auch den Indianern, ab, und der brave Mann lebte lange genug, (bis 1718) um seine Colonie noch im Wohlstande zu sehen.

Ein Jahr später, als Pennsylvanien (1683) bildete sich die Colonie Maryland völlig aus. Das Land derselben war erst ein Theil des südlichen Virginiten, von welchem

es Karl I (1628) trennte, um dem Lord Baltimore dadurch einen Dienst zu erweisen. Er gab ihm zugleich den Namen seiner Gemahlin, und gestand ihm ganz vorzügliche Rechte zu. Die erste Colonie (1633) bestand aus Glaubensgenossen des Lord Baltimore, der sich zur katholischen Religion bekannte. Baltimore erhielt nicht allein das uneingeschränkste Eigenthum des Landes, und aller in demselben befindlichen Naturschätze, sondern der König gestand ihm auch alle Hoheitsrechte, doch unter der Anerkennung der englischen Oberherrschaft, zu. Baltimore erlebte die Benutzung dieser Vorrechte nicht; aber sein Sohn, der edle Cecil, sorgte so eifrig für seine neue Pflanzung, daß sie bald den Neid der benachbarten, vornehmlich Virginiens, erregte. Unter Cromwel wurde die Regierung derselben (1654) einer Commission von zehn Mitgliedern übergeben; dieß veranlaßte Partheyen und Unruhen, die eine völlige Verwirrung zur Folge hatten. Karl II gab zwar die Provinz dem Lord Baltimore wieder zurück; aber die Stillerheit und Ruhe fand sich nicht so bald wieder ein. Die Protestanten klagten über
den

den Druck, den sie sich von den Katholiken mußten gefallen lassen. Baltimore brauchte die schlauesten Künste eines Hofmanns, um seine Hoheitsrechte über Maryland zu retten. Eben dieses erregte aber dem protestantischen Könige Wilhelm III. Verdacht. Dieser begünstigte daher (1692) auch eine Revolution in Maryland, die die Regierung in die Hände der Episcopalen brachte, und die Ausübung einem königlichen Statthalter übergab.

Während daß sich die Engländer an der schönen Küste des jetzigen nordamerikanischen Freystaates anbauten, entzogen sie auch die nördlicher sich ausdehnenden Landstriche nicht ganz ihrer Aufmerksamkeit. Nicht lange nach ihrer ersten Anpflanzung in Virginien, drang (1610) der Capitain Heinrich Hudson, auf seiner dritten Entdeckungsreise, in die Meerenge seines Namens. Hier hatte er aber auch das Ziel seiner kühnen Erforschung unbekannter Meere und Küsten erreicht. Sein Schiffsvolk, das der langen Fahrten, die seinen Vorrath von Lebensmitteln ganz aufgezehrt hatten, bis zur Verzweiflung überdrüssig war,

war,

war, setzte ihn, nebst sechs andern Seeabentheuern, seinen Anhängern, in ein Boot, in welchem es sie, ohne mit Lebensmitteln versehen zu seyn, den Wellen, oder den Wilden, preisgab. Um die Unglücklichen aufzusuchen, wurde der Capitain Thomas Burton abgeschickt, der sie zwar nicht fand, der aber bey dieser Gelegenheit (1612) die Hudsonsbay doch bis zum Nelsonsflusse erforschte. Noch weiter trieb diese Entdeckung der Capitain Robert Bylot, dessen Steuermann, Wilhelm Vassin, (1615) die Vassinsbay fand. Auf den vortheilhaften Pelzhandel dieser Gegend machten zuerst die Franzosen aufmerksam. Endlich errichtete man in England eine Hudsonsbaygesellschaft; man baute (1682) am Moosfluß das Fort Nelson; man legte Albany und andre Orter mehr an. Zwar nahmen (1685) die eifersüchtigen Franzosen alle diese Niederlassungen, bis auf das Fort Nelson, den Engländern wieder weg; sie behielten sie jedoch nur bis auf die Regierung Wilhelms III.

Neufoundland, welches Johann Cabot (1497) schon für England in Besitz genommen

men hatte, ward von ihnen wieder vernachlässigt. Cabot, der in spanische Dienste trat, machte die Spanier auf den einträglichen Fang von Stockfischen, Robben und Wallfischen aufmerksam, und diese fuhren deswegen sehr eifrig dahin. Bald fanden sich auch Portugiesen und Franzosen ein. Endlich ließ aber die Königin Elisabeth (1583) von Newfoundland förmlich Besitz nehmen, und ihr Nachfolger, Jacob I, berechnete eine Gesellschaft von Kaufleuten, daselbst eine Colonie anzulegen. Die Anpflanzungen vermehrten sich, und die Engländer wurden den andern Nationen so überlegen, daß sie die Fischerey derselben immer mehr einschränkten.

Eben dieses Glück hatten sie in dem nachmaligen Neuschottland. Die Küste dieses Landes, welches die Franzosen Akadien nennen, wurde (seit 1550) von denselben, erst des Stockfischfanges wegen, besucht; endlich ließen sie sich (1607) auch auf derselben nieder. Auf dieser Küste siedelte sich aber auch die londoner und die plymouther Gesellschaft an, und bald wurden die französischen Niederlassungen von den Engländern zerstört.

Jacob

Jacob I, der seinen eigentlichen Unterthanen, den Schottländern, die an den Pflanzungen in Virginien und Neuengland keinen Theil hatten, eben die Vorrechte, wie den Engländern, gönnte, räumte ihnen dieses Land ein, um es zum Sitze einer großen Colonie zu machen. So gab es nun auch ein Neuschottland. So groß aber Jacobs I Eifer war, diese Colonie in Wohlstand zu versetzen, so wenig wollte ihm doch sein Eifer gelingen, und Karl I trat, bey seiner Vermählung mit der Schwester Ludwigs XIII, das Land an Frankreich ab.

Die Franzosen wetteiferten mit den Engländern, in Nordamerika sich Niederlassungen zu erwerben. Sie waren es, die (1506) zuerst Cap Breton fanden, die die Insel Terre Neuve (nach einer inländischen Benennung Norumbega) wegen der Stockfische besuchten. Unter Franz I drangen sie südwärts bis an den Lorenzstrom, bis nach Canada, welches sie Neufrankreich nannten. Sie kamen auch bis an die Küsten von Carolina und Virginien. Karl IX wies einen Theil dieser Küste dem Admiral Coligny, als einen Zufluchtsort für seine Glaubensgenossen, an.

Die

Die Niederlassungen der Franzosen wollten aber nicht gedeihen. Auch die Versuche, die Heinrich IV (1598) mit der Schifffahrt nach Canada machte, fielen erst nicht glücklich aus; endlich aber setzten sich die Franzosen (1604) in Akadien und (1608) am Lorenzstrom völlig fest. Der Name Canada bildete sich wahrscheinlich aus einer inländischen Benennung *). Die Pflanzung Portroyal am Lorenz wurde aber (1613) von den neidischen Engländern überwältigt und zerstört; Karl I trat jedoch (1621) das Land an Frankreich ab, und die Franzosen wurden blos, durch einen fast ununterbrochenen Krieg mit den Irokesen, den eingebornen Bewohnern dieser Länder, und den Engländern, an dem bessern Anbau von Neufrankreich gehindert. Indessen verwandelte sich doch (besonders seit 1668) das Land am Lorenzstrom in eine schöne Landschaft, wo Kaufleute, Verbannte, Soldaten, und Missionarien, welche sich mit der Bekehrung

*) Andre leiten diesen Namen von dem spanischen und portugiesischen Ca da (Hier) und Nada (Nichts) her, weil die Hoffnung, hier eine westliche Durchfahrt zu finden, getäuscht wurde. Es gab auch ein Cabo da Nada.

kehrung der Indianer beschäftigten, eine besondre Volksmasse bildeten, für welche der Pelzhandel den wichtigsten Erwerbszweig ausmachte. Die Franzosen setzten sich auch (seit 1682) an der Hudsonsbay fest, wo ihnen die Engländer fast ganz weichen mußten. Auch Labrador betrachteten sie als ein zu Canada gehörendes Land, das ihnen zum Handel mit den Eskimoern, der Hauptnation dieser Gegend, eine erwünschte Gelegenheit verschaffte.

Daß die unter einem so warmen Himmelsstriche liegenden, und mit einem so ergiebigen Boden versehenen Inseln von Mittelamerika, oder Westindien, die Aufmerksamkeit der europäischen Handelsnationen vorzüglich auf sich ziehen würden, wer sollte das nicht erwarten? Die Spanier waren hier freylich den übrigen Nationen zuvorgekommen. Sie behandelten aber die Insel, die sie in Besitz genommen hatten, eben so unheimlich, als habgierig. Die gutmüthigen Bewohner derselben führten, vor der Ankunft der Spanier, ein eben so unschuldig als glückliches Leben. Ihre Bedürfnisse leicht befriedigend, waren sie an die schweren

Arbeit

Arbeiten in den Bergwerken, und in den Zucker- und Kaffeepflanzungen, zu welchen sie von den harten Spaniern angehalten wurden, gar nicht gewöhnt. So sehr nun die Königin Isabella das unglückliche Schicksal dieser Leute, durch ihre Verordnungen, zu mildern suchte, so wenig wurden diese Verordnungen, nach ihrem Tode, gehalten. Man vertheilte sie sogar wie Lastthiere unter die Colonisten. Aber von einer Million Einwohner waren nach 24 Jahren (1517) nicht mehr, als 14,000, noch übrig. Man sah sich nun genöthigt, ihre Stelle durch afrikanische Neger zu ersetzen. Aber die herrlichen Producte der Insel wurden seitdem von den Spaniern weniger benutzt, und ein großer Theil der Insel blieb unangebaut. Eben dieses Schicksal hatten die Inseln Cuba, und Portorico, die schon Colombo entdeckte. Die Spanier fanden ihren Golddurst, auf diesen und andern Inseln, so wenig befriedigt, daß sie ihrer Aufmerksamkeit nicht werth genug schienen. Um so mehr gaben sie den übrigen europäischen Handelsnationen Gelegenheit, sich auf diesen Inseln gleichfalls niederzulassen.

Zu diesen Nationen gehörten vornehmlich die eifrigen Engländer und Franzosen, denen die Seeräuberrepublik der Flibustiers den Weg bahnte. Englische Freybeuter, die, in dem Zeitraume der religiösen und politischen Schwärmerey, ihr Vaterland verlassen hatten, und, während der Kriege zwischen England und Spanien, gleich den ehemaligen Nordmännern, in kleinen Schwärmen von funfzig, hundert, hundert und funfzig, Abentheuern, auf kleinen Fahrzeugen, den spanischen Handelschiffen, die ein Zufall von der Hauptflotte getrennt hatte, auflauerten; die diese Schiffe, und wenn sie auch noch so groß, und wenn sie auch noch so stark bemannt waren, durch ihren abentheuerlichen Muth überwältigten, und, als Beute, in einen nordamerikanischen Hafen schleppten; die sich dieses Gewerbe selbst in Friedenszeiten erlaubten; diese theilten mit Franzosen, die in eben dieser Absicht auf dem Meere zwischen Europa und Amerika herumschwärmten, die Insel St. Christoph. Sie wurden zwar (1630) von den Spaniern vertrieben; die kühnen Leute sammelten sich aber bald wieder, und fanden auf der Schildkröteninsel bey St. Domingo

mingo einen neuen Standpunkt. Von ihren leichten Schiffen, welche die Holländer *Blitzboot*, die Franzosen *Fliebot* nannten, erhielten sie den Namen der *Flibustiers*. Von der Schildkröteninsel setzten sie nach der von den Spaniern vernachlässigten nördlichen Küste von St. Domingo über. Hier lebten sie anfangs von der Jagd der wilden Ochsen, deren Fleisch sie *bucanirten*, das heißt, in der indischen Sprache, im Rauche trockneten. Von dieser Lebensart wurden sie *Bucaniers* genannt, und, auch unter diesem Namen, als kühne Seeräuber berühmt. Einige von diesen unerschrocknen Leuten ließen sich wieder auf der Insel St. Christoph nieder. Hier setzten sie nicht allein den Caperkrieg gegen die Spanier fort, sondern sie griffen auch die Cariben, die Bewohner der Antillen, an. Die Cariben, die wahrscheinlich aus der südamerikanischen Gegend am Orinoco herüber kamen, gutgebaute, aber nicht große Leute, gelblich braun oder olivenfarb, die, Ruhe und häusliches Glück verachtend, gleichsam nur im Kriege und in der Rache lebten, die sogar das Fleisch ihrer Feinde verzehrten, diese verursachten den Europäern einen leb-

Galletti Weltg. 14r Th. E haften

haften Kampf. Als sie diese aber zum Theil unterjocht, als sie die Inseln, auf welchen sie lebten, in ihre Gewalt gebracht hatten, schlossen Frankreich und England (1660) einen Vertrag, durch den sie sich in die kleinen antillischen Inseln theilten. Die Franzosen eigneten sich Guadeloupe, Martinique, Grenada zu; die Engländer behielten Barbados, Nevis, Antigua, Montserrat. St. Christoph blieb gemeinschaftlich. Die Cariben, etwa noch 6000 Köpfe stark, mußten sich auf den Besitz von Dominica, St. Lucia und St. Vincent, einschränken. Während dieser Zeit kam (1655) Jamaica, welches die Spanier schlecht vertheidigten, in die Gewalt der Engländer. Das Zeitalter der Flibustiers erreichte jetzt aber auch sein Ende.

Doch lange genug dauerte eine Gesellschaft von Seeabentheuern ohne Gesetze, ohne Oberhaupt, ohne Subordination, fort, und sie hätte noch länger fortgedauert, wenn, an die Stelle der unthätigen Spanier, nicht Engländer und Franzosen getreten wären. Die Engländer bevölkerten ihre Inseln durch unglückliche Kaufleute, Wüstlinge, Verbrecher, Schwarzen

Schwärmer. Sie verwandelten den fruchtbaren Boden dieser Inseln in einträgliche Zucker, Kaffee, Indigo, Cacao-Pflanzungen, die von vielen tausenden von Negern gebaut wurden. Die meisten von diesen Inseln wuchsen ohne die Pflege ihres Mutterlandes, das von ihnen weiter nichts verlangte, als daß ihre Gesetze mit den seinigen nicht im Widerspruche stehen möchten. Die Inseln ahmten aber die englische Verfassung nach. Den Eigenthümern der französischen Inseln kaufte Colbert (1664), um dem Schleichhandel mit Nachdruck zu wehren, ihre Antillen ab. Eine Gesellschaft von französischen Kaufleuten erhielt nun das ausschließliche Recht, nach den westindischen Inseln zu handeln. Diese behauptete sich aber so wenig, wie manche andre Gesellschaft dieser Art, und der Handel nach Westindien wurde endlich allen französischen Bürgern, aber freylich unter sehr eingeschränkten Bedingungen, frey gegeben.

Auch die Holländer, die Dänen, die Schweden suchten sich einige von den westindischen Inseln zuzueignen. Die Holländer

E 2 nahmen

nahmen den Spaniern Curassao (1634) weg und besetzten die Felsenmasse St. Eustachius; die Dänen ließen sich (1671) jedoch anfangs mit Widerspruche Englands, auf der Insel St. Thomas nieder.

Gold- und Silberschätze lockten die Europäer aber vorzüglich nach Südamerika. Auch hier eigneten sich die Spanier den größten Theil zu. Nachdem sie auf der Landenge Panama, in Peru und Chili, sich festgesetzt hatten *), breiteten sie sich in der von dem Marañon und dem Orinoco eingeschlossenen Gegend immer weiter aus. Sie nannten dasselbe, zum Unterschiede von den Inseln, und den Küstenländern, Terra firma (das feste Land). Die Stadt Carthagena, die sie in demselben angelegt hatten, blühte, ihres sichern und festen Hafens wegen, geschwinde auf. Eben dieß erregte jedoch den Neid der übrigen Handelsnationen, und daher wurde die Stadt erst (1544) von französischen Seeräubern ausgeplündert, und 40 Jahre hernach (1585) von dem englischen Admiral Drake gar abgebrannt. In Chili hatten die Spanier

*) Th. IX, S. 251.

Spanier die Städte St. Jago und Concepcion gebaut *). Von hier aus gelangten sie an den großen Strom, den sie, der nahen Silberschätze wegen, Plata, oder Silberstrom, nannten. An diesem erhob sich frühzeitig (1535) eine schöne Stadt, Buenos Ayres. In diesem großen Landstriche bildete sich eine wichtige Colonie der Jesuiten. Diese schlauen Väter, welche ihre Absicht, die Welt zu beherrschen, unter der Maske des Religioneuseifers, so gut zu verbergen wußten, erklärten die spanischen Abkömmlinge für ein Hinderniß ihres Bekehrungsgeschäftes, weil sie auf die Sitten der neubekehrten Indianer einen nachtheiligen Einfluß hätten. Sie erbaten sich daher (1600) unter der Bedingung, wenn alle Spanier aus dem Lande wegbliessen, für jeden Kopf der Eingebornen, die sie jedoch nicht genau angaben, jährlich einen Piafter zu bezahlen, und allenfalls auch eine Anzahl Indianer zum königlichen Dienste zu stellen. Die spanische Regierung bewilligte ihnen diese Bedingung. Nun wachten sie mit unerbittlicher Strenge gegen die Zulassung eines jeden Fremdlinges. Als die Portugies

*) Th. IX, S. 250.

tugiesen, Besitzer von Brasilien, der spanischen Herrschaft sich wieder entzogen, wurden die Jesuiten von den Spaniern mit Feuerge-
wehren versehen, um ihnen sowohl Beystand zu leisten, als auch ihr Land zu vertheidigen. Dies benutzten die Jesuiten, als eine vor-
treffliche Gelegenheit, Festungen anzulegen, und einen ordentlichen Kriegesstaat zu bilden. Jesuiten waren jetzt nicht allein Geistliche, Kaufleute, Regenten; sie waren auch Kriegs-
befehlshaber, die ihre leibeigenen Indianer in ein gutes Heer umschufen, die durch dieses Heer, und durch ihre Missionarien, ihr Ge-
bieth an den Flüssen Plata und Paraguay, immer weiter ausbreiteten. Das Haupt die-
ses jesuitischen Staats war ihr Provinzial, der, nebst seinen vier Consultatoren, in dem großen Collegium zu Cordova seinen Sitz hatte, wo zugleich eine Universität war.

Die eigentliche Beschaffenheit dieser großen Missionsanstalt der Jesuiten war lange Zeit den Portugiesen in dem angränzenden Brasili-
en eben so unbekannt, als den Spaniern. Die Portugiesen brauchten die Küste von Brasili-
en *) zum Verbannungsort für ihre Verbre-
cher

*) Theil IX, S. 213.

cher und die Juden, welche jährlich durch zwey Schiffe hingebracht wurden. Die daraus entstehende Colonie pflanzte Zuckerrohr, das man ihr aus Madera lieferte. Der König gab (um 1525) dem Adel seines Reichs die Erlaubniß, Bezirke dieses Landes, als sein Eigenthum, zu erobern, und über die Eingebornen alle Rechte der Landeshoheit, das Münzrecht und das Recht über Leben und Tod ausgenommen, auszuüben. Er verlangte auch nicht mehr, als den zehnten Theil von den Landeserzeugnissen. Nun wurden verschiedene Städte, unter andern San Salvador und San Vincent, angelegt. Das productenreiche Land gerieth hierauf erst unter spanische, und hernach unter holländische Herrschaft *). Die elenden Vertheidigungsanstalten der Holländer brachten endlich einen Vortugiesen von niedriger Herkunft, Johann Ferdinand de Biera, der, aus einem Handelsdiener, Factor, Kaufmann, ein reicher und angesehenener Mann, geworden war, zu dem muthigen Entschlusse, die Holländer aus Brasilien zu vertreiben. Ohne Mitwissen, ohne Unterstützung der Regierung, sammelte und unter-

*) Theil XIII, S. 17.

unterhielt er eine Armee, mit welcher er, in Zeit von neun Jahren (1645 bis 1654) die Holländer zur Entfernung nöthigte. Der Hof zu Lissabon stellte sich, als wenn er diesen Krieg mißbilligte. Die Generalstaaten wurden dadurch verleitet, Viera's Unternehmung nicht für gefährlich zu halten, und als sie endlich ernsthaftere Maßregeln ergriffen, war die rechte Zeit verstrichen, und es blieb ihnen weiter nichts übrig, als ein Vergleich, durch den sie (1661) für acht Millionen Cruzaden, auf Brasilien Verzicht leisteten. Seit der Rückkehr der portugiesischen Herrschaft zeigten sich die Jesuiten recht eifrig, die Eingebornen bis zum Amazonenstrom dem Christenthume zuzuführen; doch wurde erst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts Brasilien den Portugiesen recht wichtig. Sie fanden die Goldschätze in Minas Geraes; die schönen Diamanten entdeckten sie aber erst später (1728).

Die Sage von el Dorado, einem vorzüglichem Goldlande, bewog spanische Abentheurer, alles aufzubieten, was den Weg zu demselben bahnen könnte. Es sollte in der Nähe
des

des Amazonasstroms liegen; aber durch einen Wasserfall des Orinoco wurde die Reise nach demselben unterbrochen, und man begnügte sich einweilen, die Stadt San Thomas anzulegen. Man fand jedoch, als man mit den Ländern an den Ufern des Amazonasstroms näher bekannt wurde, das gepriesene Goldland noch immer nicht. Man wurde indessen mit dem Orinocolande, oder mit Guayana, bekannt, und wenn auch die Spanier den Anbau desselben vernachlässigten, so wetteiferten doch Franzosen und Holländer, sich in demselben Pflanzungen zu erwerben. Die Franzosen ließen sich, (besonders seit 1676) auf der Insel Cayenne nieder; den Holländern blieben die Küstenbezirke, wo die vielen großen, häufig anschwellenden Flüsse sich fast an einander anschließende Sümpfe bildeten. Hier entstand (seit 1683) ein kleines, amerikanisches Holland; der vornehmste Gegenstand der surinamschen Handelsgesellschaft. Die Holländer bekamen nun eine so entschiedene Ueberlegenheit, daß eine Colonie, welche die Engländer hier angelegt hatten, ihnen weichen mußte. Sie bauten hierauf am Flusse Surinam eine Stadt, die sie Paramaribo
nenn

nennten. Am Essequebo, wo sie zuerst Gold suchten, hatten sie sich (1627) gleichfalls nieder gelassen. Verbice besetzten sie erst fünfzig Jahre später (1678), und Demerary kam sechzig Jahre hernach (1740) in ihre Gewalt.

Sech:

Sechzehnter Abschnitt.

Ludwigs XIV Ansprüche auf die pfalzsimmernsche Verlassenschaft. Unzweckmäßiger Zustand der deutschen Reichskriegsverfassung. Die deutschen Rheinländer werden von den Franzosen schrecklich behandelt. Ludwig XIV kämpft mit vielen Feinden. Luxembourg erſicht ihm glänzende Siege. Vergeblicher Plan, Wilhelm III zu entthronen. Seekrieg. Friede zu Ryſwik.

So hatten ſich denn in die productenreichen Länder des neuen Erdtheils die Europäer getheilt; aber die Schätze deſſelben wurden von ihnen in ſehr verſchiedenem Verhältniſſe benutzt. Die Spanier ſtrengten, ſeitdem ihnen aus Amerika ſo viel Gold und Silber zufloß, ihre

ihre Thätigkeit fast gar nicht mehr an, und wenn ihre Regsamkeit auch zuweilen erwachte, so wurde sie von der schlechten Regierung ihres Staates bald wieder niedergedrückt. Eine größere Emsigkeit zeigten die Portugiesen, besonders seit der Zeit, daß sie nicht mehr unter der spanischen Oberherrschaft schmachteten. Ihren bedrängten Zustand benutzten die Holländer, um zu ansehnlichen Besitzungen in Amerika zu gelangen, und wenn sie auch Brasilien nicht behaupteten, so hatten sie doch dadurch Gelegenheit bekommen, am Orinoco sich festzusetzen. Mit ihnen wetteiferten Engländer und Franzosen, ihre Niederlassungen in Amerika zur Ausdehnung ihres Handels zu benutzen. Der Reichthum, den die Engländer und Holländer durch ihren Handel erwarben, vergrößerte ihr Gewicht in den europäischen Angelegenheiten. Dieß fühlte vornehmlich Ludwig XIV, dessen Plänen sie, besonders seit Wilhelms III Regierung, manchem entgegen arbeiteten. Einer dieser Pläne hatte die Verlassenschaft des pfälzsimmernschen Hauses zum Gegenstande.

Dieses Haus erlosch um diese Zeit (1685 May). Das Land und die Kurwürde desselben

selben kam hierauf an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg. Allein die Schwester des letzten Kurfürsten von der simmernschen Linie, Charlotte Elisabeth, die an Ludwigs XIV Bruder, den Herzog von Orleans, vermählt war, diente jenem zum Vorwande, in ihrem Nahmen einen großen Theil von dem simmernschen Lande in Anspruch zu nehmen. Seine Forderungen brachte ein eigner Gesandter, der Abt Morel, nach Heidelberg. Der neue Kurfürst sollte nur dasjenige behalten, wovon er die Mannschenschaft beweisen könnte. Der Kaiser Leopold I glaubte sich als Oberrichter berechtigt, diesen Handel zu entscheiden; Ludwig vertief sich aber auf den Ausspruch des Papstes. Ohne Krieg konnte dieser Streit also nicht entschieden werden.

Ludwig XIV, dem beständig eine große Armee im gerüsteten Zustande zu Gebote stand, trostete den übrigen europäischen Mächten, und vornehmlich dem deutschen Reiche, dessen schlechte Kriegsverfassung ihm hinlänglich bekannt war. Der Kaiser, der mächtigste Reichsstand, brauchte den größten Theil sei-

ner

ner Kriegsmacht gegen die Türken, die Ludwig XIV immer in Bewegung zu erhalten wußte. Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, der seiner Eroberungssucht manchemal Einhalt that, näherte sich dem Ende seines Lebens und seiner Wirksamkeit. Die übrigen deutschen Fürsten, unter welchen Sachsen, Braunschweig und Hessen, das ans sehnlichste Militär unterhielten, ließen es gewöhnlich nur alsdenn, wenn es ihnen Subsidien oder andre Vortheile, einbrachte, sich in Bewegung setzen. Das Heer, welches die Reichsstände zusammenstellten, bildete noch immer eine schlecht zusammengesetzte Soldatenmasse.

Doch einige Jahre früher hatte die Einrichtung dieses Heeres seiner Absicht noch weniger entsprochen. Man stelle sich einige Hundert von größern und kleinern Mannschaften von Völkern, die in ihrer Sprache, in ihren Sitten, in ihrer Ausrüstung, in ihrer Verpflegung so verschieden waren, aneinander gereiht vor. Wie konnte ein so verschiedenartiger Haufe von Kriegern nach einem Punkte hinwirken? Dieser Gedanke wurde

wurde endlich von den Reichsständen so lebhaft gefühlt, daß man (1681) eine andre Einrichtung machte. Die Armee des deutschen Reichs sollte künftig aus 28000 zu Fuß, und 12,000 zu Pferde, also zusammen aus 40,000 Mann, bestehen. Jedem Kreise wurde sein Beytrag zu dieser Mannschaft zugetheilt. Der östreichische Kreis stellte allein über 8000 Mann; von den Kreisen Bургund, Schwaben, Westphalen, Niedersachsen, Obersachsen, mußte jeder über 4000 Mann marschieren lassen. Die übrigen vier Kreise, für die nur noch 12000 Mann übrig blieben, hatten ungleich kleinere Contingente. Wenn nun auch Oestreich allein für die beyden Kreise, die zu seinen Erblanden gehörten, ein Corps von mehr als 12000 Mann stellte; wenn die Contingente der Kurfürsten nicht ganz unansehnlich waren, so blieben doch immer, vornehmlich in den kleinern Reichskreisen, noch so viele unbedeutende Kriegsschaaren übrig, daß ein Regiment, ein Bataillon, oft aus den Truppen mehrerer Reichsstände gebildet wurde, und daß eine aus denselben zusammengesetzte Armee noch immer ein sehr schlecht verbundenes Ganze aus-

aus

ausmachte. Die schlecht verbundene Armee war auf sehr verschiedene Art ausgerüstet und verspflegt. Schon dieser Umstände wegen konnte man sich von ihren Unternehmungen, und wenn auch die Mannschaft zwey- und dreyfach gestellt wurde, keine große Wirkung versprechen. Aber die vielartigen Contingente kamen auch so langsam herbey, daß das Reichsheer selten vor dem Monath August ins Feld rücken konnte, und daß die Thätigkeit desselben sich bloß darauf einschränken mußte, dasjenige wieder zu erobern, was dem deutschen Reiche von den Franzosen ins dessen entrissen worden war.

Diese Kriegsverfassung konnte dem eroberungslustigen Ludwig XIV freylich nicht fürchtbar scheinen. Um so eher wagte er es, in die Rechte und Besizungen des deutschen Reichs Eingriffe zu thun. Er drückte die deutschen Reichsstände wegen der Güther, die sie in Elsaß besaßen; er ließ bey Hünningen, auf einer dem Markgrafen von Baden gehörigen Insel das Fort Louis anlegen, von diesem eine Brücke über den Rhein führen, und auch am Ende derselben auf dem rechten Rheinufer ein Fort bauen.

Diese

Diese ungerechten Annahmen Ludwigs XIV, die seine Absicht, alles durchzusetzen, deutlich genug aussprachen, bewogen den Kaiser Leopold, mit Spanien, Schweden, Bayern, Sachsen, und den vordern Reichsfreissen (1686 Jul.) zu Augsburg, eine Verbindung zu schließen, welche die Beobachtung des westphälischen und des nimwegischen Friedensschlusses, imgleichen des zwanzigjährigen Waffenstillstandes, zur Absicht hatte. Der französische Hof schrie nun laut über des Kaisers feindselige Absichten. Indessen that er wieder einen Eingriff in die deutschen Reichsangelegenheiten. Er brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß das Domcapitel zu Eßlt (1688 Jan.) den Bischof von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, zum Coadjutor seines Kurfürsten wählte, damit auch der Nachfolger des letztern seinem Interesse immer treu bleiben möchte. Zwar wollte der Pabst Innocenz III die Wahl desselben nicht bestätigen; auch widersprach ihr der Kaiser Leopold; aber dennoch nahm Fürstenberg, als der alte Kurfürst starb, ungeachtet die meisten Stimmen der Domherren sich gegen ihn erklärten, ungeachtet der von denselben ge-

Galletti Weltg. 14r Th. F wählte

wählte bayrische Prinz Joseph Clemens, für den der Pabst entschied, in das kurfürstliche Collegium aufgenommen wurde, dessen Stelle ein. Seine Partheylichkeit für Frankreich verrieth sich gleich dadurch, daß er in Bonn, und verschiedene andere kölnische Oerter, französische Truppen einziehen ließ. Die Reichsstadt Cöln vermehrte dagegen ihr Kriegsvolk durch einige tausend Pfälzer und Brandenburger. Ludwig XIV kündigte hierauf dem deutschen Reiche Krieg an. Schon früher (1685 Nov.) hatte er den Vereinigten Niederlanden, wegen der Beförderung der englischen Revolution, seine Freundschaft aufgesagt.

Ludwig XIV hoffte, mit seiner großen Macht, seine vereinigten Feinde, die augsburgischen Bundesgenossen, an welchen sich noch Savoyen, und fast alle italienischen Fürsten, angeschlossen, bald zu Boden zu drücken. Er hatte fast immer fünf, und zuweilen gar sechs, niemahls aber weniger als vier Armeen, im gerüsteten Zustande. In Deutschland, in den Niederlanden, stellte er mehr als einmahl ein Heer von 100,000 Mann auf, und dennoch waren die Gränzfestungen

stungen immer mit hinlänglichem Kriegsvolke versehen. Aber er zählte auch, die Seetruppen mitgerechnet, gegen 450,000 Krieger.

Der Prinz von Oranien war (1688 Jan.) noch nicht aus dem Exil, war noch nicht in England, als die französischen Armeen schon an den Gränzen der Niederlande, und am Rhein standen. Ludwig schickte eine Armee von hunderttausend Mann nach den Niederlanden. Den eigentlichen Oberbefehlshaber derselben stellte der Marschall von Duras vor. Aber der Dauphin, 27 Jahre alt, gutmüthig und bescheiden, genoß die Ehre, für den Obergeneral zu gelten. „Mein Sohn,“ sagte Ludwig XIV zu demselben, „als er sich von ihm beurlaubte, „indem ich Dir den Oberbefehl über meine Heere anvertraue, gewähre ich Dir eine Gelegenheit, die Welt von deinen Verdiensten zu überzeugen; bemühe Dich daher, ganz Europa auf dieselben aufmerksam zu machen, damit es, wenn ich einst sterbe, nicht gewahr werde, daß der König nicht mehr lebt.“

Während daß die französische Hauptarmee sich nach den Niederlanden hinzog, gieng

Voufflers mit einer Truppenabtheilung über den Rhein, und der Marschall d'Humieres nahm seinen Standpunkt bey Cöln. Die deutschen Städte am Rheinufer, Worms, Speyer, Maynz und Philippsburg, waren bald erobert. Die Belagerung von Philippsburg leitete der berühmte Kriegsbaumeister Vauban selbst. Catinat war der Obergeneral der Truppen. Auch Mannheim, Frankenthal und Oppenheim, konnten der Gewalt der Franzosen nicht widerstehen. Die deutsche Reichsarmee setzte sich in Bewegung, um den Bedrängten Rheingegenden Hülfe zu leisten. Ihre Annäherung erzeugte aber in dem alles Menschengefühls beraubten Louvois den Gedanken, die schönen Gegenden am Rhein in eine so schreckliche Wüste zu verwandeln, daß sie dem deutschen Kriegsvolke durchaus nicht zum Aufenthalte dienen könnte. Die Generale erhielten nun den vom Könige selbst (1688 Nov.) unterzeichneten Befehl, eine Menge der schönsten Oerter abzubrennen. Die Generale, denen die Befolgung dieses Befehls schwer wurde, kündigten hierauf den Bewohnern der zur Verwüstung bestimmten Oerter die traurige Nothwendigkeit an, ihre

Woh,

Wohnungen zu verlassen. Männer, Weiber, Greise, Kinder, flohen nun mit angstvoller Unruhe. Ein Wagen drängte den andern, und dennoch konnte man der Fuhrwerke nicht genug herbey schaffen, um die Unglücklichen, und ihre beweglichen Habseligkeiten, wegzubringen. Viele suchten ihre Zuflucht in den benachbarten Dörfern; viele irrten auf den Feldern umher, als traurige Zuschauer des schrecklichen Schicksals, das ihren Wohnungen widerfuhr. Die Lermtrommeln wurden geschlagen. Nun eilten Grenadiere mit brennenden Fackeln zu den Ecken der Gassen, an welchen schon Pechkränze angeheftet waren, und nach wenig Minuten stand eine ganze schöne Stadt in Rauch und Flammen eingehüllt. Auch die Kirche, in welche die Einwohner ihren Hausrath, den sie, wegen der kurzen Frist, nicht fort schaffen konnten, gerettet hatten, auch diese wurden vom Feuer zerstört. Und so brennten alle Städte von Heidelberg bis Oppenheim. In Heidelberg wurde (1689 Jan.) vorher das Schloß ausgeplündert, und alles Geschütz aus dem Zeughause, und von den Wällen, nach Philippsburg gebracht, wurde hierauf das Schloß und

die

die Neckarbrücke in die Luft gesprengt. Noch unbarmherziger verfahren die Franzosen mit Mannheim, dessen Einwohner sie den Winter hindurch mit der gastfreiesten Sorgfalt versorgt hatten. Die schöne Stadt verwandelte sich in einen Schutt- und Aschenhaufen, der selbst auf den General, der den Oberbefehl führte, einen rührenden Eindruck machte. Das traurige Loos traf nun (im Febr.) auch die Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Rastadt u. a. m. Nichts aber gieng über die schreckliche Behandlung, welche die Städte Worms und Speyer (im May) erfuhren. Die Einwohner verlohren nicht allein ihr Eigenthum; sie mußten auch noch überdieß dem Spiele des unbarmherzigsten Muthwillens sich unterwerfen. Wenn nun die ganze Welt über Ludwigs XIV tyrannisches Verfahren schrie, so hatte sie gewiß das gegründetste Recht. Doch sein Befehl gieng bloß auf die Vernichtung der Lebensmittel in den pfälzischen Ländern, und er erfuhr es erst fünf Monathe hernach, daß der Befehl so grausam gemißdeutet worden war. Sein Unwille über Louvois äusserte sich

sich auch in einem Conseil so lebhaft, daß man es im Vorzimmer hörte. Louvois starb gleich hernach eines plötzlichen Todes.

Das französische Verfahren in den schönen Rheingegenden reizte Europa zum höchsten Unwillen. Um so williger schloß man sich an den Kaiser Leopold I an. Ludwig XIV trostete ja ohnedieß den an sein Gebieth gränzenden Staaten so übermüthig, daß eine allgemeine Verbindung ihnen höchst nöthig scheinen mußte. Schon im Nov. des vorigen Jahrs (1688) hatte er den Generalstaaten Krieg angekündigt, weil sie, wie sein Manisfest sagte, denjenigen unterstützten, der bloß die Erneuerung des Krieges zur Absicht habe, weil sie starke Kriegsrüstungen machten. Die Generalstaaten sahen nun die Nothwendigkeit ein, ihre Lage durch eine Verbindung mit dem Kaiser Leopold sicherer zu machen. So kam (1689 am 12ten May) ein Bündniß zum Schlusse, welches nicht allein auf Vertheidigung, sondern auch auf Angriff, gerichtet war. Dem Könige von Spanien hatte Ludwig schon früher (15. April) den Krieg angekündigt. Der König, sagte er, bemühe sich,

sich, jedermann gegen ihn zum Kriege zu reizen; er habe das augsburger Bündniß befördern helfen; er habe dem Prinzen von Oranien Hülfe geleistet. Doch dieser, Wilhelm III, schon lange Ludwigs XIV erklärter Feind, weil er dessen Macht für die Freyheit von ganz Europa für gefährlich hielt, dieser brachte es dahin, daß Großbritannien ihm (17. May) seine Freundschaft gleichfalls auf sagte. So begann ein neuer Krieg in Europa, der manche Länder desselben acht Jahre hindurch unglücklich machte.

Zu diesen Ländern gehörte auch ein Theil von Deutschland, dessen Rheinufer eine so traurige Ansicht darbothen. So eifrig hatten sich die deutschen Reichsstände lange nicht gerüstet. Sie stellten in kurzer Zeit drey ansehnliche Armeen auf, die aus geübten Leuten bestanden, und von geschickten Generalen angeführt wurden. Ihre Wirksamkeit war um so größer, je mehr die Heere Ludwigs, der sich unpolitischer Weise mit zu vielen Feinden auf einmahl einließ, sich zu sehr theilen mußten, je weniger seine Cavallerie, ihrer geringen Uebung wegen, mit der deutschen sich messen

messen konnte. Der Marschall Duras, der
 über die französische Rheinarmee den Befehl
 führte, beging das Versehen, dem Herzog
 von Lothringen, dem Obergeneral der Deut-
 schen, Zeit zu lassen, über den Rhein zu ge-
 hen, und (16. Jul. bis 9. Sept.) Maynz
 zu erobern. Eine zweyte deutsche Armee, die
 meistens aus Brandenburgern bestand, hatte
 indessen Bonn belagert. Aber diese Festung
 wurde (im Jul.) von ihrer zahlreichen Be-
 satzung so gut vertheidigt, daß sie den mäch-
 tigsten Angriffen Troß both. Hierzu kam,
 daß der Kurfürst von Brandenburg seine Ar-
 mee schwächen mußte, um dem Kurfürsten
 von Trier, dessen Land von einer Abtheilung
 Franzosen verwüstet wurde, Hülfe zu leisten.
 Bonn wurde auch nicht eher erobert, als bis
 (im Oct.) der Herzog von Lothringen den
 Kurfürsten unterstützen konnte. Nun war
 aber auch der Rhein für die Deutschen wie-
 der geöffnet, und die Franzosen mußten sich
 aus der Gegend von Heidelberg wieder ent-
 fernen.

Der ungünstige Ausgang des vorigen Feld-
 zuges machte auf Ludwig XIV, dessen Troß
 berungs-

berungspläne dadurch mächtig gestört worden waren, einen so großen Eindruck, daß er eine Veränderung in Ansehung der Obergenerale vornahm. An die Stelle des Marschalls Duras trat der Marschall de Loges; der Marschall d'Humieres mußte dem Prinzen von Luxembourg Platz machen. Der deutsche Obergeneral änderte sich aber auch. Nachfolger des Herzogs von Lothringen, der noch im vorigen Jahre (1689 Oct.) gestorben war, wurde (1690 April) der Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern, der ein Heer von 70,000 Mann unter seinem Befehle versammelt sah. Aber die interessantesten Auftritte dieses kriegerischen Schauspiels ereigneten sich damals in dem Lande an der Maas.

Hier war es, wo sich die Ueberlegenheit des französischen Kriegswesens am auffallendsten zeigte, wo sich die Talente der französischen Feldherren am glänzendsten entwickelten. Luxembourg, Bögling des großen Conde, und auch, eben so wie dieser, feurig, schnell ausführend, scharffehend, wenn er auch gerade nicht die tiefsten Kenntnisse besaß, immer verliebt, und selbst zuweilen geliebt, obgleich
nicht

nicht sehr liebenswürdig; mehr Held, als Weiser, war der erste General, der große Armeen manövriren ließ, der seinem Könige die glänzendsten, wenn gleich nicht folgenreichsten, Siege ersocht. Die Feinde desselben, die 140 bis 150,000 Mann im Felde hatten, ließen einen Theil des Sommers verstreichen, ohne ihre überlegene Macht zu benutzen. Daran war die zu geringe Uebereinstimmung, die unter verbundenen Staaten so öfters vorkömmt, hauptsächlich Ursache. Endlich war man entschlossen, die Armee unter dem Marschall von Luxembourg anzugreifen; doch wollte man vorher die Ankunft des brandenburgischen Heeres abwarten. So lange wartete aber Luxembourg nicht, mit dem sich Voufflers glücklich vereinigt hatte. Zur großen Ueberraschung des Obergenerals der Vereinigten, des Fürsten von Waldeck, näherte sich ihm Luxembourg (1. Jul. 1690.) nach mancherley tausenden Märschen, bey dem Dorfe Fleurus, in der Grasschaft Namur, so sehr, daß er einer Schlacht nun gar nicht mehr ausweichen konnte. Luxembourg gewann sie durch seine taktischen Künste, worin er, oder sein Generalstaab, dem Fürsten von
Waldeck

Waldeck überlegen war. Die Vereinigten verlohren 14000 Mann, und alle Kanonen, nebst ihrem Gepäcke.

Doch Wilhelm III, der, immer Auskunfts- mittel wissend, die Niederlagen benutzte, um neues Geld und neue Truppen zu bekommen, stellte dem Marschall von Luxembourg bald wieder eine große Armee entgegen. In einer Versammlung von Bevollmächtigten der Vereinigten, die zu Anfang des folgenden Jahres (1691) im Haag gehalten wurde, beschloß man die Ausrüstung einer Armee von 120,000 Mann. Aber die Franzosen rückten früher ins Feld, als Wilhelm III es vermuthete. Sie eroberte (im April) die Festung Mons, welche der mit 45,000 Mann anrückende Wilhelm III nicht retten konnte, und die Franzosen bemächtigten sich bald der ganzen Grafschaft Hennegau.

Doch Ludwig XIV, der gleichsam nicht Feinde genug haben konnte, vermehrte jetzt dieselben durch den Herzog von Savoyen. Ludwig, der diesem ehrgeizigen und unternehmenden Fürsten, Victor Amadeus II, nicht traute,

traute, verlangte von ihm so demüthigende Weise seiner Ergebenheit, daß er ihn dadurch zu dem Entschlusse brachte, an seine Feinde sich anzuschließen. Er sollte nehmlich alle seine Truppen mit der französischen Armee des Generals Catinat vereinigen, oder, wenn er neutral zu bleiben wünschte, die Cittadelle von Turin, und noch zwey andre Festungen, den Franzosen einräumen. Da diese schon an seinen Gränzen standen, so mußte er, durch schlaue verzögerte Unterhandlungen, Zeit zu gewinnen suchen, bis er (1690 Jan.) mit dem Kaiser, mit England, Spanien und Holland, einen Bund geschlossen hatte. Nun wagte er es, dem Könige Ludwig den Krieg anzukündigen, und nun sah sich der erobersüchtige Monarch auf allen Seiten von Feinden umringt. Die Unternehmungen in Oberitalien waren ihm aber besonders wichtig, weil er, wenn er die Thäler von Savoyen nur erst in seiner Gewalt hatte, über das Schicksal des Herzogs und Oberitaliens fast entscheiden konnte. Aus eben diesem Grunde entzog er auch seiner Rheinarmee, an deren Spitze der Dauphin stand, einen Theil ihrer Mannschaft, um sie in Italien aufzutreten zu lassen.

lasten. Auch erfocht Tattinat über den Herzog und seine Hülfsstruppen bey Staffarda (1690 am 15. Aug.) einen entscheidenden Sieg, der einen großen Theil von Savoyen in französische Gewalt brachte. Da die französische Armee in Deutschland aber jetzt weniger zahlreich war, so konnte der Kaiser den vorzüglichsten Theil seiner Rheinarmee nun auch nach Italien marschieren lassen, um sowohl den Herzog von Savoyen, als das Herzogthum Mayland, zu retten. In Deutschland fiel daher (1691) nichts entscheidendes vor. Aber wenn es hier auch nicht an Kräften gezefft hätte, so fehlte es doch an Einigkeit. Der kaiserliche General Caprara, und der kurfürstliche General Schöning, stimmten in ihren Planen gar nicht überein. Darüber verstrich die Zeit des Feldzuges, und endlich riß unter dem Heere der Vereinigten eine ansteckende Krankheit ein, von welcher selbst der Oberbefehlshaber, der Kurfürst von Sachsen, nicht verschont blieb. Seine Stelle erhielt nun der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg; Bayreuth.

Aber die Unternehmungen gegen die Franzosen waren nicht allein am Rhein, sondern
auf

auf dem ganzen Kriegstheater, sehr planlos. Man ließ Ludwig XIV Zeit, seine Feinde einzeln zu besiegen, und von der siegreichen Armee demjenigen seiner Heere, welches sich in Verlegenheit befand, Verstärkung zu schicken. Während daß ein großer Theil der deutschen Truppen, in den Niederlanden, sich an die Spanier, Engländer und Holländer angeschlossen, war das deutsche Rheinland fast allein der Vertheidigung der Kreistruppen von Franken und Schwaben überlassen.

Doch Ludwig XIV stellte auch seine größte Armee in den Niederlanden auf, weil er diese schönen an sein Gebieth gränzende Provinzen durchaus erobern wollte. Hier war es, wo sein vortrefflicher Feldherr Luxembourg seine glückliche Thätigkeit zeigte. Während daß derselbe dem Könige Wilhelm III die Spiegeboth, belagerte und eroberte Ludwig selbst (1692 Jun.) die wichtige Festung Namur. Wilhelm wagte endlich bey Steenkercken (3ten Aug.) einen Angriff. In seinem Lager wurde ein Spion des Marschalls Luxembourg entdeckt. Ehe man ihn hinrichtete, mußte er an seinen General einen falschen Bericht schreiben,

ben,

ben, der ihn irre führen sollte. Die französische Armee wurde, gegen Anbruch des Tages, im Schlafe überrascht. Sie befand sich zum Theil schon auf der Flucht. Um ihre Verwirrung und Niederlage zu verhindern, und den überraschenden Feind siegreich zurückzutreiben, war der große, glückliche General nicht allein hinreichend. Einsichtsvolle, brave Officiere, geübte und erfahrene Soldaten, mußten seine klugen und unerschrockenen Anordnungen unterstützen. Luxembourg war eben krank; aber die Gefahr ließ ihn seine Krankheit vergessen, verließ ihm die Kräfte der Gesundheit. In weniger als zwey Stunden, hatte er seine Stellung vortheilhaft verändert, hatte er seine zerstreuten Batallione und Schwadronen drey- mahl wieder gesammelt, hatte er drey-mahl an der Spitze der königlichen Haustruppen angegriffen. Unter diesen fochten Bourbon, Neffe des großen Conde, Conti, Vendome, Enkel Heinrichs IV, der seit dem zwölften Jahre diente, und noch manche andre Sproßlinge der edelsten Familien. Boufflers und seine Dragoner vollendeten den Sieg. Wilhelm III zog sich, mit einem Verlust von etwa 7000 Mann, aber in guter Ordnung, zurück.

Aber

Aber den glänzendsten Sieg erfocht Luxembourgen im folgenden Jahre (1693 am 29. Jul.) zwischen Landen und Neerwinden, etz nige Meilen von Brüssel. Luxembourgen über raschte, durch einen Marsch von 7 Lieues, den König Wilhelm, mit einer überlegnern Macht. Wilhelm suchte sich während der Nacht zu verschanzen, und auf einen Angriff vorzubereiten. Dieser erfolgte gegen Morgen. Wilhelm stand an der Spitze eines Cavallerieregiments von Franzosen, die der Widerruf des Edicts von Nantes ihrer Häuser, ihrer Länderey, ihres Vaterlandes, be raubt hatte, und die daher mit dem glühendsten Nachgefühl fochten. Die tapfersten Schwadronen Ludwigs XIV wichen ihnen; aber endlich stürzte Wilhelm mit seinem ge tödteten Pferde. Luxembourgen war oft in großer Gefahr. Sein zärtlicher Sohn, der Duc von Montmorency, stellte sich vor ihn, um die Schüsse aufzufangen. Das Dorf Neerwinden wurde endlich von den Franzosen zum drittenmahl eingenommen, und dieses entschied. Aber der mörderische Kampf hatte auch den Vereinigten 12,000, und den Franzosen 8000 Menschen, gekostet.

Galletti Weltg. 14r Th.

G

Alle

Alle diese Siege Luxembourgs hatten aber doch keine wichtigen Folgen, weil die Vereinigten immer nicht völlig geschlagen wurden, weil Wilhelm sich immer gut zurückzog. Die Vereinigten stellten im folgenden Jahre (1694) wieder ein Heer von 70,000 Mann zu Fuß, und 30,000 zu Pferde, auf. Die Franzosen zählten 20,000 weniger. Dennoch wagten die Vereinigten keinen Angriff. Doch der glückliche Feldherr Luxembourg starb im folgenden Jahre (1695). In seine Stelle rückte der Marschall von Villeroi, der seinem Vorgänger an Generaltalenten weit nachstand. Wilhelm III. eroberte (im Sept.) das von 16,000 Mann vertheidigte Namur. Villeroi wurde freylich auch durch die Lage dieser Festung abgehalten, ihr Hülfe zu leisten; doch warf sich der thätige, unternehmende, dienst-eifrige Boufflers mit 7 Regimentern Dragoner hinein. Um so größer war aber auch der Verlust an Mannschafe, als Namur sich ergeben mußte. Villeroi beschäftigte sich indessen mit der Bombardierung der großen und schönen Stadt Brüssel, um wegen der Verwüstungen, welche die Bomben der Engländer und Holländer in französischen Häfen an-
gericht-

gerichtet hatten, Rache auszuüben. Auf 3000 Häuser, meistens Klöster und öffentliche Gebäude, wurden zerstört.

Schon Luxembourgs Tod schien dem französischen Kriegsglücke Gränzen zu setzen; aber es fehlte Ludwig XIV auch immer mehr an Kräften, seinen vielen Feinden mit Nachdruck zu begegnen. Es wurde ihm immer schwerer, Recruten, und noch schwerer, Geld zu bekommen. Während daß seine Armeen glänzende Siege ersochten; während daß man in den Kirchen dem Höchsten feyerliche Lobgesänge brachte, daß man herrliche Freudenfeste anstellte, wurde ein großer Theil der Nation von schrecklichem Hunger, der Folge einer Mißerndte, gepeinigt.

Ludwig XIV sehnte sich nach dem Ende dieses Krieges. Derjenige, der seinem Ruhme am meisten entgegenarbeitete, war Wilhelm III. Dieß erzeugte in ihm den lebhaftesten Wunsch, das vorige Königshaus wieder auf den großbritannischen Thron zu bringen. Man verabredte mit den Mißvergnügten in England (1696) heimlich den Plan, des

G 2 Königs

Königs Wilhelm Regierung durch eine Ermordung zu endigen. An der französischen Küste versammelte sich, in der Stille, vieles französisches Kriegsvolk, mit der gehörigen Anzahl von Transport- und Kriegsschiffen. Jacob II befand sich schon zu Calais, um auf die Nachricht, daß der Streich glücklich vollführt sey, nach England überzusetzen. Aber der Anschlag wurde zu früh bekannt, und Jacob sah seine Hoffnung abermahls getäuscht. Im folgenden Jahre (1697 Jun.) sollte Brüssel überrascht werden; doch König Wilhelm verhinderte es.

Die Feldzüge in Deutschland waren so wenig entscheidend, daß sie zu weiter nichts dienten, als die Zahl der Soldaten und der Glücklichen zu vermindern. Selbst Ludwigs Dauphin konnte jenseits des Rheins nicht vordringen. Die Oestreicher, die der Kurfürst von Bayern (1691) nach Italien geführt hatte, waren nicht vermögend, den eben so glücklichen als entschlossenen Catinat von der Eroberung der Länder des Herzogs von Savoyen zurückzuhalten. Victor Amadeus II, ein weiser, staatskluger Fürst, aber auch ein
eben

eben so tapftrer Krieger, der sein Kriegsvolk selbst anführte, der jeder Gefahr trogte, der, thätig, wachsam, Ordnung liebend, als Degen, als General, aber auch manchen Fehler begieng, der führte mit Catinat einen ungleichen Kampf. Dieser äusserst gewandte, jeder Unternehmung fähige Feldherr, der, zuerst Advokat, im Alter von 23 Jahren, eines verlohrnen Rechts Handels wegen, den Entschluß faßte, die Feder gegen den Degen zu vertauschen; der das Glück hatte, von seinem Monarchen bemerkt zu werden, der blieb, vom Kriegeruhme umglänzt, immer vorurtheilsfreier Philosoph; der blieb, mit den Künsten eines Hofmanns unbekannt, dem Eigennutze eben so sehr, als dem Stolge, feind. Der Herzog von Savoyen marschierte (1692) um Catinats Aufmerksamkeit von seinem Lande abzuführen, nach Dauphiné; er wurde jedoch, als er diese Provinz schrecklich verwüstet hatte, durch Krankheit zum Rückzuge genöthigt. Als er (1693) Pignerol erobern wollte, wurde er von Catinat schrecklich geschlagen. Sein fortwährendes Unglück machte ihn gegen die fernere Theilnahme an der Verbindung gegen Frankreich abgeneigt.

Dies

Dies bewirkte, daß Ludwigs XIV Bemühungen, ihn von derselben abzugiehen, endlich gelangen. Erst wurde ihm (1695 Oct.) die Festung Casale, die er zum Schein belagern mußte, einer geheimen Abrede zu Folge, und unter der Bedingung, die Werke niederzureißen, übergeben. Nachdem ihn Ludwigs Unterhändler, der liebenswürdige Graf Tessé, und Catinat selbst, noch mehr gestimmt hatte, beschleunigte man endlich seinen Entschluß durch die falsche Nachricht von der Ermordung Wilhelms III. Frankreich gab (1696 Aug.) alles, was es von seinem Lande erobert hatte, wieder zurück, und trat ihm auch Pignerol ab; doch sollte es keine Festung mehr seyn. Es war bey diesem Friedensschlusse auch eine Hevrath. Des Herzogs elfjährige Tochter sollte die Gemahlin des dreyzehnjährigen Herzogs von Bourgogne werden. Der Herzog, der nun den Oberbefehl über die französische Armee in Italien übernahm, belagerte die Stadt Valenza im Herzogthume Mayland, und nöthigte sowohl den Kaiser, als den König von Spanien, ihm die Neutralität zu bewilligen. Der König von Spanien war aber schon in seinem eignen Reiche

Reiche in Noth. Der französische General Vendome hatte, (1697) nach einem Siege über die spanische Armee, Barcelona, die Hauptstadt Cataloniens, erobert.

Während daß Ludwig XIV seinen Feinden so viele Armeen entgegenstellte, bekämpfte seine Seemacht auch die Flotten von England und Holland. Tourville, der Viceadmiral von Frankreich, der eine Flotte von 62 Kriegsschiffen unter seinem Befehle hatte, begegnete (1690 am 10. Jul.) auf der Höhe von Dieppe, an der Küste des Kanals, einer englisch-holländischen Flotte von ungefähr 60 Seegeln. Die Franzosen hatten in kurzer Zeit die Kunst gelernt, eine ordentliche Seeschlacht zu liefern. Ihr Sieg war glänzend. Von den englischen und holländischen Schiffen wurden 17 entmastet; die übrigen retteten sich nach der englischen Küste, und den holländischen Dänen. Die Franzosen hatten nicht eine Schaluppe verlohren. Ludwigs zwanzig Jahre hindurch gehegter Wunsch, den Engländern die Herrschaft zur See zu entreißen, schien nun erfüllt. Die feindlichen Kriegsschiffe verbargen sich vor seiner Flotte. Die französische

schien

schen Galeeren wagten sich bis an die englische Küste; sie verbrennten über 30 Handelschiffe. Aber Ludwigs Freude dauerte kein Jahr. Tourville mußte, auf seinen Befehl (1691 am 29. May) mit 44 Schiffen eine Flotte von 63 englischen und 36 holländischen Schiffen, bey la Hougue, einem Vorgebirge an der Küste der Normandie, angreifen, um eine Landung in England zu befördern. Ludwigs Uebermuth wurde nun gewaltig gedemüthigt. Er büßte fast seine ganze Flotte ein. Die Seeherrschaft hatte wieder ein Ende. Einige Jahre hernach (1696) bombardierten die Engländer Calais und andre französische Häfen; dagegen wurde (1697) die spanische Stadt Carthagena in Terra firma von einer französischen Flotte erobert, und eine Beute von mehreren Millionen gemacht.

Durch diese Beute wurde aber die große Lücke in Ludwigs Casse nicht wieder angefüllt. Sie bedurfte daher der Erholung gar zu sehr; aber auch Ludwigs Heer konnte die Ruhe nicht entbehren. Der Zustand seiner Unterthanen war so traurig, daß er selbst die kalte Maintenon rührte. Ludwig wollte wieder
neue

neue Kräfte sammeln, um das Aussterben des spanischen Königstammes, mit welchem ihm seine Gemahlin in neue Verwandtschaft gebracht hatte, mit Nachdruck benutzen zu können. So gedieh der Friede zu Ryswick, einem Dorfe zwischen Haag und Delft, wo der Prinz von Oranien ein Lustschloß hatte. Spanien und die Seemächte schlossen (1697 am 20. Sept.) mit Frankreich einen besondern Vergleich. Alles wurde wieder zurückgegeben. Ludwig XIV erkannte Wilhelm III für einen König von Großbritannien an; auch begnügte er sich mit einem kleinen Theile der Niederlande. Anfangs stellte er sich, als wenn er, in Ansehung des deutschen Reichs, den Zustand des westphälischen und nimwegischen Friedens wieder herstellen, als wenn er unter andern Straßburg, wieder herausgeben wollte; als es ihm aber gelungen war, die Verbindung seiner Feinde zu trennen, da räumte er nur dasjenige, was er, ausser dem Elsaß, in Besitz genommen hatte. Die pfälzische Erbschaftsfreitigkeit sollten Leopold und Ludwig gemeinschaftlich entscheiden, und der Pabst sollte den letzten Ausspruch thun. Dieser erfolgte nicht eher, als nach fünf Jahren (1702

(1702 Febr.). Der Kurfürst zahlte an Ludwig die Summe von 300,000 Scudi. Die Franzosen räumten die deutschen Festungen Kehl, Freyburg, Breysach; sie zerstörten die Werke bey Hünningen, bey Fort Louis. Ludwig verglich sich endlich auch mit Lothringen; er behielt Saarlouis und Longwi; er bedung sich den freyen Durchzug aus.

Siehe:

Siebzehnter Abschnitt.

Die Oestreicher entreißen den Türken fast alles Land an der linken Seite der Donau. Zwar erobern diese unter ihrem braven Großvessir Kuiperli, während daß Leopold I mit dem französischen Kriege sehr beschäftigt ist, alles wieder. Aber endlich zwingt sie doch der Prinz Eugen zum Frieden von Passarowitz.

Wenn der Kaiser Leopold I dem eroberungstüchtigen Ludwig XIV seine ganze Kriegsmacht nicht entgegen stellen konnte, so war der Krieg in Ungern, den er mit der Pforte führen mußte, und den Ludwig mit politischer Schlaueit nährte, daran Ursache. Als der Großvessir (1683 Sept.) von Wien wieder abgezogen

zogen

zogen war *), rückte der König von Polen und der Herzog von Lothringen ihm nach, und sie bemächtigten sich unter andern der Festung Gran. Mohamed IV, der indessen das Vergnügen der Jagd ganz ungestört genoß, wurde von der traurigen Nachricht gewaltig überrascht. Der Großwessir schob zwar die Schuld der unglücklichen Belagerung von Wien auf Untergenerale; dieß rettete ihn aber doch nicht von dem Schicksale, den Hänsken seiner Feinde zu unterliegen. Als er eben (1684) zu Belgrad mit der Wiederherstellung seines Heeres beschäftigt war, überreichte ihm ein Abgeordneter des Sultans den Strick, der das Ende seines Lebens geböth. Auch seine Freunde starben auf diese Art. Seine großen Schätze dienten dem Sultan, die unruhigen Janitscharen zu besänftigen.

Der neue Großwessir Kara Ibrahim, vorher Kaimakam, oder Gouverneur von Constantinopel, mußte allen seinen Muth, und alle seine Klugheit aufbiethen, um seinem wichtigen Staatsamte nur einigermaßen Gnüge zu

*) Th. XIII, S. 380.

zu leisten. Venedig, welches von der damaligen Schwäche der Pforte Vortheil zu ziehen suchte, schloß mit dem Kaiser Leopold I, dem Könige Johann von Polen, und dem Pabst Innocenz II, eine Verbindung. Der Kaiser wessir machte daher große Zurüstungen; er stellte zwey Armeen auf; die eine gegen Polen, die andre gegen Oestreich. Aber die Macht des letztern zeigte sich, seit dem Waffenstillstande mit Frankreich (1684 Aug.) viel fürchtbarer, als vormahls. Leopold unterhielt jetzt beständig eine beträchtliche Anzahl von Regimentern; Bayern, Sachsen, Brandenburg liehen ihm willig einen Theil ihres braven Kriegsvolkes. Dagegen zählte Tökölt, der Bundesgenosse der Pforte, immer weniger Anhänger.

Oestreichs Plan war fürs erste darauf gerichtet, die Herrschaft der Türken vom linken Ufer der Donau ganz zu entfernen. Nun eroberte man zwar Wissegrad; dagegen mißglückte die Belagerung von Ofen (Jun. bis Nov.). Die kaiserlichen Ingenieure hatten zu wenig Erfahrung und Einsicht; auch fehlte es an Lebensmitteln. Auf eine übermäßig große Hitze,

Hitze, folgte eine schlimme Herbstwitterung.
 Es erzeugten sich ansteckende Krankheiten,
 und 20,000 Mann waren das Opfer dieser
 mißlungenen Unternehmung. Dem Kaiser
 fehlte es aber hauptsächlich an einer wohlge-
 füllten Kriegscasse. Um so willkommener war
 ihm die Abgabe von den Stiftern und Kldz-
 stern, die ihm der Pabst bewilligte, war ihm
 die Summe von 11 Tonnen Goldes, die
 Spanien und Portugal zu diesem Kriege her-
 schossen. Diese Geldzuflüsse setzten ihn in den
 Stand, seine Armee durch Subsidentracte
 mit Braunschweig, Eöln, und andern deut-
 schen Fürsten, bis auf 60,000 Mann, zu
 vermehren. Der Oberanführer derselben, der
 Herzog von Lothringen, eroberte nun (1685
 August) die Festung Neuheusel mit Sturm.
 Der Seraskier Ibrahim Schaytan, der es
 retten sollte, erlitt eine Niederlage. Da nun
 auch Edkölt's Anhänger in Oberungern sich
 an die Oestreicher angeschlossen, so kam ein Ort
 nach dem andern in die Gewalt derselben.
 Der Großsultan ließ sich dadurch in seinem
 Jagdvergnügen noch immer nicht stören, und
 der Großwesir hatte auch nicht Muth genug,
 sich selbst an die Spitze der Armee zu stellen.
 Das

Das Volk in der Hauptstadt lermte aber gewaltig. Der Großweßir Kara Ibrahim wollte zwar bloß den Seraskier verantwortlich machen, und dieser wurde auch hingerichtet; aber jener behauptete sich doch auch nicht.

Sein Nachfolger Soliman, der gegen die Polen in der Moldau brav gefochten hatte, bewies eine außerordentliche Thätigkeit, die Kriegsmacht der Pforte wieder in einen guten Zustand zu versehen. Der Sultan mußte, um ihn mit hinlänglichem Geldvorrathe zu versehen, das Gold- und Silbergeschir seiner Pallastes einschmelzen lassen. Aber die Kriegscasse des Kaisers Leopold wurde durch den Papst, und den Erzbischof von Gran, reichlich angefüllt. Die Juden mußten ihre Verbannung aus den östreichischen Staaten mit 500,000 Gulden abkaufen. Leopold sah sich dadurch in den Stand gesetzt, 8000 Bayern, eben so viel Brandenburger, und 4700 Sachsen, nebst 11,000 Kreistruppen, in Sold zu nehmen. Die östreichische Armee wuchs dadurch bis auf 95,000 Mann an. Hierzu kamen noch 5000 Spanier und Freywillige, und 20,000 Ungern. Erweget man nun,

nun, daß die Pforte zugleich mit Polen und Venedig in Krieg verwickelt war, so muß man ihre damalige Lage für sehr bedenklich halten.

Der Herzog von Lothringen unternahm jetzt (1686 Jun.) zum zweyten Mahl die Belagerung von Ofen. Nachdem diese schon zwey Monathe gedauert hatte, rückte der Großwessir endlich herbey, aber seine Leute waren muthlos, und Ofen wich (2. Sept.) einem stürmenden Angriffe der Deutschen. Aber die Polen waren weniger glücklich. Sobieski, der Wien retten half, erwartete von der Niederlage der Türken mehr, als erfolgte. Die Polen und Kosaken, die (1686) in die Moldau eindrangen, litten in den Wildnissen der Bucowina außerordentlich viel, und konnten, wegen Mangel an Festungen, ihre Eroberungen nicht behaupten. Der Fürst Cantemir wagte es nicht recht, sich an die Polen anzuschließen, und Sobieski selbst wurde am Pruth so umringt, daß er nur mit großem Verlust der Gefahr entschlüpfte. Daß die Pforte während der Zeit noch mit andern Feinden zu kämpfen hatte, half dem unversährten

wahren Polen nichts. Es fehlte an Geld, an schwerem Geschütze, an Lebensmitteln, an Soldaten. Johann konnte sich, als ein Spiel mannigfaltiger Ränke, nicht so wirksam zeigen, als er es wünschte. Der reiche und glückliche König, den man, nicht ganz ohne Grund, der Habsucht, des Aemter-Verkaufs, des Despotismus, der Absicht, die Krone erblich zu machen, beschuldigte; der seiner Gemahlin in politischen Dingen einen zu merklichen Einfluß gestattete, der war für die Großen seiner Nation ein Gegenstand des Neides und der Mißgunst, der wurde nicht geliebt, der sah die meisten Reichstage zerrissen. Eine Nation, die, wie die polnische, selbst ihren guten Königen so wenig Vertrauen schenkte, die konnte unmöglich einen Staat von Bedeutung bilden.

Eine glücklichere Rolle spielte die Republik Venedig, deren Regierung sich mehr durch Weisheit, als Macht, auszeichnete. Ihr braver Morosini eroberte, von den Mainoten, den Nachkommen der tapfern Spartaner, unterstützt, die Halbinsel Morea. Morosini überwältigte auch die Seestadt Lepanto, Gallerti Weltg. 14r Th. 5 und

und seine glühenden Kugeln zertrümmerten das Parthenion, und andre kostbare Denkmäler von Athen.

Das venezianische und österreichische Kriegsglück erregte in Constantinopel eine so laute Unzufriedenheit, daß Mohamed seine Jagdparthieen endlich unterbrechen mußte. Die Minister wurden zur Verantwortung gezogen, und abgesetzt. Um den rückständigen Sold zu bezahlen, und den fernern Aufwand des Krieges zu bestreiten, veräußerte Mohamed seine Juwelen und andre Kostbarkeiten, ließ er sich von Moscheen und Häusern eine Abgabe entrichten. Aber von 40,000 aufgezogenen Asiatern stellten sich nur 6000 ein. Man unterhandelte (1687) mit dem Hofe zu Wien wegen des Friedens; dieser spannte jedoch die Forderungen so hoch, daß man der Bewilligung derselben selbst einen gefährvollen Krieg vorziehen mußte. Der Großwesir Soliman stellte sich nun selbst an die Spitze von 50,000, meistens muthlosen, Streitern. Lothringen hatte dagegen 64,000 Mann unter seinem Befehle. Effect, die einzige noch übrige türkische Festung an der Drau, sollte ihnen

ihnen nun auch entrisßen werden. Soliman hatte sich aber bey derselben so gut verschanzt, und sein Geschütz wurde von Artilleristen, die Ludwig XIV der Pforte geschickt hatte, so gut bedient, daß die Deutschen sich wieder zurückziehen mußten. Soliman rückte ihnen muthig nach. Bey Mohacz, wo der letzte König von Ungern getödtet wurde, marschirten (7. Aug.) die Janitscharen so unbedachtsam vorwärts, daß sie die versteckten Batterien zu spät gewahr wurden, daß 13,000 von ihnen niedergestreckt lagen. Von der ganzen türkischen Armee blieben kaum noch 10,000 Mann beyammen. Sclavonien, wo die Deutschen Essek und Pederwarden eroberten, kam in östreichische Gewalt. Siebenbürgen folgte, und die Pforte besaß nun am linken Donauufer weiter nichts, als den Banat von Temeswar.

Der für dieselbe so unglückliche Ausgang dieses Feldzuges erregte, wie gewöhnlich, unter der Armee die lauteste Unzufriedenheit; eine Unzufriedenheit, zu welcher schon ein rückständiger Sold von sechs Monathen gereicht hatte. Der Großwesir, im Lager in

H 2 Gefahr,

Gefahr, ermordet zu werden, flüchtete nach Constantinopel. Die aufrührerische Armee zog aber gleichfalls dahin. Der Großsultan schickte ihr, um sie zu beruhigen, Solimans Kopf entgegen; dieß rettete ihm aber doch nicht von dem Schicksale, den Thron verlassen zu müssen. An seine Stelle erhob man den Bruder Osman III, der fünf Sechstel seines sechs und vierzig jährigen Lebens in der Einsperrung zugebracht hatte, und der auch, nur gezwungen, die Rolle eines Großsultans übernahm. Die Janitscharen, die sich in der Erwartung des Goldes getäuscht sahen, erregten von neuem einen gefährlichen Aufstand. Der Großwesir rieth dem neuen Großsultan, seinen Hofstaat einzuschränken, und aus dem Golde und Silber seines Marstalles Geld schlagen zu lassen. Aber die Janitscharen blieben unersättlich. Der Großwesir, der sich nun nicht mehr zu helfen wußte, legte sein Amt nieder, und schloß sich in seinen Pallast ein; aber der Pallast wurde erstürmt, und der Großwesir niedergehauen. Nur durch die Geisteslichkeit, welche die Fahne des Propheten Mohameds aufpflanzte, wurde die Ruhe endlich wieder hergestellt. Der
neue

neue Großwessir Ismael ließ, um den Troß der Janitscharen zu bändigen, tausend von denselben, in einer Nacht, ins Meer werfen; aber die Brüder derselben lernten so gewaltig, daß auch dieser Großwessir sich nicht bezaupten konnte.

Durch die innerlichen Unruhen wurde die Pforte abgehalten, den Unternehmungen der Oestreicher einen kraftvollen Widerstand entgegenzustellen. Diese eroberten (noch 1687) Erlau, und (1688 Jan.) die Festung Monsgatsch, die Tokölts Gemahlin sehr brav vertheidigte, imgleichen Stuhlweißenburg, Lippa, und andre Oerter mehr. Der Hospodar der Walachey unterwarf sich dem Kaiser, als Könige von Ungern. Soliman III, den die Unruhen in der Hauptstadt nach Adrianopel vertrieben hatten, schickte Friedensunterhändler nach Wien. Aber nur einen äußerst vortheilhaften Frieden wollten die Minister des Kaisers schließen, dem eine zahlreiche Armee, mit guten Feldherren, zu Gebote stand. Der Oberbefehlshaber war der Kurfürst Maximilian von Bayern, der schon Wien entsetzten half. Dieser erklärte (1688 Aug.) die
Festung

Festung Belgrad, und ganz Servien wurde den Türken entzogen. Soltman schickte nun (1689) zum zweyten Mal Friedensvorschläge nach Wien. Er wollte ihm, wenn er dem Fürstenthume Siebenbürgen die Unabhängigkeit bewilligte, ganz Ungern überlassen. Als sein Leopolds Minister verlangten ausserdem noch Slavonien, Croatien, Bosnien, Servien; sie verlangten eine Entschädigung des Kriegsaufwandes von 6 Millionen Gulden; sie verlangten einen jährlichen Tribut von 3 Millionen. Polen und Venedig machten gleichfalls sehr übertriebene Forderungen. Wenn Soltman III sie nicht bewilligte, wenn vielmehr sein Muth wieder auflebte, so war dieß eine Wirkung von den Eingebungen Ludwigs XIV, der, während er das deutsche Reich feindlich behandelte, das Oberhaupt desselben, den Kaiser Leopold, durch einen Krieg mit den Türken beschäftigt zu sehen wünschte.

Soltman III stellte sich nun (1689 Febr.) selbst an die Spitze seiner Armee. Als aber die Deutschen Sigeth eingenommen hatten, begab er sich nach Sophia. Der Seraskier Nedsebi, dem er den Oberbefehl anvertraute,

ließ

ließ sich durch einen Sterndeuter verleiten, dem Prinzen Ludwig von Baden, eine Schlacht zu liefern. Freylich konnte er den 15,000 Deutschen 70,000 entgegenstellen; er wurde aber dennoch geschlagen, und die Deutschen bemächtigten sich der Städte Widdin und Sophia in Bulgarien. Soliman konnte sich kaum noch retten. Leopold mußte aber einen ansehnlichen Theil der Kriegsmacht, durch die er die Pforte bekämpft hatte, gegen die Franzosen marschieren lassen. Soliman III. hatte auch das Glück, in der Person des bisherigen Kalimakams Kiuperli Mustafa, einen Großwessir von ausgezeichneten Einsichten und Verdiensten, der das Zutrauen der Geistlichkeit und des Volkes besaß, zu wählen. Dieser bestand auf der Herausgabe von Belgrad, und vergebens wendeten die Seemächte, die den Kaiser Leopold von diesem Kriege zu befreien wünschten, alle Mühe an, den Frieden zu vermitteln.

Einen bessern Großwessir, als Kiuperli, konnte die Pforte gar nicht bekommen. Er schaffte Geld und Leute. Den Ehrgeiz der letztern mußte er durch kluge Mittel rege zu machen; Geld gewährte ihm die verbesserte Ver-

Verwaltung der Staatseinkünfte. Die Türken sochten jetzt überall mit Glück; aber der Kaiser konnte auch, des französischen Kriegs wegen, die Anstalten gegen die Pforte so wenig mit Nachdruck betreiben, daß der Oberfeldherr, der Prinz von Baden, erst in der Mitte des Sommers (1689 am 1. Aug.) bey der Armee anlangte. Indessen hatte sich Toköl wieder in Siebenbürgen festgesetzt, waren die Oestreicher, durch den Großwessir selbst aus Serbien herausgedrängt worden, mußten sie sich auch aus Bulgarien wieder herausziehen. Die Uebergabe von Belgrad, welches der Großwessir belagerte, beschleunigte (im Oct.) das Aufstiegen eines Pulverthurms, der einen großen Theil der Stadt in einen Steinhau sen verwandelte. In einem Herbst war alles, was die Oestreicher den Türken entrisen hatten, von diesen wieder erobert. Soliman III, der dieses Kriegsglück erlebte, starb (1691 Jun.) an der Wassersucht. Ihm folgte Ahmed II, der ihm in Ansehung der Geisteskräfte sehr ähnlich war, und, während er sich zu Adrianopel mit Versen machen und Musik beschäftigte, dem Großwessir die Leitung der Staatsgeschäfte ganz überließ.

Die

Die Türken zeigten jetzt eine außerordentliche Bereitwilligkeit zum Kriege. Diese war jedoch auch besonders nöthig, weil Leopold, durch 6000 Brandenburger und andre deutsche Truppen, sein Heer in Ungern bis auf 50,000 Mann reguläres Militär verstärkte. Bergezens bemühte sich der König Wilhelm II, den neuen Feldzug zu verhindern. Ludwig XIV schickte der Pforte einen seiner besten Ingenieure, nebst 22 andern Officieren. Der Großwesir nahm auf einer Anhöhe bey Belgrad eine feste Stellung, die durch 150 Kanonen, und eine Donauflotte von 100 Schiffen, gedeckt wurde. Alle Bemühungen des Prinzen von Vaden, ihn aus dieser Stellung herauszulocken, waren fruchtlos. Vaden mußte vielmehr, um seinen Schiffen und Vorräthen in Pederwardein näher zu kommen, bis nach Szalankemen, einem dem Einflusse der Theis gegenüberliegenden zerstörten Schlosse in Sclavonien, sich zurückziehen. Der Großwesir wollte ihm zuvorkommen. Darüber erfolgte (1692 am 19. Aug.) eine schreckliche Schlacht, die sich endlich zum Vortheile der Deutschen entschied. Den Großwesir traf eine Musketenkugel am Schulse. Auch der Janitscha-

ren;

ren: Aga wurde getödtet. Dieß machte die Türken so muthlos, daß sie sich ohne allen Widerstand niederhauen ließen. Gegen 25,000 lagen niedergestreckt; aber die Deutschen hatten auch gegen 8000 Todte und Verwundete. Für die Pforte war Kuiperli's Tod der größte Verlust. Sein Nachfolger Ali, eben so unwissend, als stolz, geizig und grausam, suchte die Staatscasse durch neue Auflagen und Erpressungen zu füllen, und verurtheilte die reichsten Paschen zum Tode, um sich ihres Vermögens bemächtigen zu können. Als er endlich den unvorsichtigen Schritt that, die Kupfermünze, das bey dem gemeinen Volke gewöhnliche Geld, auf einen höhern Werth zu setzen, und dadurch zur Vertheuerung der Lebensbedürfnisse Gelegenheit zu geben, entstand eine Empörung, die ihm die Einsperzung in eins von den Dardanellenschlössern zuzog. Sein Nachfolger Kara Mustafa, konnte die Muthlosigkeit der Türken so wenig besiegen, daß er sich bloß auf Vertheidigung einschränken mußte. Die Deutschen eroberten daher (1693 May) die Festung Großwardein. Kara Mustafa hielt es unter diesen Umständen für rathsam, dem Frieden die Hand zu biethen;

hiethen; aber der Musti, der sich ohne Zweifel von französischem Einflusse beherrschen ließ, stimmte darinn so wenig mit dem Großwesir überein, daß auch dieser sein Amt verlor. Ihm folgte der kriegerische Vujukli Mustafa, der die Fehler des kaiserlichen Obergenerals, des Duc de Croy, gut zu benutzen wußte. Dieser, der, während er sich dem Genuße des Weins und Spiels leidenschaftlich überließ, seine Entwürfe zu künftigen Unternehmungen um so weniger geheim hielt, belagerte Belgrad 6 Wochen vergeblich. Der Großwesir bekam dadurch Zeit, einen bewundernswürdigen Marsch durch die Gebirge zu machen, und die Stadt zu retten. Er behauptete sich aber dennoch nicht auf seiner Stelle.

Schon die öftern Veränderungen, die in Ansehung des ersten Staatsbeamten der Pforte vorgiengen, bewiesen das schwankende und ohnmächtige Regierungssystem derselben. Aber auch die Grofsultane wechselten sehr oft. Achmed II hatte (1695 Jan.) Mustafa II, einen Sohn Mohameds IV, zum Nachfolger, der, männlich entschlossen, aber doch von seiner Mutter

Mutter geleitet, alle hohen Staatsbeamten, selbst den Großwesir nicht ausgenommen, zur Ablieferung ihres baaren Geldes nöthigte. Die Mutter schoss aber selbst 2,400,000 Thaler her. Mustafa II, der die treuen Minister seines Vaters wieder anstellte, bewies so viele Regentensorgfalt, daß er, verkleidet, an öffentlichen Orten, umhergieng, um zu hören, was die Leute von ihm sagten. Dem Troze der Armee setzte er Standhaftigkeit entgegen; aber er stellte sich auch selbst an ihre Spitze. Oberbefehlshaber der Oestreicher, und ihrer deutschen Hülfsstruppen, war damals der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, der aber, schon wegen seiner geringen Uebereinstimmung mit dem kaiserlichen Generale Caprara, keine großen Unternehmungen ausführen konnte. Indessen spielte damals der brave General Veterani die Rolle des spartanischen Leonidas. Bey Lugos, im czecker Thale, sollte er (21. Sept.) mit 7 Regimentern Dragonern, zusammen 6500 Mann, Caransebes, und das eiserne Thor, den Eingang in den temeswarer Banat, decken. Hier griff ihn der Vezierbeg von Rumili mit 20,000 Mann leichter Truppen an. Als aber Veterani alle An-

griffe

griffe desselben glücklich zurücktrieb, ließ der in der Nähe stehende Großsultan seine ganze Armee anrücken. Veterani's kleine Schaar, die bloß eine Wagenburg deckte, wurde von der Menge überwältigt. Nachdem schon 3000 brave Deutsche den Heldentod gestorben waren, wurde der unerschrockene Veterani selbst von einer Lanze durchbohrt. Der Großsultan, dem dieser Kampf 6000 Mann, und einige seiner besten Officiere, kostete, erzwang den Eingang in den Banat. Der Kurfürst, der zu spät herbeykam, machte im folgenden Jahre (1696 Aug.) auch einen vergeblichen Versuch sich der Stadt Temeswar zu bemächtigen. Als der Großsultan Mustafa II selbst zum Entsatz herbey kam, erfolgte bey Olasch eine Schlacht, welche die grausame Auszeichnung hatte, daß keine Gefangne gemacht wurden. Mustafa II that alles, was er nur thun konnte, um seiner Kriegsmacht ein größeres Ansehn zu geben. Er wollte die Janitscharen, deren Corps er durch 12,000 Mann vermehrte, an die Kriegsäbungen der Europäer gewöhnen; aber seine Mühe war vergeblich. Indessen brachte er doch ein Heer von 135,000 Mann zusammen.

Doch

Doch jetzt (1697) war es, wo Leopold, welcher der Aussöhnung mit Ludwig XIV entgegen sah, unter dem Prinzen Eugen, 65,000 Streiter in Ungern aufzutreten ließ. Dieser wählte bey Peterwardein eine so vortheilhafte Stellung, daß ihn der noch einmahl so starke Mustafa nicht anzugreifen wagte. Endlich setzte er über die Donau, um sich nach Zeremeswar zu ziehen. Eugen rückte ihm nun nach. Mustafa suchte den Muth seiner Janitscharen durch das Versprechen von Belohnungen zu erhöhen; sie giengen nun aber so unbedachtsam vorwärts, daß 3000 derselben von den versteckten Batterien der Deutschen niedergeschossen wurden. Mustafa wollte hierauf, vermittelst einer Schiffsbrücke, die ihm ein genuesischer Renegat baute, über die Theis gehen. Er machte (15. Aug.) mit seiner Cavallerie den Anfang. Ehe aber das Fußvolf ihm nachfolgen konnte, wußte sich Eugen, durch einen bewundernswürdigen Marsch, zwischen dieses Fußvolf und Peterwardein zu versetzen. Dieses gerieth darüber in eine so große Verwirrung, daß es eine gänzliche Niederlage erlitt. Mustafa hatte nun das höchsttraurige Schauspiel, seine Leute, denen
er

er nicht zu Hülfe kommen konnte, niederhauen zu sehen. Unter 30,000 Todten befanden sich allein 14,000 Janitscharen. Eugen erhielt, als er schon auf dem Schlachtfelde stand, vom Hofkriegsrath zu Wien den Befehl, kein Treffen zu wagen, aber der eben so entschlossene als kluge General wagte es, nicht zu gehorchen. Dieß war die berühmte Schlacht bey Zenth. Mustafa sah seine Kriegsschiffe leer, und die Janitscharen aufrührerisch. Er hörte, daß sein Freund, Ludwig XIV, zu Ryswik mit dem Kaiser Leopold sich verglichen hatte. Um so eher folgte er den Vorstellungen und Friedensvorschlägen der Seemächte. So gediehen die Unterhandlungen, die (1699 am 26. Jan.) den Stillstand zu Carlowitz, nicht weit von Peterwardein, zur Folge hatten.

Durch diesen Frieden trat die Pforte an den Kaiser Leopold I, als König von Ungern, das ganze Land auf der linken Seite der Donau, nur den temeswarer Banat ausgenommen, nebst Siebenbürgen und Slavonien, ab. Venedig behielt die ganze Halbinsel Morea, nebst einigen dalmatischen Städten und Inseln;

seln; Polen bekam alles Verlohrne zurück.
Rußland blieb in dem Besitze von Asow.

Wenn die Pforte, die jetzt mit allen ihren Feinden sich verglich, keine ansehnlichere Rolle spielte, so kam dieß vorzüglich auch von dem Umstande her, daß weder ihre Staats Einkünfte noch ihre Kriegsmacht, eine sehr bedeutende Größe hatten. Die Einnahme des Staats schatzes berechnete man um diese Zeit nicht höher, als auf 10 bis 15 Millionen Ducaten; aber die gewöhnlichen Staatsausgaben betrugen auch nicht mehr, als 7,714,000 Thaler. Um das Jahr 1680 zählte man zwar 54,222 Janitscharen; da jedoch viele von denselben, nur, des Genusses ihrer Vorrechte wegen, sich unter ihnen hatten aufnehmen lassen, und da viele andre als Garnisonen zurückbleiben mußten, so waren derer, welche zu Felde ziehen konnten, nicht mehr als 19,350. Eben so konnten von den Spahi's, deren Zahl um das Jahr 1700 sich nicht höher, als auf 15,254 belief, nur 10,200 im Felde erscheinen. Die übrige Cavallerie, zu welchen die Dschebedsch, eine Art von Cürassiern, und die Lehnscavalleristen, gehörten, belief sich auf 93,000 Mann. Aber
die

die letzte stellte sich entweder gar nicht ein, oder eilte bald wieder nach Hause. Dieser Fall fand besonders bey den Freiwilligen statt. Die ganze marschfertige Armee der Pforte machte daher nicht leicht über 140 bis 150,000 Streiter aus, und seit dem Jahre 1683 sank sie gar bis auf 70, 60, 50,000 Köpfe herab. Nur der große Troß, der sich bey einer türkischen Armee befindet, war Ursache, daß man sie zu hunderttausenden rechnete. Eigentliche Taktik kannten die Türken gar nicht. Die Janitscharen wollten sich an die Kriegsübungen der europäischen Soldaten durchaus nicht gewöhnen. Nur in der Bedienung der Artillerie machten sie, durch französische Artilleristen unterrichtet, bessere Fortschritte. Unter den Feinden der Pforte, die von ihrer militärischen Schwäche Vortheil zogen, zeichneten sich jetzt vorzüglich die Russen aus.

Achtzehnter Abschnitt.

Rußland unter dem Hause Romanow, bis auf Peter den Großen. Dieser kämpft mit den Mäkten seiner Schwester Sophie, und mit den Empörungen der Strelitzen. Eben derselbe legt, von le Fort und andern Ausländern geleitet, zur Umsehung Rußlands den Grund.

Die Russen, bisher gewöhnlich Moscoviter genannt, hatten lange keine sehr bedeutende Rolle gespielt, hatten von ihren Nachbarn, den Polen und Schweden, manche Bedrückung erfahren, hatten sich von denselben manches schöne Land müssen entreißen lassen, als Peter der Große den Anfang machte, sie zu einer

der

der furchtbarsten und geachteten Nationen der ganzen Erde umzuschaffen. Peter der Große war der Enkel Michael Romanows, der den durch die polnischen Ränke veranlaßten Zustand der Verwirrung endigte, aber wegen der schönen Absicht, die Ruhe seines Reiches zu sichern, den benachbarten Schweden und Polen manches Opfer bringen mußte (starb 1645) *). Sein Nachfolger Alexiej Michailowitsch, fühlte noch immer die Ueberlegenheit der Polen und Schweden. Sein Krieg gegen Karl Gustav, durch welchen er (1656) Liefland wieder erobern wollte, hatte nicht den erwünschten Erfolg. Schon hatte er zwar Dorpat, und andre Oerter mehr, in seine Gewalt gebracht; aber die Hauptstadt Riga widerstand ihm so standhaft, daß er sich mit großem Verlust zurückziehen mußte. Im Friesden (1661) mußte er dem Könige von Schweden dasjenige, was er dem russischen Reiche entrißen hatte, ferner überlassen. Desto glücklicher war er gegen die Polen, nachdem ihr König Johann Casimir von dem schwedischen Karl Gustav, und dem brandenburgischen

*) Theil XI, S. 164.

ſchen Friedrich Wilhelm, gedemüthigt worden war *), nachdem die Koſaken der ruſſiſchen Herrſchaft ſich unterworfen hatten. Der Zaar, der bey ſeiner Armee viele ausländiſche Officiere anſtellte, nahm den Polen in kurzer Zeit die Provinzen Kiew, Smolenſk, Tſchernigow und Nordnowgorod weg, und nannte ſich ſeit der Zeit auch einen Zaar von Klein- und Weiſtrußland. Doch Alexiej, der glückliche Eroberer, ein Regent, der ſeinen hellen Geiſt durch mancherley Kenntniſſe gebildet hatte, bewies eine Regentensorgfalt, die ihm zur Ehre gereicht. Um die Verwaltung der Gerechtigkeit unter ſeinen Unterthanen zu befördern, ſuchte er die Gefinnungen, die ſie in Anſehung derſelben hegten, in dem Aufzuge eines Privatmanns zu erforſchen. Er bildete einen geheimen Rath von Bojaren, und errichtete eine Cabinetskanzley. Das Gewerbe ſeiner Nation war aber ein vorzüglicher Gegenſtand ſeiner Sorgfalt. Durch Fremde ſuchte er die Manufakturen von Linnen und Seide zu verbessern. Eiſen- und Kupferbergwerke waren ſchon in lebhaftem Gange. Aus
Holland

Holland kamen schon Schiffsbaumeister herbey, und man entwarf schon zur Schiffahrt auf dem schwarzen und kaspischen Meere den Plan. Zur Zeit dieses Zaars machten die Russen den Anfang, mit der Ostseite ihres ungeheuren Reichs, und dem dasselbe von Amerika trennenden Meere, bekannter zu werden. Deswegen, ein Kosaken-Officier, der, mit drey Fahrzeugen, aus dem Kolyma in das Eismeer schiffte, fuhr immer ostwärts, bis er in die Meerenge zwischen Asien und Amerika kam. Eins von seinen Schiffen landete auf Kamtschatka.

Alexiej hinterließ (1676) drey Söhne, die Feodor, Iwan und Peter hießen. Der erste, nach seinem Vater Alexjewitsch, genannt, war glücklich gegen die Türken und Tataren, die es den Saporoger-Kosaken, die des unter ihrer Herrschaft erlittenen Unrechts überdrüssig waren, nicht gestatten wollten, an Rußland sich anzuschließen. Als man sich deswegen verglich, wurde ausgemacht, daß der Landstrich zwischen dem Dnepr und Dnestr eine Wüste seyn sollte. Feodor folgte übrigens dem Beispiele seines Vaters, das er ihm in

Anse:

Ansehung der Regentensorgfalt gegeben hatte. Er legte zu Moskau, das durch ihn verschönert wurde, eine hohe Schule an. Er ließ sich die Vergrößerung des Bergbaues angelegen seyn. Das größte Verdienst, das er sich aber um seine Unterthanen erwarb, war die Vertilgung der Noßradsbücher. In diese wurden, einem alten Herkommen gemäß, die Stammbäume und Staatsverdienste der Edelleute eingetragen. Die Beurtheilung derselben stand einem Obergerichte zu, das Razriad, hieß. Daher ihr Name. Nun war es aber für einen Abkömmling einer angesehenen Familie schimpflich, unter einem andern zu stehen, der weniger glänzende Ahnen hatte. Er entzog sich daher lieber dem Kriegsdienste, oder er wollte sich den Gesetzen der Kriegszucht nicht unterwerfen. Dieß verursachte Unordnung und Verwirrung. Sehr lobenswerth handelte also Feodor, als er alle diese Noßradsbücher, die er aus dem ganzen Reiche hatte zusammenbringen lassen, in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Herren, verbrennte. „Vorzüge und hohe Aemter,“ sagte er dabey sehr richtig „muß man nicht wegen einer vornehmen Abkunft, sondern wegen

wegen seiner Verdienste, erhalten!,, Der gute, aber kränkliche Feodor starb schon nach sechs Jahren (1682 April).

Schon der Vater Alexiej wollte seinen jüngsten Sohn Peter, dessen blühende Gesundheit und thätige Geisteskraft ihn freute, seinen beyden ältern Söhnen in der Regierungsnachfolge vorziehen; aber die Prinzessin Sophie, die Tochter seiner ersten Gemahlin, und die Schwester Feodors und Iwanz, wußte es aus Eigennuß zu verhindern. Sophie, schön und geistvoll, mit Leichtigkeit sprechend und schreibend, und selbst dichtend, aber von einer unbezwinglichen Ehrsucht beherrscht, hegte gegen ihre Stiefmutter Natalie, die ihr entgegenarbeitete, und deren Sohn Peter, einen unveröhnlichen Haß. Feodor, der ihrem Einflusse folgte, sicherte dem Halbbruder Peter die Thronfolge, die ihm der Vater Alexiej schon bestimmt hatte, auch nicht zu; doch sorgte er für dessen Erziehung und Unterriht. Und doch war der schwache Iwan kurzfristig und stammelnd. Als nun nach Feodors Tode, den man lange voraus sah, die in Moskau anwesenden, von Peters Mutter schon

schon gestimmten Reichsbeamten und Befehlshaber in und um den Kreml sich versammelten, und der Patriarch ihnen die Frage vorlegte: welchen von den beyden Brüdern sie als Zaar zu sehen wünschten, so rief nur eine einzige Stimme: „dem Iwan Alexjewitsch gebührt der Thron! Unrecht ist es, ihm den jüngern Bruder vorzuziehen!“ Dieser Ruf rührte von einem Anhänger der Sophie her, an den sich hernach noch mehrere anschlossen. Dennoch wurde Peter zum Zaar ernannt, und die mächtigen Strelizen, das Truppencorps, welches die Leibwache des Zaars bildete, schworen ihm den Eid der Treue; doch mußte man ihnen einige verzagte Obersten aufopfern. Natalie sollte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung führen. Aber die Ränke der ehrsüchtigen Sophie brachten bald eine Veränderung hervor.

Sophie benutzte, um diese zu bewirken, das übermüthige Gefühl der Strelizen, daß die Vergebung des Throns sich gleichsam in ihrer Gewalt befände. Daher gelang es der Sophie und ihren Vertrauten, unter andern
einem

einem Kammermädchen, sehr leicht, bey den Strelitzen eine für sie günstige Stimmung hervorzubringen. Zwey von den Befehlshabern derselben, die sie gewonnen hatten, sagten (1682 May) zu den versammelten Strelitzen: „die Stunde der Rache ist gekommen; der Zaar Iwan ist umgebracht! die Marischkin (die Verwandten der Natalie) sind Bescherrscher von Rußland! Die ganze Armee ist verlohren!“, — Die Verschwornen weihten sich hierauf zu der Unternehmung, die sie ausführen sollten, in einer Kirche ein, und rückten sodann in voller Kriegsrüstung, und mit Kanonen, das geraubte Marienbild, und eine Schaale voll Weihwasser vor ihrem Zuge, gegen den Kreml an. Vergebens zeigte man ihnen den Iwan, den sie für ermordet hielten. Der Bojar Mathweew, der sie im gebieterischen Tone anredete, wurde ermordet. Eben dieses traurige Schicksal traf, im Kreml selbst, seinen Bruder, den Günstling der Natalie, den das rührendste Flehen derselben nicht retten konnte, traf noch mehrere, vornehmlich die Personen aus der Familie Marischkin.

Iwan

Iwan, den man nun zum Zaar ausrief, bath sich aber, seine Schwäche fühlend, den Bruder Peter zum Mitregenten aus, und Sophie mußte, da die Strelitzen schwiegen, den Verdruß, den sie darüber empfand, unterdrücken. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie die Regierung ihres Bruders Iwan theilte. Ihr vertrautester Rathgeber war der Fürst Gholizün (Galitschin), ein Mann von einem sehr gebildeten Geiste. Dieser fühlte den Uebermuth der Strelitzen so lebhaft, daß er den Plan entwarf, sie allmählig vom Throne, und von der Hauptstadt, zu entfernen. Man fieng an, die Bewachung der Zaaren jungen Edelleuten anzuvertrauen. Man schickte einige Regimenter der Strelitzen in die entferntesten Provinzen des Reichs, nach Archangel und Astrachan. Man ließ dagegen andres Kriegsvolk nach Moskau kommen. Endlich (1684) merkten die Strelitzen die Absicht, die man sich in Ansehung ihrer zum Zweck gemacht hatte. Sie griffen zu den Waffen. Der Hof ließ den Obersten derselben, und seinen Sohn, als Urheber des Aufruhrs, hinrichten. Nun wurde aber der Lärm so groß, daß sich der Hof nach dem festen Kloster Troitzkoy

koy retten mußte. Gegen dieses rückten die
 Auführer wüthend an. Sie wollten den
 Zaar Peter ermorden, den sie, vermuthlich
 durch die Eingebungen der Anhänger der So-
 phie, für denjenigen hielten, der ihnen den
 Untergang zugebracht hätte. Natalie flüchtete
 mit ihrem Sohne in die Kirche. Aber auch
 hier drang ein Haufe der Empörer ein. Na-
 talie, am Fuße des Altars, deckte den Sohn
 mit ihrem Arme. Dennoch wollte ihn schon
 einer von den wüthenden Strelitzen durchboh-
 ren, als ihm eine schrecklich tönende Stimme
 zurief: „nicht am Altar!“, Indessen gewann
 die zaarische Cavallerie Zeit, herbeyzukommen.
 Die Strelitzen eilten schnell hinweg. Das
 Gerücht, daß noch mehrere Truppen im An-
 marsche wären, schlug ihren Muth so gewalt-
 tig nieder, daß sie die Anstifter des Aufstahs
 auslieferten. Nur wurde, ausser denselben,
 noch der zehnte Mann zur Bestrafung aus-
 gehoben; doch traf nur 30 das Schicksal, auf
 der Richtbühne zu sterben.

Nachdem der Aufstand der Strelitzen un-
 terdrückt worden war, fieng sich das Spiel
 der Partheyen von neuem an. Natalie ar-
 beitete

bettete für den Sohn, Sophie für den Bruder, oder vielmehr für sich selbst. Es erregte bey der letztern eine lebhaftes Besorgniß, daß Iwan mehremahls äusserte, daß die Erhaltung des Staates auf seinem Bruder beruhe, und daß er daher demselben, so bald er das gehörige Alter erreicht habe, die Regierung ganz abtreten würde. Um die Ausführung dieses Entschlusses zu verhindern, gab sich Sophie alle Mühe, die Zahl ihrer Anhänger zu vergrößern, brauchte sie unter andern den Kunstgriff, sich durch Weiber bey dem gemeinen Volke in den Ruf einer Heiligen zu bringen, verleitete sie den Bruder Iwan, sich zu verheyrathen, um vielleicht noch einen Erben zu bekommen. Natalie bemühte sich dagegen, den Galitschin zu entfernen. Hierzu benutzte man den Krieg gegen die Türken. Zur Theilnahme an demselben forderte schon der Kaiser Leopold auf; man wollte sich aber hierzu nicht eher entschließen, als bis man in Ansehung Polens ganz gesichert war, als bis Polen (1686) auf die ihm entrissenen Provinzen, und die Herrschaft über die Kosaken, in einem förmlichen Frieden, Verzicht geleistet hatte. Der Hetmann der letztern bewog

bewog den Fürsten Galitschin, der den Oberbefehl führte, die Tataren in der Krim, deren Einfälle ihn oft beunruhigten, zum Gegenstande seines Feldzuges zu machen; aber durch die Verrätherey eben dieses Hetmanns wurde die Unternehmung vereitelt. Dennoch wurden die Truppen, die gar nicht siegreich zurückkamen, von der Sophie reichlich beschenkt, damit sie es um so eher wagen dürfte, in den Ufafen, den Mähmen ihrer Brüder auch den ihrigen, und ihren Bildern auf den Münzen, auch das ihrige hinzuzufügen.

Peter erwuchs indessen, und sein Geiſt entwickelte ſich immer mehr. Die Wiege dieſer Entwicklung war das kleine Dorf Preosbraschenskoë, das ſehr angenehm und geſund lag, das beſonders für das Vergnügen der Jagd große Bequemlichkeiten darboth. Hier, wo der Vater Alexiej eine Geſellſchaft von deutſchen Schaufpielern und Muſikern unterhalten hatte, hier vertrieb ſich Peter, der Schöpfer der ruſſiſchen Macht, ſeine Zeit auf eine ganz andre Art. Er bildete ſich aus Jünglingen, die ihm im Alter ungefähr gleich waren, eine Compagnie von 50 Soldaten,
bey

bey welcher nur das Verdienst zu einer höhern Stelle erhob, und Peter selbst unterwarf sich diesem Gesetze. Daß er bey demselben als Tambour anfieng, ist eine Wahrheit, die sich auf Peters eigne Aussage gründet. Ausgemacht ist es auch, daß er als gemeiner Soldat Wache stand, daß er mit seinen Cameraden einerley Uniform trug, einerley Schanzarbeit verrichtete, einerley Tisch und Bett hatte. Selbst im spätern Alter diente er einmahl einen ganzen Monath lang als gemeiner Soldat, um zu sehen, ob der Soldat auskommen könne. Seine Compagnie gelangte übrigens bald zu einem so großen Ansehen, daß jeder Jüngling ein Mitglied derselben zu werden wünschte, daß die edelsten und vornehmsten jungen Herren sich in dieselbe aufnehmen ließen. Dadurch wuchs die Zahl derselben so sehr an, daß ein Theil von ihnen nach dem nahen Dorfe Semonofsky wandern mußte. So bildete sich eine zweyte Compagnie.

Der Hauptmann der ersten Compagnie, und der eigentliche Schöpfer dieses neuen Kriegswesens, war Franz Jacob le Fort, aus einer adelichen

adlichen Familie in Piemont, die sich aber schon vor einigen Jahrhunderten in Genf niedergelassen hatte. Von seinem Vater, einem Kaufmanne, der Handlung gewidmet, aber derselben abgeneigt, überließ er sich Ausschweifungen, die ihn in Schulden stürzten. Nun wurde er 14 Jahre alt zu Marseille Cadet. Aus französischen gieng er in holländische, und endlich (1675) in russische Dienste. Für diese warb ihn ein deutscher Oberster an. Als er aber nach Rußland kam, war der Zaar Alexiej eben gestorben. Le Fort gieng nun gerade nach Moskau, wo ihn der dänische Gesandte zu seinem Secretär machte, wo er russisch lernte, und glücklich heyrathete. Mit dem gebildetsten Theile von Europa bekannt, mit manchen oberflächlichen Kenntnissen, die er vortreflich geltend zu machen wußte, ausgerüstet, hatte er bald das Glück, Peters Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und dessen Vertrauen sich zu erwerben.

Sophie sah dem Kriegsspieler, dessen Urheber le Fort war, anfangs mit Vergnügen zu, weil sie es für unschuldig, weil sie es für geeignet hielt, den muntern Peter von

von

von der Theilnahme an wichtigern Geschäften abzulenken. Es kam ihr um so unbedeutender vor, da Peter mit den fremden Abentheuern, die sich unter seiner Compagnie befanden, ganze Tage und Nächte umherschwärzte und sich manchen Ausschweifungen überließ, da die Vorstellungen, die ihm die Staatsbeamten deswegen machten, von ihm zurückgewiesen wurden. Aber Sophie sah sich am Ende gewaltig getäuscht. Peter zeigte, bey seiner ersten Erscheinung im geheimen Rathe (1688 Jan.) eine männliche Würde. Seine Poteschnie (d. i. Lustcompagnie) wurde den Strelitzen immer furchtbarer. Umsonst bemühte sich Sophie, den entschlossenen Bruder Peter von der Theilnahme an den Geschäften des geheimen Rathes zurückzuhalten. Dem Volke machte ihm aber seine Vermählung mit der schönen Eudoxia Federowna Lapuchin noch lieber.

Galitschin, der Vertraute der Sophie, konnte einer Schlinge, die ihm von seinen Feinden gelegt wurde, nicht ausweichen. Der Krieg, den er mit den Türken führte, hatte keinen glücklichen Erfolg. Hieran war nicht allein

Mangel

Mangel an den Lebensbedürfnissen, sondern auch die Uneinigkeit seiner Unterfeldherren, so wie der Generale le Fort und Patrik Gordons geringe Bereitwilligkeit, ihn zu unterstützen, Ursache. Salitschin sah sich von den Tataren auf allen Seiten so umringt, daß Mangel und Krankheiten auf 40,000 Mann von seiner Armee tödteten. Peter wollte Salitschin, als er von diesem traurigen Feldzuge zurückkam, gar nicht vor sich lassen. Sophie, die sich schon in ihrem Vertrauten sehr gekränkt fühlte, die aber auch einem festlichen Umgange nicht als Regentin beywohnen sollte, brennte jetzt vor Begierde, sich zu rächen. Peter sollte, nebst seiner Mutter und Schwester, bey diesem festlichen Umgange (8. Jun.) ermordet werden. Einige Strelitzen verriethen aber den Anschlag. Peter flüchtete hiez auf abermahls in das Kloster Troiskoi, wo ihm bald viele in russischen Diensten befindliche Ausländer zu Hülfe eilten, wo er vom dem General Gordon, einem Irländer, und einem um die Umschaffung des russischen Kriegswesens sehr verdienten Officier, die Nachricht erhielt, daß er mit den regulären Truppen, sich an ihn anzuschließen, bereit sey.

Galletti Weltg. 147 Th.

R

Peter

Peter hatte nun einen so zahlreichen Beystand, daß Sophie ihre Ohnmacht fühlte. Vergebens wünschte sie sich mit dem Bruder auszusöhnen; vergebens schickte sie in dieser Absicht zwey Muthmen, schickte sie den Patriarchen, an denselben. Sophie begab sich hierauf selbst nach Troiskoi. Aber Peter befahl ihr, wieder umzukehren, und den Obersten der Strelitzen auszuliefern. Iwan nahm sich der Schwester nicht an. Sie mußte das her in ein Kloster wandern. Ihr Rathgeber Galitschin wurde nach Pustusero, einem kleinen am Eismeere, in der Gegend von Archangel, liegenden Flecken, verwiesen. In der Folge erhielt er doch die Erlaubniß, auf seinem Gute bey Moskau zu leben. Als hierauf Peter, an der Spitze von 1800 Strelitzen in Moskau einrückte, umarmte ihn sein Bruder Iwan, mit dem Saartitel schon zufrieden.

Die öftern Empörungen der Strelitzen mußten dem Zaar Peter die Nothwendigkeit, ihnen ein Corps von andrer regulärer Militz entgegenstellen zu können, recht fühlbar machen; aber auf dieses Gefühl leitete schon der Türken:

Türkenkrieg. Ausser der Poteschnie, die Gordon und le Fort in der europäischen Taktik übten, und die sich in der Folge in zwey Garderegimenter verwandelte, errichtete Peter noch zwey Corps, meistens von Ausländern, und zwar von französischen Religionsflüchtlingen, die zusammen 10 bis 12,000 Mann ausmachten. Vergebens ermahnte ihn der sterbende Patriarch, die Ketzer (d. i. die Hugenotten) nicht in seinen Dienst zu nehmen. Um von der veredelten Kriegeskunst der neuen Truppen einen Beweis zu geben, stellte Peter (1694) nicht weit von Moskau ein großes Uebungslager an. Die neuen Soldaten und die Strelitzen mußten als Feinde gegen einander auftreten. Die erstern eroberten eine von den letztern vertheidigte Festung mit Sturm. Peter versah hierauf jedes von seinen beyden Garderegimentern mit einer Bombardiercompagnie, bey welcher er selbst zuerst Capitain war.

Während daß Peter den Grund zu einer wohl eingerichteten Landmacht legte, wendete er auch auf die Verbesserung seiner Seemacht die sorgfältigste Aufmerksamkeit. Die Russen

K 2 hatten

hatten damahls noch so wenig taugliche Schiffe, daß ihre Mahler kaum im Stande waren, ein ordentliches Schiff abzubilden. Indessen lebte in Rußland der Schiffszimmermann Karsten Brand, den Alexiej, wegen seines Plans zur Schifffahrt auf dem kaspischen Meere, herbeugerufen hatte. Diesen Mann brauchte Peter, um sich eine Flotte zu schaffen. Peter fand einst, unter dem alten Hausgeräthe seines Großvaters, ein Boot von ausländischer Bauart, welches sein Lehrer Zimmermann für ein englisches erklärte. Brand setzte es bald wieder in seegelfertigen Zustand. Eben derselbe baute auch mehrere neue Schiffe. Peter wagte sich (1693) auf das weiße Meer; er segelte, von mehreren englischen und holländischen Handelsschiffen begleitet, bis nach Ponoy, an der lappländischen Küste, und er war nun von seiner neuen Seemacht so eingenommen, daß er schon einen Admiral ernannte.

Das, was dem Zaar Peter seine neue Flotte so anziehend machte, war der Gedanke, seinen Wunsch, den Russen die Mündungen der großen Flüsse, die ihnen die benachbarten
Wälder

Völker entrißen hatten, durch dieselbe wieder geöffnet zu sehen. Sein Blick, der sich zuerst auf das schwarze Meer richtete, erzeugte in ihm den Entschluß, durch nachdrucksvolle Fortsetzung des Krieges gegen die krimischen Tataren, den Ausfluß des Dons in das schwarze Meer zu erobern, und sich daselbst eine Stapelstadt zu verschaffen. Asow, schon lange ein Gegenstand der Eifersucht zwischen den Russen und Türken, befand sich, seit fünfzig Jahren, in der Gewalt der letztern, die es, nach ihrer Art, außerordentlich besetzt hatten. So lange die zur See überlegenen Türken Asow immer mit neuen Lebens- und Kriegsbedürfnissen versehen konnten, war die Eroberung desselben sehr schwer. Dem noch wagte sie (1695) Peter, im Vertrauen auf sein neues Heer, auch ohne Flotte. Gordon schloß Asow mit hundert tausend Mann ein. Peter wohnte der Belagerung selbst bey; aber die Unerfahrenheit seines Ingenieur-Obersten, eines Engländers, bewirkte einen nur langsamen Fortgang der Belagerungsarbeit. Die stürmenden Angriffe wurden von der braven Besatzung der Festung jedesmahl zurückgeschlagen. Kurz, Peter

büßte

büßte auf 20,000 Mann ein, und mußte die Belagerung in eine bloße Einschließung verwandeln.

Peters Muth wurde über das Mißlingen einer Unternehmung niemahls niedergeschlagen. Er benutzte es vielmehr zur Verbesserung seiner Erfahrung, und so unternahm er die Belagerung Affows zum zweyten Mahl, besser als das erste Mahl ausgerüstet. Peter hatte jetzt geschicktere Ingenieurs und Artilleristen. Sie waren ihn vom Kaiser Leopold, von dem Kurfürsten von Brandenburg, und von den Generalstaaten, geschickt worden, die, während man in Ungern Krieg führte, die Türken am schwarzen Meere beschäftigt zu sehen wünschten. Um diesen aber die Gegenwehre zu erschweren, mußte Peter seine Flotte in einen furchtbaren Zustand zu versetzen suchen. Die Stadt Woronesch am Don gewährte alle Bequemlichkeiten zum Schiffbau. Die Woronne, die sich etwa zwey Meilen davon in den Don ergießt, war zwar nicht sehr breit, aber doch tief genug, um Schiffe von 70 Kanonen zu tragen. Ringsumher breiteten sich Wälder mit hohen Eichen und Tannen aus.

Vey

Bey Romanow und Tula öffnerten sich Eisenerz-
 bergwerke. Schnell entstand hier ein Werft,
 wo, (1696) außer zwey Linienschiffen, 23
 Galeeren, 2 Galeassen, und 4 Brander, ge-
 baut wurden. Eins von den Linienschiffen
 bestieg Peter, das andre le Fort, der nun
 mehr Admiral war. Den eigentlichen Ober-
 befehlshaber der neuen Flotte stellte jedoch
 de Lima, ein Venezianer, vor. Dieser kam
 (1696 May), mit 4,000 Mann, glücklich bis
 in die Mündung des Dons, schlug die tür-
 kische Flotte, die der Festung Assow Bedürf-
 nisse zuführen wollte, und bereitete dadurch
 zur förmlichen Belagerung vor. Gordon ließ
 durch 12,000 Mann einen immer höher stei-
 genden Erdwall aufführen. Dieser überstieg
 bald die Höhe der Stadtmauer, und nach
 zwey Monathen (29. Jul.) übergab sich die
 Stadt, einem Schutthaufen ähnlich. Peter
 dachte gerecht genug, den glücklichen Erfolg
 dieser Unternehmung dem Verdienste seiner
 Generale zuzuschreiben.

Die Flotte, welche die Eroberung Assows
 beförderte, mußte aber nicht allein erhalten,
 sondern noch vergrößert werden. Peter ent-
 warf

warf einen Plan, nach welchem, in Zeit von drey Jahren, der Bau von 55 Kriegsschiffen vom ersten bis fünften Range, vollendet seyn sollte. Die 9 größten wurden auf Kosten des Staats gebaut; in den Aufwand, den die übrigen verursachten, theilten sich die Großen, die Kaufleute, und die vornehmsten Geistlichen. Um die Schifffahrt aus dem schwarzen Meere in das kaspische zu erleichtern, wurde der Don mit der Wolga in Verbindung gebracht. Diese Arbeit vollendeten, unter der Leitung des Obersten Brökel, 20,000 Menschen, während daß eben so viel Strelitzen die Tataren in der Furcht erhielten.

Peter theilte jetzt die Regierung nicht mehr mit seinem Bruder Iwan. Dieser starb vielmehr schon zu Anfange dieses Jahres (1696 Jan.) als Vater von drey Töchtern, von welchen in der Folge die älteste Katherine an einen Herzog von Mecklenburg, die mittlere, Anna, an einen Herzog von Curland, vermählt wurde. So wenig man von Iwans Geisteskraft etwas Nühmliches sagt, so bleibt ihm doch das Verdienst, dem Bruder Peter dem russischen Reiche erhalten

zu

zu haben. Doch Peters Verdienste, die er sich um dasselbe erwarb, wurden noch immer von manchem verkannt. Seine Veränderungen hatten für manche Große einen zu raschen Gang, zumahl da er ihren alten Vorrechten drohete. Aber der unternehmende, sich über alles hinwegsetzende Peter war ein Liebling des Volkes, dem er sich immer mit dem Wohle desselben beschäftigt zeigte. Ihn bey dem Volke in Verdacht zu bringen, suchte man es, auf eine boshafte und ränkevolle Art, auf den Vorzug, den er, wie man sagte, den Ketzern, den Ungläubigen, zugestand, aufmerksam zu machen. Man nannte den Gordon einen papistischen Priester, man sprach von einer papistischen Kirche; man fand es bedenklich, daß Peter, der eine Anzahl junger Edelleute, hauptsächlich von le Forts Regiment, nach Holland und Italien reisen ließ, so viele edle Jünglinge in das päpstliche Gebieth schickte.

Peter befand sich an einem Abend (1697 Febr.) zu Preobraschenskoe, in der Wohnung des le Fort, in einer vermischten Gesellschaft, eben bey der Tafel, als sich zwey namenlose

Men

Menschen bey ihm anmelden ließen. Diese, zwey Strelitzen, entdeckten ihm, als er mit ihnen allein war, eine Verschwörung der vornehmsten Befehlshaber ihres Corps. Peter macht seine Anordnungen eben so ruhig, als still. Er begiebt sich an den Ort, wo die Häupter der Verschwornen eben versammelt sind. Seine Ankunft versetzt sie in ein lebhaftes Erstaunen, und die Entschlossenheit, mit der er sich benimmt, verbessert das Versehen, das er gemacht hatte, eine Abtheilung der Garde eine Stunde später zu bestellen; sie kam, zu seiner Rettung, noch zur rechten Zeit an. Die Gemahlin eines von den Verschwornen, des Kammerherrn Puschkin, eine der schönsten und gebildetsten Frauen in Rußland, machte damahls einen sehr tiefen Eindruck auf sein Herz.

Peter fühlte, daß er, um seine eigne Bildung zu beschleunigen, sich selbst in die große Schule der Reisen begeben müsse. Er schloß sich in dieser Absicht an eine feyerliche Gesandtschaft an, die, nach alter Sitte, Rußlands Verbindung mit den übrigen europäischen Mächten erneuern sollte. Die Hauptperson derselben war le Fort. Peter nahm,
nur

nur von einem Kammerdiener, einem Lakay und einem Zwerge bedient, den Titel eines Großcommandeurs an. Das übrige Gefolge bestand in 270 Personen, unter welchen sich 70 Soldaten in grüner Uniform, und 40 adeliche Freywillige, aus den vornehmsten Familien, die als Unterpfänder der Treue derselben mitgehen mußten, befanden. Die einstweilige Regierung des Reichs übertrug Peter dem Fürsten Ramodanofsky, der, bey seinem festen, dem Alten anhängigen Charakter, seinem Monarchen mit unverbrüchlicher Treue ergeben, der in der Befolgung seines Willens bis zum Eigensinne standhaft, bis zur Grausamkeit streng, war. Peter ertheilte ihm den Titel: Fürst Cäsar; er bewies ihm die Ehrfurcht eines Untergebenen, er nahm von ihm Dienstbeförderungen und Befehle an. Ihm zur Seite stellte er, auf Gordons Rath, einige Bojaren *). Dieser blieb mit den neuen

*) Der Titel eines Bojaren bezeichnet einen wirklichen geheimen Rath des Saars. Aber von den Bauern werden ihre gnädigen Herren auch Bojaren genannt. Die Fürsten heißen Knjazen.

neuen Truppen in Moskau. Die Strelitzen, denen man nicht traute, wurden an die lithauische und türkische Gränze vertheilt.

Peter trat nun (1697 April) seine Reise an. Zu Riga wollten ihm die schwedischen Officiere die genauere Ansicht der Festungswerke nicht erlauben. Peter fand sich dadurch beleidigt. Vielleicht tröstete er sich schon damals mit der Hoffnung, daß Riga dereinst unter seine Herrschaft kommen würde. Zu Königsberg ließ der Kurfürst von Brandenburg große Feyerlichkeiten anstellen. Peter wohnte ihnen bey, und ob er gleich seinen Unterthanen, bey schwerer Strafe befohlen hatte, seinen eigentlichen Stand nicht zu entdecken, so war er doch von jedermann gekannt; doch brauchte man die Vorsicht, es ihm nicht merken zu lassen. Der ansehnlich und schlankgebaute Peter, auf dessen Stirne Nachdenken mit ungestümer Würde vereinigt, aber doch durch die Miene des menschlichen Wohlwollens, gemildert war, rollte seine scharfblitzenden Augen in beständiger Unruhe umher, und bedeckte, um sich weniger zu verrathen, das Gesicht sehr oft mit seinem Barret.

Barret. Man bewunderte seinen Scharfsinn, seine richtige Ansicht der Dinge. Aber das russische Gepräge seines Charakters blühte doch noch oft genug durch. Es äußerte sich besonders an der Tafel, bey dem Glase, dem er so reichlich opferte, daß selbst sein Freund le Fort darüber in Lebensgefahr gerieth. Doch vergaß er es zu einer andern Zeit nicht, seine Schreibtafel mit dem, was er sah, täglich anzufüllen. Nach Amsterdam, dem eigentlichen Orte seiner Bestimmung, kam er, nur von sieben jungen Edelleuten begleitet. Er bezog hier ein kleines Haus, und kleidete sich wie ein holländischer Schiffszimmermann. Bald gieng er aber nach Sardam, dem eigentlichen Sitz des holländischen Schiffbaues. Er trug hier, wie die Waterländer, ein kurzes Wammes von rothem Fries, und weite Beinkleider von weißem Linnen. Unter dem Nahmen Peter Michailow wurde er in das Verzeichniß der Arbeiter vom Schiffsbau eingetragen. Im gemeinen Leben hieß er aber gewöhnlich nur Mossiu Peter Was. Er verrichtete jede Arbeit, die in seinem jetzigen Stande vorkam. Am meisten aber beschäftigte ihn die Vollenbung eines Boots, das
er

er gekauft hatte. Auch baute er sich in seinem kleinen Hause selbst ein Bad, und ein hölzernes Lager; er kochte sich selbst. Unter seiner Aufsicht entstand ein Linienschiff von 60 Kanonen, das er nach Archangel schickte.

Während der Zeit versäumte er es nicht, in Begleitung seiner Gesandtschaft, die Merkwürdigkeiten von Amsterdam und vom Haag zu besuchen. Zu Amsterdam hörte er die Vorlesungen des berühmten Anatomikers Ruysch, und er übte sich sogar in chirurgischen Operationen. Er benutzte das Naturalien cabinet des Bürgermeisters Witsen, mit dem er fast täglich umgieng. Um das Mathematische des Schiffbaues recht einzusehen, gieng er (1698 Jan.) nach England, wohin ihn Wilhelm III, der ihn im Haag kennen lernte, abholen ließ. Nachdem er sich in London nur wenige Tage aufgehalten hatte, begab er sich nach Deptford, zu dem Schiffbauhofe. Er kleidete sich hier englisch, und das englische Seewesen erhielt seinen Beyfall so sehr, daß er ein englischer Admiral zu seyn wünschte. Er nahm hier 500 Personen in seinen Dienst. Seinen Aufenthalt in England benutzte er,

um

um sich von allerley Künsten und Handwerken Kenntnisse zu verschaffen. Bald sah man ihn in einer Schmiede, bald in einer Stuckgießerey, bald bey einem Uhrmacher. Ein Seegefechte, das Wilhelm III vor ihm auführen ließ, gewährte ihm ein außerordentliches Vergnügen. Weniger waren theatralische Vorstellungen nach seinem Geschmacke; doch gefiel ihm eine artige Schauspielerin, die ihn auch nicht lange schmachten ließ. Zu Orford nahm er den Doctorhut an. Sein ganzer Aufenthalt in England dauerte drey Monathe. Hierauf gieng er (im May) über Cleve nach Dresden, und von da nach Wien. Die Reise nach Italien, die er sich vorgesetzt hatte, unterbrach die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen. Auf einem kürzern Wege eilte er nun durch Polen, bloß von le Fort, Gallowin und Wentsehtkow begleitet, nach Hause.

Die Strelitzen wurden durch den Vorzug, den Peters neues Kriegsvolk behauptete, mit den heftigsten Empfindungen der Eifersucht erfüllt. Vier Regimenter von denen, die an der lithauischen Gränze standen, rückten gerade gegen

gegen Moskau an. Hier befanden sich nur 4000 Mann reguläre Truppen versammelt; aber Gordon, ihr thätiger Oberbefehlshaber, ließ durch den General Schein, dem Peter die Aufsicht über das ganze Militär anvertraut hatte, 4000 Reiter von Adel aufbieten. Zu diesen stieß er mit 3000 Mann Fußvolf, und 27 Kanonen. Die Schaar der Empörer, die, auf dem Wege, durch gemetztes Gesindel vergrößert worden war, hatte sich neue Anführer gewählt. Gordons Vermähnung, sie durch Vorstellungen zu ihrer Pflicht zurückzubringen, war vergebens. Aus Schonung ließ er, (1698 am 18. Jun.) die Kanonen so hoch richten, daß ihre Kugeln nicht trafen. Die fantastischen Popen erklärten dieß für einen offenbaren Beweis des göttlichen Schutzes. Die verblendeten Streisiken rennten nun wüthend schnell auf das Geschütz los; aber nach wenig Minuten lagen 3000 derselben niedergeschossen, und die übrigen 4000 streckten muthlos das Gewehr.

Erst zwey Monathe hernach (4. Sept.) erfolgte Peters Rückkunft. Obgleich seine Schwester Sophie der Theilnahme an dieser
Ver-

Verschöbung der Strelitzen nicht überführt werden konnte, so war doch sein Unwille über dieselbe so groß, daß nur ein Kammermädchen, das sich dazwischen warf, und „es ist deine Schwester“, rief, ihm das Schwerdt, womit er sie tödten wollte, aus der Hand fallen ließ. Vom gerichtlichen Verfahren, dem er sie unterwerfen wollte, hielt ihn le Fort nur mit Mühe zurück. Den ganzen Monath September hindurch erfolgten nun Hinrichtungen, die das Schrecklichste der Criminaljustiz darstellten. Der Patriarch Adrian forderte ihn, mit dem Marienbilde in der Hand, zur Barmherzigkeit auf. „Mische dich nicht“, sagte er zu ihm, „in Dinge, die nicht deines Amtes sind!“. Vor dem Kloster, in welchem seine Schwester lebte, ließ er, an 28 Galgen, 130 Unglückliche aufhängen. Drey derselben hiengen ganz nahe vor ihrem Fenster, mit einer Bittschrift in der Hand. An einigen mußten verschiedene Große das Todesurtheil vollziehen, und damit das gräßliche Schauspiel aus dem Gedächtnisse nicht sobald herausgewischt werden möchte, blieben die Leichname der Hingerichteten, den Winter durch, auf dem Richtplatze liegen.

Galletti Weltg. 14r Th.

2

Der

Der mit unerbittlicher Grausamkeit straffende Peter war auch kein zärtlicher Ehegatte. Er hatte, nach seiner Verheyrrathung, der ehemahligen Liebeshändel sich keinesweges entschlagen. Besonders fand er an der Anna Iwanowna Mons, der Tochter eines kessländischen Weinschenken, noch immer sehr viel Anziehendes. Eudoxia hatte nicht Ueberwindung genug, ihn deswegen mit ihren Vorwürfen zu verschonen. Sie glaubte sich zu denselben um so berechtigter, als sie ihm schon zwey Prinzen, Alexjet (1690) und Alexander (1691) gebohren hatte, und die Mutter thatte sie zur Aeussierung ihrer Empfindlichkeit antrieb. So lange diese lebte, ertrug der Zaar ihre Empfindlichkeit; als diese aber (1694) starb, hob er nicht nur alle Verbindung mit der Eudoxia auf, sondern er beschuldigte sie auch noch der Theilnahme an der Verschwörung der Strelizen, und sie mußte in das Kloster Susdal wandern.

Der unbarmherzige Gatte aber war ein treuer, dankbarer Freund. Dieß bewies er bey dem Tode derjenigen, die an seinen neuen Schöpfungen so vielen Antheil hatten. Gordon
und

und Le Fort starben beyde in einem Jahre (1699). Dem erstern, den er in seiner letzten Krankheit fleißig besuchte, drückte er selbst die Augen zu, widmete er Thränen, und ein prächtiges Leichenbegängniß. Le Fort hatte durch Ausschweifungen, zu welchen er auch den Saar verleitete, die Kräfte seines Körpers so früh erschöpft, daß dieser sich schon im 47sten Lebensjahre auflösete. Sterbend verschnähete er jede priesterliche Vorbereitung, ließ er sich Horazens Ode an den Q. Vestus (die 3te im 2ten Buche) wiederholt vorlesen, suchte er durch rauschende Musik die Schrecken des Todes zu verschrecken. Er starb so arm, daß sein Enkel nicht die Kosten der Trauer bestreiten konnte. Peter war bey seinem Tode so gerührt, daß er seinen Leichnam küßte, daß er ihn mit seinen Thränen badete.

Le Forts Stelle nahm nun Mentschikow ein; der Sohn eines armen Mannes, den ein Pastetenbecker zu sich nahm, um seine kleinen Pasteten, eine den Russen sehr angenehme Speise, von ihm herunttragen zu lassen. Der muntre, immer singende Junge hatte guten Absatz. Am glücklichsten war er

auf dem Schloßhofs. Hier bemerkte ihn Peter, und der Junge gefiel ihm so sehr, daß er ihn zu sich nahm. Der äußerst schöne und muntre Junge wurde Page, wurde Leibpage. Er folgte seinem Herrn selbst in den Staatsrath nach. Er unterstand sich wohl auch, seine Meynung auf eine so launige Art zu sagen, daß man es ihm nicht übel nehmen konnte. Als er erwuchs, studierte er die Staatswissenschaft eifrig, und er wußte sich den Lieblingsideen Peters und le Forts so vortrefflich anzuschmiegen, daß er beyden immer unentbehrlicher wurde, daß Peter einen zweyten le Fort an ihm zu haben glaubte. Auch war Mentschikow nun derjenige, der ihn bey seinen Unternehmungen und Anordnungen am meisten unterstützte.

Zu diesen gehörte vornehmlich die zweckmäßigere Einrichtung des Kriegs; und Finanzstaates seines Reiches. Anstatt der vier aufgehobenen Strelitzen; Regimenter, errichtete Peter (1699) ein Corps von 27 Regimentern Infanterie, und 2 Regimentern Dragonern, zusammen über 32,000 Mann stark. Diese waren, in weniger als drey Monathen, ange-

angeworben, gekleidet, bewaffnet, und marschfertig. Die Verwaltung der Staatseinkünfte, die sich vorher in den Händen der Bojaren und Knäsen befunden hatte, wurde der Oberaufsicht eines Collegiums übergeben. Auch im Kirchenstaate nahm Peter wesentliche Veränderungen vor. Er schaffte die Palmenprocession ab; er erlaubte den Armen, von der Strenge des Fastens abzugehen; er ließ (seit 1700) das Jahr nicht mehr mit dem 3ten September anfangen, doch wurde der alte Kalender beybehalten. Was dem Zaar Peter im Kirchenwesen aber besonders verhaßt schien, war das große Ansehn des Oberhauptes, des Patriarchen, des nächsten nach dem Zaare, der an den Regierungsgeschäften einen so wichtigen Theil nahm, daß ohne ihn kein Krieg geführt, kein Friede geschlossen werden konnte. Man durfte sich daher nicht darüber wundern, wenn der Patriarch zuweilen einen großen Uebermuth zeigte. Dem Zaar Peter schien er einen Papst vorzustellen. Daher ließ er, als der Patriarch Adrian (1700 Nov.) starb, dessen Stelle unbesezt. Die gewöhnlichen Amtsverrichtungen desselben übertrug er einem Amtsverweser, der den Titel eines Exarchen

archen führte. Die geistliche Gerichtsbarkeit besorgte eine Versammlung von Bischöfen. Ganz vorzüglich aber widmete Peter dem Unterricht seine Aufmerksamkeit. Vornehmlich stiftete er eine Rechenschule, in welcher Hundert der besten Schüler in der Mathematik und Schiffkunde unterrichtet, und hernach, um den Umfang ihrer Kenntnisse zu erweitern, und sich zu Seeofficieren zu bilden, in das Ausland geschickt wurden. In der Folge bekam jede große Stadt ihre Schule. Director derselben wurde der Probst Ernst Glück, ein Magdeburger. Bisher war in ganz Rußland nur eine einzige Druckerey, und zwar zu Moskau, gewesen. Peter verschrieb noch eine zweyte aus Holland, aus deren Pressen viele nützliche Schriften herausgiengen, besonders für Artilleristen, Ingenieure, und Schiffsbaumeister. Es wurden auch Uebersetzungen von manchem brauchbaren lateinischen und deutschen Buche, als von Curtius, Arend, Comnenius, Hübner, und Pufendorf, gedruckt.

Peter wollte aber seine Nation nicht allein aufklären, sondern auch, in Ansehung der Kleidung und der Sitten, den cultivirten Völkern

Bölkern in Europa ähnlich machen. Er verordnete daher (1700 Jan.), daß jeder, der von ihm besoldet wurde, oder den Zutritt bey ihm zu erhalten wünschte, in ungrischer, das heißt, deutscher Tracht, erscheinen sollte, und das Muster derselben wurde daher an den Stadthoren aufgehängt. Wer sich die lange russische Kleidung nicht wollte abschneiden lassen, mußte eine Abgabe entrichten. Die Bojaren entschlossen sich bald, dem Zaar ihre ehrwürdigen Bärte zum Opfer zu bringen. Den Bauern nahm man sie unter dem Thore einer Kapelle ab. In den entfernten Provinzen fiel jedoch die Einführung der neuen Sitten schwer. Die Frauen und Mädchen gewannen die neue Kleidung bald lieb, weil mit derselben weniger Eingeschränktheit verbunden war, weil sie nunmehr in den Gesellschaften zugelassen wurden, die dadurch einen feinem Tact erhielten. Peter verordnete ferner, daß die slavische Gewohnheit, nach welcher die Brautleute dem Befehle ihrer Eltern blindlings folgen mußten, aufhören sollte. Er untersagte endlich auch die großen Gefolge von Leibeigenen, welche die Bojaren und Knäsen hinter sich herschleppten.

So

So legte Peter der Große den Grund zur Umsehung seines Reiches. Er legte ihn um so ruhiger, jemebr er eine Reihe von Jahren mit kriegerischen Unternehmungen nicht beschäftigt war. Der carlowitzer Friede verschaffte ihm den Besitz der wichtigen Festung Asow, die ihm jedoch erst ein zweyter Waffenstillstand sicherte. Die Tataren, denen die russische Herrschaft über Asow unangenehm war, hofften, durch Einverständnis mit dem Commandanten, die Stadt wieder in ihre Gewalt zu bringen; aber der Zaar, dem dieser Anschlag verrathen wurde, ließ den Commandanten, und die Streisigen, die seine Verrätherey theilten, hinrichten, und brachte es (1700 Aug.) dahin, daß der Waffenstillstand auf 30 Jahre verlängert wurde. Aber bald sah sich Peter in einen Krieg mit Schweden verwickelt. Neben dem großen nordischen Kriege wurde jedoch, im westlichen Europa, das viel umfassende Trauerspiel des spanischen Erbfolgekriegs aufgeführt.

Sieben

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges.

Erster Abschnitt.

Spaniens trauriger Zustand unter Karl II. Nach mancherley Unterhandlungen, nach mehreren Theilungsverträgen, wird endlich Philipp von Anjou von Karl II zum Erben der spanischen Monarchie eingesetzt.

Der so folgenreiche spanische Erbfolgekrieg ward durch das Aussterben der Könige von Spanien aus dem österreichischen Stamme veranlaßt. Dieses Geschlecht zeigte seit Philipp II immer weniger Kraft und Thätigkeit. Besonders sichtbar wurde der Verfall seiner Macht.

Macht unter der Vormundschaft der Mutter Karls II *), die, ohne auf die von ihrem Gemahle Philipp IV ernannten sechs Minister Rücksicht zu nehmen, bloß dem Rathe ihres Beichtvaters, des deutschen Vaters Neidhard, folgte. Eine solche Cabinetsregierung empörte das patriotische Gefühl und den Stolz der spanischen Großen. Am unwilligsten zeigte sich über dieselbe Philipps IV unehlicher Sohn, Don Juan d' Austria, der, seit seinem Oberbefehle in Portugal, in der Eingezogenheit lebte, aber von den Großen, die ein lebhaftes Vertrauen auf ihn setzten, eifrig angetrieben wurde, der schändlichen Regierung der Königin ihr Ende zu bestimmen. Vergebens versprach ihm diese, um ihn zu entfernen, die allgemeine, die unumschränkte Statthalterschaft über die niederländischen Provinzen. Don Juan sammelte (1669) in Aragonien ein Heer, dem die Königin sehr wenig Kriegsvolk entgegenstellen konnte. Sie mußte den Neidhard fortschicken. Er gieng nach Rom, wo er, als Cardinal, (1681) sein Leben endigte. Don Juan wurde zum Generallieutenant der Krone

*) Th. XIII, S. 171.

Krone in Aragon, Catalonien, Valenzia, auf den balearischen Inseln, und auf Sardinien, ernannt. Die vormundschaftliche Regierung in den übrigen Provinzen rettete die Ehre: biethung, welche die spanischen Großen für die Mutter ihres Monarchen hegten, der Königin.

Doch nach sechs Jahren (1675 Nov.) erklärte sich Karl II für regierungsfähig, und zugleich für entschlossen, die Regierung mit niemand zu theilen. Aber der schwache Karl, auf dessen Körperkräfte die ränkevolle Mutter einen nachtheiligen Einfluß gehabt haben soll, zeigte seine Entschlossenheit und seinen Geist immer abnehmend. Sein Rathgeber, der Bischof von Malaga, gleichfalls ein unehlicher Sohn seines Vaters, konnte die große Regierungsgewalt, die sich Karls Mutter anmaßte, nicht verhindern. Mit ihr theilte sie ihr Vertrauter Venezuela, der, von niedriger Herkunft, aber klug genug, den Wirkungen des Neides auszuweichen, bis zum Grande der ersten Classe emporstieg. Don Juan, der gefährlichste Gegner dieser Regierung, sollte, als königlicher Oberstatthalter der italienischen

Pro:

Provinzen, vom Hofe entfernt werden; allein die Marquisin de los Velez, und andre, die an Karls II. Erziehung Theil genommen hatten, die bey ihm noch immer in großem Ansehn standen, bewogen ihn, den Don Juan an den Hof zu ziehen, und ihm die Staatsverwaltung zu übergeben. Don Juan wird heimlich in des Königs Schlafzimmer geführt, und von demselben gut aufgenommen. Aber der schwache Karl, der, ohne seine Mutter, keinen wichtigen Schritt thun zu können glaubt, befiehlt ihm, sich zu derselben zu begeben, und ihren Willen zu vernehmen. Nun bekam die Sache bald eine ganz andre Gestalt. Don Juan wurde fortgeschickt, und seine Anhänger traf das Schicksal, entweder abgesetzt oder verhaftet zu werden. Venezuela, zum Marquis von Villa Sierra erhoben, wurde nun erster Staatsminister. Die vornehmsten Großen entzogen sich jetzt der Theilnahme an dem Staatsrath. Sie schlossen sich an den Don Juan an, der mit 6000 Bewaffneten, die er zu Saragossa zusammengezogen hatte, gegen Madrid anrückte. Karl II. ernannte ihn, auf den Rath seiner Minister, zum Obersten der königlichen Leibwache, um ihm sein Ver-

trauen

trauen zu beweisen. Die Großen, dadurch aber noch nicht beruhigt, drangen (1676) auf Venezuela's Verhaftung. Man beredete den König, im Wagen des Herzogs von Medina, von Madrid nach Buen Retiro zu gehen, um von der Mutter sich zu entfernen. Venezuela, der jetzt die Ueberlegenheit der Gegenparthey lebhaft fühlte, suchte mit den Seinigen im Kloster des h. Laurentius im Escorial seine Zuflucht. Aber dieses schützte ihn nicht. Das Kloster wurde, unter der Leitung des Herzogs von Medina Sidonia, des Hauptes der Verschwörung, von 400 Edelleuten umringt. Venezuela, der sich vergebens zu verbergen suchte, verlor nicht nur seine Würden, sondern auch seine ungeheuren Schätze, und wurde auf die philippinischen Inseln verwiesen. Seine Reichthümer, die er entweder eigenthümlich besaß, oder von der Königin nur in Verwahrung hatte, mochten wohl sein größtes Verbrechen seyn. Er kam zwar nach einiger Zeit nach Madrid zurück; aber seine große Rolle hatte er ausgespielt.

Die Großen, in deren Gewalt sich Karl II jetzt befand, nöthigten ihn, den Don Juan
die

die Staatsverwaltung zu übergeben, und die Königin, die sich nach Aranjuez begeben mußte, erhielt nicht einmahl die Erlaubniß, von ihm Abschied zu nehmen. Karl hegte aber noch immer eine große Zärtlichkeit für seine Mutter. Don Juan, der sie ganz zu entfernen wünschte, verordnete daher eine besondre Commission, um ihr Verfahren einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Aber er hatte nicht lange das Glück, Karls Zutrauen sich zu erhalten. Karl wünschte sich mit der Prinzessin Luise, der Tochter des Herzogs von Orleans, zu vermählen, und Don Juan, der diese Gelegenheit benutzen wollte, um der spanischen Monarchie wegen der Niederlande Vortheile zu verschaffen, hätte den Handel bald rückgängig gemacht. Dieses Umstandes bediente sich die Parthey der Königin, um Karls Mißtrauen gegen ihn rege zu machen, und bald sah sich Don Juan von jedermann verlassen. Das Gefühl dieses Schicksals war für ihn so kränkend, daß es (1679 Sept.) seinen Tod beschleunigte; einen so schnellen Tod, daß er eine Vergiftung nicht ganz unwahrscheinlich machte. Karl II weinte zwar bey seinem Verlust, aber er vergaß ihn sehr bald.

balb. Um so länger betrauerte ihn die Nation. Wie ganz anders wäre vielleicht das Schicksal der spanischen Monarchie gewesen, wenn Juan Karls II Stelle eingenommen hätte! Vielleicht hätte das westliche Europa nicht die Drangsalen eines vierzehnjährigen Krieges erfahren dürfen!

Als Juan nicht mehr lebte, kehrte die Königin Mutter gleichsam im Triumphe nach Madrid zurück, übte sie an den Freunden Juans, und an allen denen, die ihre Entfernung befördern halfen, Rache aus. Spanien befand sich, als Karl II seine Vermählung mit der französischen Prinzessin vollzog, in einem armseligen Zustande. In der Hofcasse war so wenig Geld, daß die Bedienten, wegen Mangel an Lebensbedürfnissen, abgedankt werden mußten. Die französischen Herren, die, im Gefolge des Gesandten Villars, die Prinzessin begleiteten, kränkten Karl so innig, daß er, um sie los zu werden, sogar einen Krieg wünschte. Der Forderungen des französischen Hofes, die Karl eingehen mußte, wurden immer mehr. Sein erster Minister, der rechtschaffne Medina Celi, vermochte, von
der

der Königin : Mutter eingeschränkt , dem gesunkenen Ansehn des Staates nicht wieder aufzuhelfen. Der zweyte Monterey , der jenen an Talenten übertraf , mußte der Herrschsucht der alten Königin gar weichen. Auch Medina Celi dankte ab , und Dropeza war hierauf derjenige , der Karls Vertrauen vorzüglich besaß. Karl zeigte jetzt einen erstaunenswürdigen Eifer , seinen gedrückten Unterthanen Erleichterung zu verschaffen. Man zog die übermäßigen Gnadengehalte und Besoldungen ein , ohne auf das darüber ausbrechende Geschrey zu achten. Dropeza wußte , durch die Gesandten an auswärtigen Höfen , Spaniens Ansehn wieder zu heben. Spanien gelangte wieder zu einigem Credit. Man befolgte eine Politik , die mit dem Wohle des Staates übereinstimmte ; man verband sich mit dem Hofe zu Wien , und unterstützte dessen Unternehmungen gegen Frankreich.

Doch Karls II Thätigkeit wurde durch eine Krankheit gehemmt , und seine Mutter eignete sich nun wieder eine so große Gewalt zu , daß sie der Gemahlin desselben den Zutritt in sein Zimmer versagte , daß sie , unter
dem

dem Vorwande ihrer Unfruchtbarkeit, sogar eine Scheidung bewirken wollte. Sie kam aber dem Spiele ihrer Ränke zuvor, oder sie unterlag vielleicht denselben (1689 Febr.). Schon drey Monathe nach ihrem Tode vermählte sich Karl II mit der jungen und schönen Prinzessin Marie Anne von Pfalzneuburg, und da das Band der Verwandtschaft mit Frankreich nun ganz aufgelöst war, so nahm Spanien an dem Kriege gegen Ludwig XIV um so lebhafter Antheil.

Der spanische Staat hatte damahls (1691) an Monterey einen musterhaften Aufseher der Finanzen; Verwaltung. Er vermehrte die Staatseinkünfte, denen mehrere Silberflotten einen ansehnlichen Zufluß verschafft hatten, durch die Entfernung der Unterschleife, die, während daß der Staat arm blieb, die Großen und die Kronbedienten bereicherte. Er ließ eben diesen von ihren Gütern Kriegsz beyträge geben. Es wurde auch wieder ein fester Münzfuß eingeführt. Dennoch stieg Spaniens Credit noch so wenig, daß man kaum für 15 Procent Geld erhielt. Aber das schwache Emporkriechen des spanischen Credi-

Galletti Weltg. 14r Th. M ditz

dits wurde schon durch die ziemlich gewisse
 Aussicht, daß mit Karl II der Mannstamm
 des spanischen Königshauses erlöschen würde,
 verhindert. Die Hoffnungen, mit denen man
 sich in Ansehung der Schwangerschaft der
 jungen Königin getäuscht hatte, verschwanden
 immer mehr, weil die Schwächlichkeit Karls
 II immer merklicher zunahm. Um so lebhafter
 wurden die Bewegungen nicht allein am
 Hofe zu Madrid, sondern auch in andern
 Cabinetten. Das künftige Schicksal der ungeheuren
 spanischen Monarchie war für ganz
 Europa, besonders aber für das westliche,
 gar nicht gleichgültig. Am bedenklichsten aber
 schien es, wenn diese Monarchie mit einer
 andern, welche bereits eine furchtbare Größe
 hatte, vereinigt werden sollte. Mit diesem
 Unglück droheten nun den übrigen Mächten
 von Europa die Ansprüche Ludwigs XIV und
 Leopolds I. Ludwig hatte die ältere, und Leopold
 die jüngere Schwester Karls II, zur Gemahlin.
 Leopold war auch, weil er von
 Ferdinand I, Karls V Bruder, des Ansehens
 der Könige von Spanien, entsprossen war,
 der nächste Stammvater. Am Hofe zu Wien
 glaubte man sich überhaupt von dem größern
 Rechte

Rechte auf die spanische Monarchie überzeugt. In dem Heyrathsvertrage zwischen Leopold I und seiner Gemahlin war das Recht der letztern ausdrücklich erneuert worden; Philipp IV hatte ja, in seinem letzten Willen, seine ältere Tochter, Ludwigs XIV Gemahlin, von der Thronfolge nahmentlich ausgeschlossen, und diese hatte ja feyerlich Verzicht geleistet *). Von jeher haben aber Verträge, wenn von der Befriedigung der Herrschsucht die Rede war, eine nur schwache Wirkung hervorgebracht. Ludwig XIV hatte auch, gleich nach Philipps IV Tode, seine Ansprüche auf die spanische Monarchie, in einem besondern Manifeste, herausgesetzt. Karls II erste Gemahlin, Marie Luise von Orleans, war für Ludwigs Interesse eine starke Stütze. Aber die jetzige Gemahlin, die Prinzessin von Neuburg, die Schwester der Kaiserin, und folglich die Tante der Erzherzoge Joseph und Karl, lenkte ihren Gemahl wieder auf die österreichische Seite, und der österreichische Gesandte bekam nun wieder (1691) freyen Zutritt am Hofe.

Doch

*) Theil XIII, S. 146.

Doch die Deutschen, die der jungen Königin nach Madrid gefolgt waren, verstanden nicht die Kunst, die Spanier für eine österreichische Regierung zu gewinnen. Die Geistlichen, die bey der alten Königin in großem Ansehn standen, fühlten sich durch das stolze Betragen der Deutschen im Gefolge der Königin gekränkt. Am meisten ärgerten sie sich über die Gräfin von Verlepsch, die, als Vertraute der jungen Königin, nicht nur ihre Gunst, sondern auch die Gnade des Königs, gewaltig mißbrauchte, die die Aemter und Ehrenstellen fast mit uneingeschränkter Gewalt verkaufte. Ihr habüchtiges, eigenmächtiges Benehmen zog den Österreichern die Abneigung und den Haß der Nation zu. Am meisten verwünschte Monterey die deutschen Mahmen.

Ausser Ludwig XIV und Leopold I, gab es aber noch zwey Prinzen, die ein Recht auf die spanische Monarchie behaupteten; der eine war der Herzog Victor Amadeus II von Savoyen, der von einer Tochter Philips II abstammte, und der andre der Kurprinz von Bayern, ein Enkel der an Leopold I vermählten Schwester Karls II. Beyde hatten

hatten jetzt eine so wenig furchtbare Macht, daß deren Verbindung mit der spanischen Monarchie nicht sehr bedenklich seyn konnte. Für den bayrischen Kurprinzen, dessen Vater un- eingeschränkter Statthalter in den spanischen Niederlanden war, interessirte sich vornehmlich der Minister Oropesza. Zwar konnte sich derselbe, nach dem Tode der alten Königin, gegen die Ränke seiner von der jungen Königin unterstützten Feinde nicht lange behaupten; aber es waren auch noch andre Minister und Große für die Ansprüche des bayrischen Hauses eingenommen. Im Auslande gönnte man die spanische Monarchie keinem weniger, als Ludwig XIV. Am wenigsten gönnten sie ihm die Seemächte, England und Holland. Die Generalstaaten, die Frankreich nicht zum Nachbar zu haben wünschten, schlossen sich fest an Oestreich an. Ihrem Beyspiele folgten England, Spanien, Savoyen, und verschiedene deutsche Fürsten.

Um der Unterstützung dieser Mächte und Fürsten sich noch stärker zu versichern, und um ihre Besorgnisse wegen des künftigen Schicksals der spanischen Monarchie zu schwächen,

chen,

chen, trat Leopold seine Rechte seinem (1685 gebornen, zweyten Sohne) Karl, ab. Doch auch Ludwig XIV war so vorsichtig, die große Erbschaft für einen jüngern Prinzen des Dauphins zu bestimmen. Jeder hatte am Hofe zu Madrid seine Parthey. Der schwache Karl, dessen Kränklichkeit immer bedenklicher wurde, fühlte am Ende seines traurigen Lebens noch die ängstliche Verlegenheit, daß er nicht wußte, wem er seine Monarchie hinterlassen sollte. Hätte er blos auf das, was ihm sein Herz sagte, Rücksicht genommen, so würde er sich ganz für das Haus Oestreich entschieden haben. Aber selbst unter den königlichen Ministern, selbst in der königlichen Familie, gab es zwey Partheyen. Die Königin; Mutter und Oropesa stimmten für den bayrischen Kurprinzen, und sie brachten es auch dahin, daß ihn Karl II, in einem besondern Testamente, zu seinem Erben einsetzte. Als aber die Königin; Mutter (1696) gestorben war, bewog Karls zweyte Gemahlin, die neuburgische Prinzessin, ihren Gemahl sehr leicht, jenes Testament wieder zu zerreißen, um einem Erzherzoge die Thronfolge zu gönnen. Der Minister Portocarrero, der nur
von

von einem östreichischen Prinzen die Wiederherstellung des ehemahligen Glanzes des spanischen Reiches erwartete, lenkte Karl II zur Wahl des Erzherzogs Karl hin. Der Hof zu Wien verhielt sich indessen ganz unthätig. Selbst Ludwig XIV fand dessen Unthätigkeit unbegreiflich. Aber Leopold und seine Rathgeber verließen sich auf Karls II bekannte Liebe für das östreichische Haus. Auch führte ja Frankreich damahls mit Spanien Krieg. So lange die Mutter des Königs, Leopolds Schwester, durch die man noch alles durchzusetzen hoffte, noch lebte, wollte man ihr, indem man ihren Planen entgegenarbeitete, keine Gelegenheit zur Erbitterung geben. Nach ihrem Tode wurden aber die Unterhandlungen wegen dieser Sache eifriger betrieben.

Ludwig XIV sah wohl ein, daß, wenn Karl II während des damahligen Krieges sterben sollte, die gegen ihn vereinigten Mächte die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis Karls II zum Vortheil des Erzherzogs Karl gemachtes Testament seine Vollziehung erhalten hätte. Aus eben diesem Grunde suchte

suchte nun Ludwig (1697) das Ende des Krieges zu beschleunigen. Obgleich aber Savoyen, Holland und England für den Frieden gewonnen wurden, so war doch der Hof zu Madrid für denselben noch nicht gestimmt. Man wollte vielmehr den damaligen Krieg benutzen, um die französischen Ansprüche auf die spanische Krone ganz zu entfernen, um diese dem Hause Oestreich desto stärker zu versichern. Daher meldete man auch dem Kaiser und seinen Ministern alle schlaun Anschläge Ludwigs XIV, alle geheimen Unterhandlungen desselben. Der damalige Zeitpunkt, sagte man ihnen unter andern, gäbe den schieflichsten Vorwand, die schon lange gewünschten deutschen Truppen nach Spanien zu versetzen. Die Franzosen wären bereits in Catalonten weit vorgedrungen; schon würde Barcelona von ihnen bedroht; das Verlangen nach deutschem Hülfsvolke wäre sehr lebhaft; der Kaiser möchte nur 10,000 Mann, aber auch den Erzherzog Karl, schicken. Aber in Wien hatte man gegen diese eben so klugen als gutgemeynten Vorschläge sehr viel einzuwenden. Der Zustand der Staatseasse, und der damalige Krieg, hieß es, erlaubten keine besondre Ausrüstung.

rüstung. Nun wurde zwar Friede; aber nun brauchte man die Truppen, die man bey dem damahls noch fortdauernden Türkenkriege entbehren konnte, um sich in Italien, vornehmlich im Herzogthume Mayland, festzusetzen.

Die Schwierigkeiten, die der Hof zu Wien den Vorschlägen seiner Anhänger zu Madrid entgegensetzte, waren Ursache, daß diese gegen das Interesse des Kaisers endlich kalt sinnig wurden. Auch hatte der damahlige Gesandte des Kaisers, der Graf von Lobkowitz, gar nicht die Eigenschaften, wodurch er die spanische Nation für die östreichische Herrschaft hätte gewinnen können. Vielmehr war sein stolzes Benehmen den spanischen Großen so kränkend, daß man ihn endlich abrufen mußte. An seine Stelle kam der Graf von Harrach, der schon in Madrid gewesen war, gegen den die Spanier kein Vorurtheil hatten. Er kam mit der uneingeschränkten Vollmacht, den Vortheil seines Hofes auf jede Art und Weise durchzusetzen. Aber es währte lange, ehe die spanischen Minister sich mit ihm einlassen wollten. Endlich lenkte sich Porrocarro auf die östreichische Seite. Karl II sollte

sollte den jüngern Erzherzog für seinen Nachfolger erklären. Dagegen erwartete man, daß ganz deutsches Kriegsvolk nach Spanien kommen würde. Zum großen Erstaunen des Portocarrero verlangte aber Harrach, daß Spanien dasselbe bezahlen sollte. Harrach entschuldigte seinen Antrag durch den schlechten Zustand der kaiserlichen Finanzen, die höchstens den halben Sold ertragen könnten. Karl II bewilligte alles; nur sollte zugleich der Erzherzog nach Spanien kommen. Er versprach sogar die Marschkosten bis nach Holland. Man unterhandelte schon mit England und Holland wegen der Ueberschiffung dieser Truppen. Aber während man dieselben von einem Tage zum andern erwartete, brachte ein Courier die unvermuthete Nachricht, daß die versprochenen Truppen schwerlich kommen würden. Leopold und seine Minister hatten wieder allerlei Bedenklichkeiten. Die Soldaten, die sie allenfalls schicken könnten, (sagten sie unter andern) beständen meistens aus Protestanten. Die Kosten, die des Erzherzogs Karls Reise nach Spanien erfordere, wären für die kaiserliche Kasse zu groß, und ohne ein ansehnliches Gefolge wollte ihn die Mutter nicht reisen

reisen lassen. Man that daher den Vorschlag, den Erzherzog zum Statthalter von Mayland zu ernennen, damit man ihn auf genuesslichen Schiffen nach Spanien schaffen könnte. Das Benehmen des Hofes zu Wien war so unbegreiflich unentschlossen und widersinnig, daß man, um es zu erklären, sogar ein Einverständniß einiger kaiserlichen Minister mit Ludwigs XIV Cabinet vermuthet hat. Daß die Königin und die spanischen Minister für Oesterreichs Interesse sich nun ganz kaltsinnig zeigten, war sehr natürlich.

Um so eifriger arbeiteten jetzt die Franzosen und ihre Anhänger. Da von dem Anzuge deutscher Truppen nun gar nicht mehr die Rede war, so konnte das französische Kriegsvolk auch den Winter durch in Catalonien bleiben. Indessen wurde auch die Zahl der Franzosen zu Madrid immer größer. Unter ihnen zeichnete sich vornehmlich Ludwigs XIV bevollmächtigter Minister, der Marquis von d'Harcourt, aus, der seine Rolle ganz vortrefflich spielte. Mit der am spanischen Hofe herrschenden Unordnung und Verschwendung bekannt, wußte er durch seine wohlangebrachte Frey:

Freugebigkeit sich so glücklich Freunde zu verschaffen, wußte er durch den Aufwand, den er und sein Gefolge machte, von einer so glänzenden Seite zu erscheinen, bezahlte er die Handwerksleute, die für ihn arbeiteten, so verschwenderisch, begegnete er jedem so artig, so zuvorkommend, studierte er sich selbst in die Sitten und Gebräuche der Spanier so vortrefflich ein, versicherte er sich der Freundschaft der am Hofe herrschenden Geistlichen so glücklich, daß er die Spanier mit den Franzosen wieder aussöhnte. Dem schlaun d'Harcourt half seine lebenswürdige Gemahlin, die Gunst der jungen Königin erwerben. Nun wagte er es allmählig, mit seinen Aufträgen hervorzurücken. Zu spät erboth sich Leopold, 10,000 Mann alte Truppen, und den Erzherzog Karl, nach Spanien zu schicken. Die Spanier trauten nun den Oestreichern nicht mehr.

Doch Ludwig XIV überzeugte sich immer mehr, daß die Seemächte die Vereinigung der großen spanischen Monarchie, mit dem französischen oder östreichischen Staate, durchaus nicht zugeben würden. Um sie nun von
seinem

seinem Interesse nicht ganz abzugeben, stellte er sich den Entwürfen, die sie wegen dieser Sache gemacht hatten, nicht abgeneigt. Der Graf von Portland, Wilhelms III. Vertrauter, der den Grundsatz, daß man eben so wenig Oestreich als Frankreich mächtiger werden lassen dürfe, hauptsächlich aufstellte, ließ sich von Ludwig für einen Theilungsvertrag gewinnen, der (1698 Oct.) zwischen Frankreich, Großbritannien, und den vereinigten Niederlanden, abgeschlossen wurde. Demselben zufolge, sollte das Meiste von der spanischen Monarchie an den bayrischen Kurprinzen fallen, das übrige aber getheilt werden. Ludwig begnügte sich, für seinen Dauphin, mit den Königreichen Neapel und Sicilien, mit der spanischen Provinz Quipuscoa u. s. w. Aber er versicherte sich dabey schon des großen Vortheils, England und Holland vom Interesse Oestreichs abgezogen zu haben. Auch Bayern schloß sich jetzt um so fester an Frankreich an. Zum Unglück für das östreichische Haus wurde der alte Harrach gegen seinen Sohn vertauscht, der weder das Ansehn noch die Erfahrung des Vaters hatte. Wenn sich Portocarrero von seinem Secretär Urraca
auch

auch nicht geradezu für einen bourbonischen Prinzen stimmen ließ, so gönnte er den spanischen Thron doch nicht dem Erzherzoge Karl, sondern dem bayrischen Kurprinzen.

Bei dem Könige Karl II setzte sich Ludwig XIV durch seinen Theilungsvertrag gar nicht in Gunst. Vielmehr ärgerte es denselben ganz gewaltig, daß man die spanische Monarchie noch bei seinem Leben theilen wollte. Um so eher brachte ihn Portocarrero zu dem Entschlusse, durch ein neues Testament den bayrischen Kurprinzen (im Nov.) zu seinem Erben einzusetzen. Ludwig XIV war schon zufrieden, den Erzherzog Karl von der reichen Erbschaft ausgeschlossen zu sehen. Der Kurfürst von Bayern war ihm ja nicht sehr fürchtbar. Desto unwilliger zeigte sich Leopold über Karls letzten Willen. Diesen Unwillen äusserte der junge Harrach gegen den Portocarrero so unvorsichtig, daß dieser auf Oesterreich und dessen Anhänger den unverföhllichsten Haß warf. Allein der bayrische Kurprinz, für den er sich interessirte, und der zu Madrid erzogen werden sollte, starb im hiesigen Jahre seines Alters zu Brüssel (1699 Febr.).

Febr.). Die spanische Thronfolge-Sache bekam dadurch wieder eine ganz andre Gestalt.

Ludwig XIV, oder eigentlich sein General Tallard, verabredete (1700 März) mit den Seemächten einen zweyten Theilungsvertrag. Dem Dauphin wurden die italienischen Länd der, Mayland ausgenommen, zugebach; dieses, so wie alles übrige, sollte der Erzherzog Karl bekommen. Aber auch mit dieser Theilung war der Hof zu Wien noch nicht zufrieden. Er hätte für die italienischen Länd gern beyde Indien hingegeben. Karl II bestimmte sich, seit dem Tode des bayrischen Kurprinzen, immer mehr für den Erzherzog Karl, und er war mehr als jemahls entschlossen, ihn nach Madrid kommen zu lassen, das mit er, als sein Nachfolger, gleich Besitz nehmen könnte. Wie sollte aber der Erzherzog nach Spanien kommen, da die Engländer und Holländer dessen Ueberschiffung zu verhindern verpflichtet, da die Meere mit französischen Schiffen besetzt waren. Sich verkleidet dahin zu schleichen, war gefährlich. Indessen wurden diejenigen, die des Erzherzogs Sache zu Madrid zu befördern suchten, immer

mer

mer weniger. Dropeza und Amtrante, die beyden Minister, die sich Oestreichs am meisten annahmen, verlohren ihre vielwirkenden Stellen. Portocarrero, der jetzt den ersten Rathgeber Karls II. machte, fand, als Patriot, den Gedanken einer Theilung der spanischen Monarchie ganz unerträglich. Der Besizer war ihm gleichgültig; indessen fühlte er gegen das bourbonische Haus doch keine besondre Abneigung. Um die Seelenruhe seines Königes wieder herzustellen, gab er ihm den Rath, die Entscheidung dieser Sache dem Ausspruche der vornehmsten Theologen und Juristen seines Reiches zu überlassen. Urraca, Portocarrero's Secretär, der alles lenkte, brachte es leicht dahin, daß man sich einstimmig für einen französischen Prinzen erklärte. Karl II. gerieth darüber in eine lebhafteste Bestürzung. Er liebte das bourbonische Haus nicht, und es war ihm ein höchst unangenehmer Gedanke, seine Monarchie einem andern, als einem Stammvetter, zu hinterlassen. Portocarrero bewog ihn hierauf, die Meynung des Oberhauptes der Kirche einzuziehen. Karl schrieb deswegen (1700 Jun.) eigenhändig an den Papst. Dieser, dem der

Auftrag

Auftrag schmeichelte, ordnete eine Commission von drey Cardinälen an. Diese erhielt von Portocarrero, oder von dessen Secretär, die heimliche Anweisung, für Ludwigs XIV Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, zu stimmen. Philipp war also der Prinz, den der Pabst Karl II zu seinem Nachfolger vorschlug. Aber Karl konnte seine Vorliebe für das östreichische Haus noch immer nicht ganz unterdrücken. Er war indessen entschlossen, die Entscheidung seinem Staatsrath zu überlassen. Da nun der junge Harrach, Leopolds Bevollmächtigter, dem, was Portocarrero und Urraka für den bourbonischen Prinzen thaten, gar nicht entgegenwirkte, weil er Karls II Neigung für Oestreich gar zu viel zutraute, so erklärte sich endlich auch der Staatsrath für den Prinzen Philipp. Die Zweifel, die Karl noch immer hegte, suchte man durch einen zweyten Ausspruch der Theologen und Juristen zu heben. Endlich wußte sich Karl, in welchen Portocarrero immer lebhafter drang, nicht weiter zu helfen, als daß er das ganze Geschäfte seinem Minister, als eine Gewissenssache, übergab. So viel Mühe kostete es dem armen Karl, das künftige Schicksal

Galletti Weltg. 141 Th. D seiner

seiner Monarchie zu bestimmen! Oeffentliche Gebethe sollten nun für die Rechtsgelehrten, denen Portocarrero die letzte Entscheidung dieses Handels überließ, Erleuchtung vom Himmel erslehen. Man legte das schon fertige Testament (1700 am 1sten Oct.) Karl zu Unterzeichnung vor. Er weinte, unterschrieb, ließ es besiegeln, und — fiel in Ohnmacht. In dem königlichen Begräbnißgewölbe im Escorial, vor den geöffneten Särgen seiner Eltern, und mit dem Gedanken an dieselben ganz erfüllt, reichte er, seine Blicke auf die Särge hinwendend, seinen letzten Willen, in welchem Philipp von Anjou zu seinem Nachfolger ernannt war, dem Marquis d'Harcourt hin. Einen Monath hernach (1. Nov.) starb er im 39sten Jahre.

Wie erstaunte Harrach nicht, als er, ganz wider sein Erwarten, hörte, daß nicht der Erzherzog Karl, sondern Philipp von Anjou, in Karls II. letztem Willen, zum künftigen Besitze der spanischen Monarchie ernannt worden sey! Ludwig XIV. war mit demselben nicht ganz zufrieden. Eine Theilung hätte seine Macht ja unmittelbar vergrößert! Endlich

lich gab er aber doch seine Einwilligung, daß sein Enkel Philipp nach Madrid reisen, und (1701 April) von der spanischen Krone Besitz nehmen durfte. Eine ansehnliche französische Armee, die schon an der Gränze stand, schlug alle Gegenanstalten, welche die wenigen Anhänger des Hauses Oestreich hätten machen können, vollends nieder. Daher äusserte damals auch nicht eine Provinz über diese Regierungsveränderung einige Unzufriedenheit. Der Kurfürst von Bayern ließ die Niederlande, deren Oberstatthalter er war, sogleich von französischen Truppen besetzen. Sowohl die Seemächte, als die übrigen Könige und Fürsten von Europa, verstanden sich noch vor dem Ende des folgenden Jahres (1701) dazu, Philipp von Anjou als König von Spanien anzuerkennen. Der Hof zu Wien behandelte die Sache mit der unbegreiflichsten Nachlässigkeit. Er ließ es geschehen, daß der Vizekönig von Catalonien, ein Prinz von Hessen darinstadt, daß der Prinz von Vandemont, Statthalter von Mayland, beyde dem Hause Oestreich sehr ergeben, sich dem Könige Philipp unterwarfen. Die Ankunft einer Silberflotte von unermeßlichem Werth war für den

neuen Monarchen ein sehr glückliches Ereigniß. So hatte ein bourbonischer Prinz das Glück, Besizer der spanischen Monarchie zu werden, und der Kaiser Leopold, der die Gelegenheit, dieselbe seinem Hause zuzuwenden, so schändlich versäumte, mußte nun, um nur einen Theil derselben zu bekommen, einen dreyzehnjährigen Krieg führen. Doch vielleicht hielten es seine Minister auch für besser, durch einige schöne Provinzen derselben die östreichische Monarchie selbst zu vergrößern, als in dem Erzherzoge Karl einen neuen Monarchen aufzustellen.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Oesterreichs und Frankreichs Lage bey dem Anfange des spanischen Erbfolgekrieges. Eugens bewundernswürdiger Marsch nach Italien. Wilheroy in Cremona von ihm gefangen. Aber Eugens Unternehmungen werden hauptsächlich, durch des Herzogs von Savoyen Verbindung mit Frankreich, gehemmt.

Zu spät bereute es Leopold, daß er seinem Sohn Karl mit den verlangten Truppen nicht nach Spanien geschickt hatte. Der Jesuit Wolf, der damahls bey ihm in großem Ansehen stand, war nun einer von denen, die ihm den Rath gaben, seine Rechte auf Spanien mit den Waffen zu behaupten. Derjenige,

nige,

nige, der zum ersten Schauplatz dieser kriegerischen Entscheidung Italien vorschlug, war der durch den Türkenkrieg so berühmte Prinz Eugen, der erste kaiserliche Feldherr, welcher der französischen Ueberlegenheit das Gleichgewicht hielt. Eugen war eigentlich von französischer Abkunft. Sein Vater, der Graf von Soissons, königlicher General-Lieutenant der Armee, und Gouverneur von Champagne, hatte ihn mit Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarini, gezeugt. Eugen (geb. 1663) mußte zwar griechisch und lateinisch lernen, um dereinst eine Stelle unter den Prälaten einnehmen zu können; aber der kraftvolle Jüngling hatte hierzu so wenig Neigung, daß er vielmehr am liebsten von Schlachten und Belagerungen hörte, daß ihm der Schall der Trompeten und Trommeln das lebhafteste Vergnügen gewährte. Ludwig XIV. erkannte den Jüngling so sehr, daß er ihn spottweise den kleinen Abbé nannte, daß er ihm ein Regiment, oder wenigstens eine beträchtliche Officierstelle, abschlug. Eugen war zu stolz, um vor Günstlingen und Maitressen zu kriechen. So reifte in ihm der Entschluß, als Freywilliger (1683) zur kaiserlichen Armee

bey

bey Wien sich zu begeben. Der Kaiser ver-
 traute ihm, als er erst 20 Jahre alt war,
 ein Dragoner-Regiment an, und bald war
 er der Schrecken der Türken. Seinem Bey-
 spiele folgten (1685) die beyden Prinzen von
 Conti. Ludwig befahl ihnen, und allen ih-
 ren Begleitern, nach Frankreich zurückzukeh-
 ren. Eugen war der Einzige, der diesem
 Befehle nicht gehorchte, der seinem Vater-
 lande entsagte. Ludwig glaubte, wenig an
 ihm verloren zu haben, und seine Günst-
 linge und Maitressen glaubten es auch, weil
 sie blos auf einige von seinen Jugendstreichen
 Rücksicht nahmen. Aber der scharfsinnige,
 erhaben denkende Eugen, eben so einsichtsvoll
 und entschlossen, wenn er die Feder führte,
 als wenn er den Degen zog, war der Erste,
 der Ludwigs XIV große Macht erschütterte,
 der, während er den Kaiser Leopold beherrschte,
 während er als Feldherr und Staatsmann die
 glänzendste Rolle spielte, eben so sehr den
 Stolz als den Reichthum verachtete, und den
 Wiener Höflingen die Erwerbung von Kennt-
 nissen empfahl. Damahls 37 Jahre alt,
 und eben sowohl mit der Kriegswissenschaft,
 als mit den Fehlern der bisherigen kaiserli-
 chen

chen

chen Generale, bekannt, war er unstreitig der beste Feldherr, dem Leopold die Aufsicht über seine italienische Armee anvertrauen konnte.

Eugens Talente hoben sich um so mehr, je weniger die Generale, die ihm Ludwig XIV entgegenstellte, die Eigenschaften, die sie als seine Gegner besitzen mußten, vereinigten. Der sechzigjährige, eingezogen lebende Ludwig sah jetzt die Dinge zu entfernt, sah sie mit abgestumpften, durch die anhaltende Glückseligkeit verblendeten Augen. Seine Minister, seine Feldherren waren ihm jetzt weniger, als sonst, bekannt. Die Maintenon hatte, bey allen ihren schätzbaren Eigenschaften, zu wenig Geistesgröße, zu wenig Kraft und Muth, um das Ansehn des Staates mit Nachdruck zu behaupten. Sie wählte die Minister und Generale nicht sowohl mit Einsicht, als mit Partheylichkeit. Chamillart, dem sie das Finanz- und Kriegsministerium verschaffte, besaß weniger Politik, als Rechtschaffenheit, und war dennoch so sehr von sich eingenommen, daß er den Colbert und Louvois in einer Person vereinigen zu können glaubte.

Ludw

Ludwig, seinen Erfahrungen zu viel trauend, schmeichelte sich mit der Einbildung, seine Minister leiten zu können. „Ich habe“, sagte er nach Louvois Tode, zum Könige Jacob: „einen guten Minister verlohren; meine Geschäfte werden aber dennoch immer gut besorgt werden, und meine Sachen immer gut stehen.“ Als er den Barbesteux zu Louvois Nachfolger wählte, sagte er zu demselben: „ich habe euren Vater gebildet, und ich werde auch euch bilden.“ Ungefähr auf eben diese Art drückte er sich bey Chamillart's Anstellung aus. Aber die Erfahrung widersprach der günstigen Meynung, die Ludwig von seinen Einsichten hegte. Im Zimmer, in Gegenwart der Maintenon, mit welcher er die Leitung der Kriegsunternehmungen theilte, entwarf er, mit Zuziehung Chamillart's, Instructionen für die Generale, die ihre Gewalt zu sehr einschränkten. Die Feldherren sollten, ehe sie einen entscheidenden Schritt thaten, erst durch einen Courier anfragen. Indessen verstrich der glückliche Zeitpunkt. Chamillart, oder die Maintenon, dessen Werkzeug er war, schwächten die Wir- kungen militärischer Beförderungen und Ver-
losh;

lohnungen, durch ihren Eigennuz, durch ihre Partheylichkeit. Den Söhnen ihrer Günstlinge wurden Regimenter noch im Knabenalter zu Theil. Das Ludwigskreuz konnte man für 50 Ecus kaufen. Die Kriegszucht verlor immer mehr von ihrer Strenge. Die Truppen waren nicht vollzählig. Schwächere Bataillone mußten daher stärkern entgegen gestellt werden. Die Kriegsvorräthe waren weder hinreichend, noch bey der Hand. Die Soldaten hatten schlechte Waffen.

Doch Leopolds Kriegsmacht befand sich anfangs in einem noch schlechtern Zustande. Die Staatseinkünfte reichten kaum zur Erhaltung von 15,000 Mann hin, und doch waren, wenn man gegen Frankreich Krieg führen wollte, 90,000 Streiter nöthig. Dänemark schickte dem Kaiser 6000 Mann. Von andern Bundesgenossen sah sich aber der Kaiser anfangs ganz verlassen. Die italienischen Fürsten, deren Unterstützung jetzt vorzüglich wichtig war, wollten sich, aus Furcht vor Frankreichs Macht, nicht erklären, oder traten als Ludwigs Bundesgenossen auf. Der Herzog von Mantua ließ sich (1701 April),
durch

durch 60,000 Pistolen, bestimmen, in seine Festung Mantua eine Besatzung von Franzosen und Spaniern einzunehmen. Der Herzog von Savoyen wurde, durch die Verbindung seiner Tochter mit dem neuen Könige von Spanien, und durch den Auftrag der Oberfeldherrnstelle, für Frankreich gewonnen. Aber auch in Deutschland bekam Ludwig Anhänger. Selbst Leopolds Schwager, der Kurfürst von Bayern, der erst die Niederlande, und hernach die lebenslängliche Statthalterschaft derselben, nebst einigen Millionen an Geld, bekommen sollte, trat auf Ludwigs Seite. Seinem Beispiele folgte sein Bruder, der Kurfürst von Cöln. Auch der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig unterstützte Ludwig XIV mit 12,000 Mann. England und Holland schlossen gleichfalls (1701 Sept.) mit Ludwig XIV eine Verbindung.

Doch schon drey Monathe früher hatte der von jedermann verlassene Kaiser Leopold den Krieg in Italien angefangen. Eugen gieng mit 30,000 Mann über die Alpen. Catinat hatte die nächsten Wege, die aus Deutschland nach Italien führen, stark besetzt

gen lassen. Aber in weniger als 24 Stunden hatten Eugens Soldaten einen Weg von 6 Meilen in der Länge, und 9 Fuß in der Breite über die rauhen Alpen vollendet. Zum großen Erstaunen Catيناتs gieng Eugen bey Legnaco, im Gebiethe von Verona, über so hohe und steile Gebirge, daß die Reiter abfielen und die Pferde am Zaume führen, daß die Kanonen von den Soldaten und Bauern an Seilen hinübergezogen werden mußten. Eugen verband mit seinen wohl ausgedachten Planen eine schnelle Ausführung. Dieß zeigte sehr sein Uebergang über die Etsch. Catinat sah die Nothwendigkeit, ihn von demselben abzuhalten, sehr wohl ein. Einige von seinen Untergeneralen machten ihm aber Schwierigkeiten, und Catinat war zu schwach, sich Gehorsam zu verschaffen, oder er wurde vielmehr von Eugen getäuscht. So erfocht sich Eugen (7. Jul.) bey Carpi die Gelegenheit, auf die rechte Seite der Etsch zu kommen, und Catinat mußte sich hinter den Mincio und Oglio zurückziehen. Die Postleute, und vornehmlich diejenigen, die sich an seine Stelle versetzt zu sehen wünschten, behaupteten, daß durch sein Benehmen die

ganze

ganze französische Nation beschimpft worden sey. Billeroy wollte (seit dem August) diesen Schimpf wieder auswischen.

Der Duc und Marschall de Billeroy, Sohn des Oberhofmeisters des Königs, mit ihm erzogen, und immer in seiner Gunst, seine Feldzüge eben sowohl, als seine Vergnügungen theilend, von einer eben so einnehmenden, als Ehrfurcht gebietenden Gestalt; rechtschaffen, Wahrheit liebend, prachtvoll; äußerst brav, aber in der Behauptung seiner einmahl gefaßten Meynungen zu hartnäckig, und wie seine Feinde ihm Schuld gaben, mehr auf die Ehre und das Vergnügen, den Befehl über eine Armee zu führen, als auf die eines großen Generals würdigen Plane, Rücksicht nehmend. Als Günstling seines Monarchen, und als der Gebiether eines zahlreichen Heeres, glaubte er sich über die Fürsten weit erhaben, nannte er den Herzog Victor Amadeus nur den Monsieur de Savoie, behandelte er ihn, der doch den Ausgang von Italien in seiner Gewalt hatte, als einen im französischen Solde befindlichen General. Der Hof zu Versailles rechnete darauf,

darauf, daß seine große Armee in Italien, von welcher 6 bis 7000 piemontesische Soldaten beständig umringt waren, den Herzog in der Furcht erhalten würden. Man wies ihm auch einen Jahrgehalt von 500,000 Ecus, und hernach von monatlich 200,000 Franken, an. Aber Victor Amadeus, der seine Wichtigkeit für Frankreich fühlte, verlangte auch noch Land, und es war ihm um so empfindlicher, daß er, wie ihn der Stolz der französischen Generale und Minister befürchten ließ, bald ganz unbedeutend werden sollte. Als er seinen Schwiegersohn, den König Philipp zu Mayland, der, seinen Muth zu zeigen, nach Italien kam, besuchen wollte, gab man ihm zu verstehen, daß man ihn daselbst nicht anders, als einen courtisan oder Hof-Cavalier würde empfangen können, und daß er auf die Ehre, mit dem Könige von Spanien zu speisen, nicht wohl rechnen dürfe. So legte man, aus unüberlegtem Stolz, den Grund zum Verfall des französischen Kriegsglücks in Italien.

Obgleich Villeroy, durch die mitgebrachte Verstärkung, Eugens Heere eine doppelt so große

große Armee entgegenstellen konnte, so fühlte er doch bald die Ueberlegenheit von Eugens General's Talenten. Als er ihn (am 1. Sept.), in seiner vortheilhaften Stellung bey Chiari, zwischen dem Lago di Garda und Tyrol, anzugreifen wagte, kostete es ihm gegen 3000 Mann, und fast wäre der Vater von seinem Sohne, dem Prinzen von Baudemont, der sich bey den Oestreichern befand, gefangen worden. Villeroy, der, um dem einzuernstenden Ruhme schneller entgegen zu gehen, mit Extrapost reisete, sah seine Hoffnung eben so schnell getäuscht. Er hätte dieses Unglück vermeiden können. Catinat, der jetzt unter ihm diente, und andre von seinen Generalen, hatten ihn auf die Schwierigkeiten vergebens aufmerksam gemacht. Catinat ließ sich den Befehl zu demselben drey-mahl geben. „Wohls an“, sagte Catinat, zu seinen Officieren sich wendend, „wir müssen gehorchen!“, Catinat, dem die Kränkung seines Ruhmes unerträglich war, suchte den Tod auf. Verwundet fuhr er dennoch fort, seine Generalsobliegenheiten zu erfüllen, ordnete er, als Villeroy seinen Degen eingesteckt hatte, den Rückzug an. Hierauf eilte er aber auch nach

nach Paris, um dem Könige Bericht abzustatten.

Eugen, der, während dem Winter (1701 Dec.) das ganze Gebieth des Herzogs von Mantua, den der Kaiser, wegen seiner Verbindung mit Frankreich, für einen treulosen Vasallen erklärte, bis auf die Hauptstadt, besetzte, der sich auch der Fürstenthümer Guastalla und Mirandola bemächtigte, war dem Villeroi auch an Wachsamkeit überlegen. Dieß zeigte er jetzt (1702 am 2. Febr.) in einem glänzenden Beispiele. Villeroi, der, in der Mitte des Winters, ganz unbesorgt lebte, schlief einst zu Cremona, von einer ansehnlichen Besatzung umringt, ganz ruhig und fest, als ihn ein Lärm von Musketenfeuer aufweckte. Schnell steigt er, nur mit dem Hemde bekleidet, zu Pferde, und unerwartet stößt er auf eine Schwadron, führt er sich, von Eugen selbst, bey dem Arme ergriffen, und gefangen. Eugen war durch Hülfe eines Geistlichen, der 400 Mann durch einen trocknen Graben führte, welche die Wache an zwey Thoren niederstießen, mit 4000 Mann in die Stadt gekommen. Alles dieß

dieß geschah, ehe der Gouverneur, ein Spanier, es gewahr wurde, ehe Villeroy erwachte. Als sich der Gouverneur mit einigen Soldaten endlich zeigte, ward er sogleich erschossen. Fast alle Generale in Cremona wurden getödtet oder gefangen. Der Retter der übrigen Franzosen, und der Stadt, wurde der Chevalier d'Entragues, der um diese Zeit, um vier Uhr des Morgens, sein Regiment zur Musterung versammelte, und den Deutschen sich so nachdrucksvoll widersetzte, daß die Garnison, sich zu sammeln, Zeit gewann. Die Soldaten, zum Theil fast ganz unangekleidet, und nicht gehörig bewaffnet, auch ohne ihre Officiere, marschierten in buntem Gemische auf, fochten, verschanzten sich in einer Gasse nach der andern, auf einem Platze nach dem andern. Zwey irländische Regimenter hielten die Oestreicher am meisten auf. Die Besatzung war etwa 5000 Mann stark, und Eugen hatte nicht mehr, als 4000 Mann. Eine starke Abtheilung von Truppen sollte ihm über die Pobrücke nachkommen, aber die Curassiere, welche die Brücke besetzen sollten, nahmen einen unrechten Weg. Indessen

Galletti Weltg. 14r Th.

D

wurde

wurde die Brücke von den Irländern besetzt, und abgebrannt. Eugen mußte sich hierauf, den Villeroy und andre gefangne Generale mitführend, aus Cremona wieder herausziehen.

Villeroy war nun für die Hofleute zu Versailles ein Gegenstand des Tadels. „Man zieht auf ihn los,“ sagte Ludwig „weil er mein Günstling ist!“ An seine Stelle trat nun der Duc de Vendome, Heinrichs IV Enkel, unerschrocken wie dieser, aber zugleich gutmüthig, wohlthätig, ohne Anmaßung, mit Haß, Neid und Rachsucht unbekannt, und nur gegen Prinzen stolz; der einzige General, für den die Soldaten aus Neigung fochten, aber in der reifern Erwägung der Pläne dem Eugen nachstehend; um die Versorgung der Armee und das Einzelne sich wenig bekümmern, die Kriegszucht vernachlässigend, der Tafel und dem Schläfe zu viel Zeit widmend, daher mehrmahls in Gefahr, überrascht zu werden; doch am Tage einer Schlacht eine außerordentliche Geistesgegenwart zeigend, und solche Tage geflissentlich auffuchend; unreinlich und schlecht wirthschaftend,

tend, so daß ihm manchemahl das Nothwendige fehlte. Sein Bruder, der Großprior, der in Italien unter ihm commandirte, besaß alle diese Fehler noch in größerm Maße. Die Franzosen hatten damahls zwey Generale, die das Bett oft nicht früher, als 4 Uhr Nachmittags, verließen. Aber eben dieser Vendome, bey welchem Thätigkeit und Nachlässigkeit auf eine sonderbare Art vereinigt war, setzte dem Eugen List und Ueberraschung entgegen, und lieferte ihm Schlachten, die beyde Theile gewonnen haben wollten. Jetzt war aber auch der junge König von Spanien (1702 April) in Italien. Philipp wollte, auf die Vorstellung seines Ministers Portocarrero nicht achtend, in Italien Lorbeeren einernnden. Er verabredte mit Vendome den Plan, die Kaiserlichen zurückzudrängen, und das von ihnen eingeschlossene Mantua zu retten. Nach den Vorbereitungen von einigen Monathen, glückte es dem Vendome endlich (1702 Jul.) eine östreichische Truppen; Abtheilung unter Visconti, die bey Santa Vittoria, nicht weit von Reggio, stand, mit überlegener Macht zu überwältigen, ehe ihr

D 2 Eugen

Eugen zu Hülfe kommen konnte. Durch diese glückliche Unternehmung waren Philipp und Vendome so mit Muth erfüllt, daß sie, ihres Sieges gleichsam gewiß, gegen die österreichische Armee geradezu anrückten. Eugen fühlte die Gefahr, in welche ihn der Anzug zweyer Heere, des französischen und des spanischen, versetzte, so innig, daß er, um alle seine Truppen auf einem Punkte zu versammeln, die Belagerung von Mantua aufhob, und bey Luzzara sich in Schlachtordnung stellte. Das Treffen, das nun (15. Aug.) folgte, war zwar äußerst blutig, aber nicht entscheidend, und das Te Deum wurde eben sowohl zu Paris, als zu Wien, gesungen; aber Eugen hatte doch den Ruhm, von einer der seinigen weit überlegenen Armee unbesiegt geblieben zu seyn, und die vereinigten Franzosen und Spanier hatten noch einmahl so viele Leute, als er, verlohren. Der ganze Vortheil, den ihnen der vermeynte Sieg verschaffte, war die Einnahme von Luzzara und Guastalla. Philipp V, der nun in Spanien zu thun bekam, gieng aus Italien (im Aug.) wieder weg.

Eugen,

Eugen, welcher den 55,000 Franzosen, die ihm, außer den Festungen gegenüberstanden, kaum die Hälfte so viel entgegenstellen konnte, der an Lebensbedürfnissen, an Geld, kurz an allem, Mangel litt, der reisete, als seine schriftlichen Vorstellungen am kaiserlichen Hofe immer ohne Wirkung blieben (1703 Jan.) endlich selbst nach Wien. Den Oberbefehl übertrug er dem Grafen Guido von Stahremberg, der Erfahrung und Einsicht genug besaß, um die Hoffnung des Duc de Vendome, der sich jetzt die Vernichtung des österreichischen Heeres in Italien als eine leichte Unternehmung dachte, zu vereiteln. Doch seine Lage würde, wegen der Ueberlegenheit der französischen Armee, endlich doch noch sehr bedenklich gewesen seyn, wenn der Herzog von Savoyen nicht endlich zur kaiserlichen Parthey übergegangen wäre, wenn Ludwig XIV nicht noch mit mehrern Feinden in einem lebhaften Kampf gerathen wäre, der Vendome's Entfernung aus Italien nach sich zog.

Wenn

Wenn Eugens Unternehmungen in Italien den Erwartungen, die man sich von ihnen machte, nicht ganz entsprachen, so war Savoyens Verbindung mit Frankreich hauptsächlich daran Ursache. Man mußte also alles versuchen, um denselben auf die österreichische Seite zu ziehen. Dieß kostete keine große Anstrengung, weil Victor Amadeus des Einverständnisses mit Ludwig XIV ohnedieß schon sehr überdrüssig war. Seine Stelle eines Generalissimus war weiter nichts, als ein leerer Titel. Die versprochenen Subsidien wurden nicht ordentlich ausgezahlt. Die Unwahrscheinlichkeit, sich der französischen Oberherrschaft entziehen zu können, wurde immer größer. Auch war es, bey fortgesetzter Verbindung mit Frankreich, unmöglich, die Krönungskrone, nach welcher Victor Amadeus strebte, zu erlangen. Um so williger unterhandelte er daher mit dem Kaiser Leopold. Dieser versprach ihm (1703 Jul.) alles, was Ludwig und Philipp ihm abgeschlagen hatten. Er sollte auch eine größere Subsidien-Summe erhalten. Aber er konnte sein Kriegsvolk, welches aus nicht mehr, als 5000 Mann bestand, von den französischen Truppen, von welchen

welchen er überall umringt war, nicht zu rechter Zeit absondern. Dieses wurde daher (1703 Sept.) auf Vendome's Befehl entwaffnet, und, noch vor dem Ende des Jahres, war ganz Savoyen, bis auf die Festung Montmélian, von den Franzosen besetzt.

Dritter Abschnitt.

An dem spanischen Erbfolgekriege nehmen auch die Seemächte, imgleichen Portugal, Preussen u. a. m. Theil. Portugals Geschichte bis dahin. Preussen wird ein Königreich. Ludwig XIV kränkt die englische Nation. Wilhelms III Tod. Marlborough's glänzender Feldzug in den Niederlanden. Des Kurfürsten von Bayern unglücklicher Zug nach Tyrol. Leopold I auch mit Ragorzy beschäftigt. Schlesienberg. Höchstädt. Leopolds I Tod.

Bisher hatten Leopold I und Ludwig XIV als
kein Krieg geführt, und anfangs war Italien
der einzige Schauplatz dieses Krieges. Bald
nahmen aber auch Großbritannien, die verei-
nigten Niederlande, Portugal, Preussen, und
das

das deutsche Reich, an diesen bluttigen Händeln Theil. Alfons VI von Portugal, den der Sieg bey Montes Claros (1667) auf den portugiesischen Throne besetzte *), hatte nicht die Eigenschaften, die ihn dieses Glückes würdig machten. Schon auf dem Reichstage, den sein Vater, Johann IV, kurz vor seinem Tode hielt, warfen die versammelten Stände die Frage auf, ob man dem an Geist und Körper schwachen Prinzen nicht seinem Bruder, dem talentvollern Don Pedro, vorziehen sollte; aber der Vater, der sich noch immer mit der Hoffnung schmeichelte, daß Alfons besser werden würde, beredete die Stände, ihm den Eid der Treue zu schwören. Doch nach dem Tode des Johanns verschwand alle Hoffnung, die man sich von den Geistesfähigkeiten des Alfons gemacht hatte, völlig, und die Mutter mußte die Regierung übernehmen. Sie führte sie mit Ansehn und Würde, und wenn ihr Sohn nicht klüger wurde, so lag es nicht an den Personen, denen die Erziehung und der Unterricht desselben anvertraut war. Zum Unglücke umringten ihn Schmeichler,

*) Th. XIII, S. 170.

ler, die ihn in seinen Fehlern noch bestärkten. Antonio und Johann Conti, die Söhne eines Krämers aus dem Genuessischen, waren diejenigen, die sein Vertrauen am meisten besaßen. Als diese nun gewahr wurden, daß die Mutter, durch eine Parthey der Großen unterstützt, ihren Liebling, den Don Pedro, auf den Thron zu bringen wünschte, gaben sie (1665) dem Könige den Rath, sie vom Hofe zu entfernen. Ihr Ansehn war aber noch so groß, daß Antonio, der gefährlichste der beyden Brüder, verhaftet, und, nebst einigen von seinen Freunden, nach Brasilien geschickt wurde. Man rechtfertigte dieses Verfahren durch das Vorgeben, daß man das allgemeine Beste, und die Ehrerbietung für den König, dabey zur Absicht habe. Der schwache Alfons wußte den Unwillen, den er über die Gewalt, die man sich angemacht hatte, empfand, so gut zu verbergen, daß seine Mutter dem Schicksale, die Theilnahme an der Regierung zu verlieren, endlich doch nicht ausweichen konnte. Der Graf von Castel Melhor, einer der einsichtsvollsten aber auch ehrgeizigsten Portugiesen, der, an Antonio Conti's Stelle, des Alfons vornehmster

ster Rathgeber wurde, beredte denselben, die Regierung selbst zu übernehmen, weil er alsdenn sicher hoffen durste, den Regenten von Portugal vorzustellen. Die Königin wollte zwar durchaus nicht weichen; allein Castel, Melhor nöthigte sie, mit Hülfe der Bürgerschaft von Lissabon, mit ihrem Sohne, dem Don Pedro, sich in den Privatstand zu begeben. Sie gieng in ein Kloster, wo sie bald (1666 Febr.) ihr Leben beschloß. Schade, daß ihr männlicher Geist nicht das Erbtheil ihres Sohnes Alfons geworden war.

Doch Castel, Melhor, der Urheber ihrer Entfernung behauptete sich auch nicht lange. Seine despotische Staatsverwaltung machte ihn bey den Großen, und bey den Bürgern der Hauptstadt, so verhaßt, daß sie eine Regierungsveränderung wünschten. Ihre Aufmerksamkeit lenkte sich jetzt immer mehr auf den Don Pedro hin. Aber auch für die Aufmerksamkeit der jungen Gemahlin des Alfons, einer Tochter des Herzogs von Nemours, war Don Pedro ein anziehender Gegenstand. Diese fühlte sich bald überzeugt, daß er einen bessern Gemahl, als Alfons abgeben

geben würde, über dessen Unvermögen sie sich laut beklagte. In Verbindung mit dem Don Pedro brachte sie es (1667) bald dahin, daß Castel: Melhor das Ministerium gegen ein Kloster vertauschen mußte. Da die junge Königin und Pedro wußten es so einzuleiten, daß eine Versammlung der Stände dem Alfons die Regierungsfähigkeit absprach, daß sie ihn in Verwahrung bringen ließ. Seine Gemahlin, die sich erst in ein Kloster begab, stellte sich, als wenn sie nach Frankreich zurückkehren wollte. Durch ihre Anhänger wurden aber die Stände so gut gestimmt, daß sie dieselbe und den Don Pedro um ihre Vermählung ersuchten. Pedro war nicht über 20 Jahre alt, aber sehr zärtlich. Die junge Königin bedachte sich also gar nicht lange, den Alfons gegen ihn zu vertauschen. Der Pabst gab (1668) seine Einwilligung, weil Alfons, nach der Untersuchung seines Legaten, die Ehe nicht vollzogen hatte. Der mißleidige Don Pedro ließ (1669) seinen Bräutigam auf die azorische Insel Terceira bringen, wo er sich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, ungestört überlassen konnte.

Über

Aber der junge, zärtlichliebende Pedro war auch ein sehr eifriger Regent, der an Cadaval, einem Abkömmling des Hauses Braganza, einen guten Minister hatte. Dieser suchte vornehmlich die Finanzverwaltung in bessere Ordnung zu bringen. Die Staatseinkünfte waren entweder voraus eingenommen, oder verpfändet. Die Domänen befanden sich, seit der spanischen Regierung, noch immer im Besitze der Großen. Nach Rom wurde vieles Geld geschickt. Die ostindischen Besitzungen waren durch Engländer und Holländer vermindert worden. Während daß nur Pedro und sein Minister einer bessern Staatswirthschaft sich befleißigten, vereitelten sie standhaft alle Bemühungen der jungen Königin, und ihrer französischen Unterhändler, die sie mit Spanien, mit welchem (1668 Febr.) ein feyerlicher Friede geschlossen worden, in einen neuen Krieg verwickeln wollten. Dennoch nahm Spanien an einer Verschwörung, welche (1673) die Wiederherstellung des Alfons zur Absicht hatte, Theil. Alfons VI wurde hierauf seinem angenehmen Aufenthalte auf der Insel Tercera entrisen, und in die Festung Cintra eingesperrt, wo

er

er noch zehn Jahre lebte (st. 1683). Seine Gemahlin, die sich von ihm hatte scheiden lassen, starb um eben diese Zeit. Nun hörte der französische Einfluß zu Lissabon völlig auf. Pedro vermählte sich zum zweyten Mal (1687) mit einer pfalzneuburgischen Prinzessin, die durch eine englische Flotte nach Portugal gebracht wurde. Die schöne und tugendhafte Prinzessin starb aber schon nach sieben Jahren (1694) ihrem Gemahle sechs Kinder hinterlassend.

Der letzte hatte zwar seine Armee so vermehrt und geübt, daß ihm selbst Ludwig XIV seine Achtung nicht versagen konnte; aber er mußte sich dennoch entschließen, den Philipp von Anjou als König von Spanien anzuerkennen. Philipp und Ludwig behandelten ihn jedoch mit so weniger Schonung, daß sie sogar den Plan machten, ihm sein Reich wegzunehmen. Dadurch gaben sie ihm einen gerechten Vorwand, sich an die Seemächte anzuschließen.

An die Seemächte schloß sich auch der neue König von Preussen an. Der große Friedrich
Wils

Wilhelm, der zur brandenburgischen, zur preussischen Macht den Grund legte, war schon vor vierzehn Jahren (1688 April) gestorben. Er hat seinen Nachfolgern ein äußerst musterhaftes Beyspiel der Aufmerksamkeit auf alle Pflichten eines Regenten hinterlassen. Friedrich Wilhelm, der mehr als einmahl als ein furchtbarer Feind des mächtigen Ludwigs XIV auftrat, der den König von Schweden in große Verlegenheit brachte *), der hinterließ seinem Nachfolger ein vortreffliches Heer von 28,500 Köpfen, der hinterließ demselben seinen Staat nicht nur sehr vergrößert, sondern auch besser angebaut. Zu den Ländern, die ihm der westphältsche Friede zusicherte, kamen noch die oranischen Besitzungen, die er von dem Vater seiner ersten Gemahlin, dem Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, erbte. In seinem Lande gab es aber noch manche Stadt, noch manchen Landstrich, wo es an Einwohnern fehlte. Daher benutzte Friedrich Wilhelm jede Gelegenheit, die sich ihm darboth, diesen Mangel zu ersetzen, und seine Unterthanen

*) Theil XIII, S. 189. 214.

nen zu vermehren. Er gestand den Fremden, die sich in seinem Lande niederließen, nicht nur wüste Plätze, sondern auch Bauholz und Abgaben: Freyheit, zu. Schon vor der Aufhebung des Edictes von Nantes schlugen viele vornehme Franzosen ihren Wohnsitz zu Berlin auf. Schon gab es zu Berlin eine französische Gemeinde von hundert Familien, die drey Prediger hatte. Derjenige, dessen Rath schlugen Friedrich Wilhelm, bey der Aufnahme der französischen Religionsflüchtlinge, vorzüglich folgte, war sein Oberstallmeister, der Graf von Beauveau. Die Zahl dieser Leute, die sich in Friedrich Wilhelms Ländern niederließen, belief sich auf 20,000. Unter ihnen befanden sich viele geschickte und fleißige Manufakturisten; unter ihnen befanden sich, ausser dem berühmten Schomberg, der sich um Portugals Unabhängigkeit so verdient machte, viele gute Ingenieurs, Artilleristen und andre Officiere, die an der vollkommnern Ausbildung des brandenburgischen Kriegsstaaates einen wichtigen Antheil hatten, die dem Kurfürsten Gelegenheit gaben, ein Casdetten:Corps zu stiften. Auch Wallonen aus den französischen Niederlanden, und Waldens-

ser

fer aus den Gebirgen von Savoyen, wanderten in das Brandenburgische ein; die letztern konnten sich an den Aufenthalt in demselben so wenig gewöhnen, daß sie bald wieder nach Hause giengen. Die neuen Ankömmlinge gaben dem Kurfürsten Gelegenheit, neue Städte anzulegen, und alte zu erweitern. Um den Handel seiner Unterthanen nach Hamburg zu erleichtern, legte der sorgsame Kurfürst einen Kanal an, der, vermittelt der Havel und Spree, die Oder mit der Elbe in Verbindung brachte. Aber auch die Seehandlung war für Friedrich Wilhelm ein vorzüglicher Gegenstand der Aufmerksamkeit. Er unterhielt deswegen auch eine kleine Flotte. Seine 6 bis 8 Fregatten und Galioten thaten ihm im Kriege mit Schweden gute Dienste. Oberbefehlshaber derselben war ein Seeländer, Namens Naule. Der spanische Hof blieb ihm (1680) 180,000 Thaler Subsidiengelder schuldig, und man lachte zu Madrid, als er durch seinen Gesandten erklären ließ, daß er sich schon würde Recht zu verschaffen wissen. Allein 6 von seinen Fregatten nahmen, in der Gegend von Ostende, ein großes spanisches Kriegsschiff weg, Galletti Weltg. 147 Th. P und

und 5 von ihnen wagten sich bis in den mexicanischen Meerbusen, und machten noch manche gute Priße. Der vornehmste preussische Hafen war zu Pillau, wo, unter Kaule's Anleitung, ein Schiffswerft angelegt wurde. Preussische Schiffe giengen bis nach Guinea. Es wurde zu Emden eine afrikanische, eine ostindische Handlungsgesellschaft errichtet. Friedrich Wilhelm nahm den berühmten Tavernier in seinen Dienst. Aber am Ende waren alle diese Anstrengungen, und alle die darauf gewendeten Kosten, vergeblich. Der Brandenburgische Seestaat war zu schwach, um den Hindernissen, die ihm die Eifersucht der Holländer in den Weg legte, mit Nachdruck entgegenarbeiten zu können.

Der kraftvolle und thätige Friedrich Wilhelm hinterließ (1688) sein Land seinem Sohne Friedrich, der, verwachsen und etwas schwächlich, nicht das Glück hatte, die Gunst seiner Stiefmutter sich zuzueignen. Dorothea, die Wittwe eines Herzogs von Braunschweig, Zelle, die Friedrich Wilhelm, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, geheyrathet hatte, gebahr ihm noch vier Prinzen,
für

für welche ihm die Mutter so viele Liebe einflößte, daß der Sohn der ersten Ehe nicht immer günstig behandelt wurde. Friedrich, der mit der Prinzessin Sophie Charlotte, der Tochter des ersten Kurfürsten von Hannover, vermählt war, gerieth über die Behandlung, die ihm sein Vater und seine Stiefmutter widerfahren ließen, endlich so sehr in Verzweiflung, daß er (1685), mit seiner Gemahlin, eiligst die Flucht ergriff. Die letzte kam, auf dieser schnellen Reise, in dem Hause eines Dorfschulmeisters, nieder. Ihr Vater, und der Landgraf von Hessencassel brachten es jedoch (1686) dahin, daß sich Friedrich Wilhelm wieder mit seinem Sohne ausöhnte.

Friedrich, ein leidenschaftlicher Verehrer des äussern Prunks, sah es mit einem unangenehmen Gefühle, daß alle seine Nachbarn die Krönungskrone entweder schon trugen, oder sie wenigstens in der nahen Aussicht hatten. Der Prinz Wilhelm von Oranien saß auf dem englischen Throne; der Kurfürst von Sachsen war König von Polen; der bayrische Kurprinz war damals zum Könige von Spanien bestimmt, und der Kurfürst von

Hannover hatte schon die sichere Hoffnung, dareinst König von Großbritannien zu werden. Es kränkte den eiteln Friedrich auf das innigste, als ihn, bey einer Zusammenkunft im Haag (1695) kein Armsessel gesetzt wurde. So reifte in ihm der feste Entschluß, auch sein Haupt mit der Königskrone geziert zu sehen. Unter den Ländern, welche die Kurfürsten von Brandenburg damahls besaßen, war das souveräne Herzogthum Preussen dasjenige, dem die Rechte eines Königreichs amfüglichsten beygelegt werden konnten. Doch die Unabhängigkeit dieses Herzogthums war von dem Kaiser noch nicht anerkannt worden. Auch schien, ohne Einwilligung des römischen Kaisers, kein neues Mitglied in die Reihe der Könige eintreten zu dürfen. Mit dem Hofe zu Wien mußten also (1694) Unterhandlungen angesponnen werden. Friedrichs Unterhändler schlugen die sichersten Wege ein. Der Beichtvater des Kaisers, und die vielgeltenden Jesuiten, bekamen große Geschenke. Manche Million soll damahls von Berlin nach Wien gewandert seyn. Friedrichs Minister fanden, den Grafen von Wartenberg ausgenommen, den Aufwand, den diese Un-

ter:

terhandlungen erforderten, zu ungeheuer. Der Prinz Eugen war der Meynung, daß die geheimen Råthe, die den Kaiser für die preussische Königswürde gestimmt hatten, gehängt zu werden verdienten. Aber der Kaiser konnte das vortreffliche preussische Kriegsvolk, in seinem Kriege mit Frankreich und der Pforte, sehr gut brauchen. Friedrich machte sich (1700 Nov.) verbindlich, gegen die Franzosen, sechs Jahre hindurch, 10,000 Mann zu stellen; er versprach, bey allen Reichsangelegenheiten, der Meynung von Oestreich beyzutreten; er entsagte den Subsidiengeldern, die er noch zu fordern hatte. Dafür willigte Leopold in Preussens Erhebung zum Königreiche ein. Friedrich setzte sich, zu Anfang des folgenden Jahres (1701 am 18ten Jan.) in der lutherischen Schloßkirche zu Königsberg, die Krone selbst auf. Schon am Tage vorher hatte er den schwarzen Adlerorden gestiftet. Der neue König von Preussen trat nun, in dem spanischen Erbfolgekriege, als einer der bedeutendsten Bundesgenossen des Kaisers auf. Hierzu bestimimte ihn nicht nur das dem Hofe zu Wien gegebene Versprechen, sondern auch Brans-

den

denburgs, seit Friedrich Wilhelms Zeiten, bestehende Verbindung mit den Generalsstaaten.

Da Wilhelm III, der Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, und zugleich König von Großbritannien, von jeher das eifrigste Bestreben hegte, den eroberungsfüchtigen Plänen Ludwigs XIV Gränzen zu setzen, und die europäischen Mächte im Gleichgewichte zu erhalten, so war es ihn nichts weniger als gleichgültig, seine Theilungspläne veretelt, und die spanische Monarchie in der Gewalt eines französischen Prinzen zu sehen. Er leitete es daher mit Schlaueit ein, daß sowohl die Generalsstaaten, als das großbritannische Parlament, unter dem Vorwande, ihre Sicherheit zu befestigen, mit Frankreich in Unterhandlungen treten mußten. Diese Unterhandlungen wurden im Haag gepflogen, und Wilhelm kam selbst dahin, um dem Gange dieser Unterhandlungen, die seinen Absichten angemessene Richtung zu geben. Diese Richtung gewannen sie sehr bald. Ludwig XIV wollte sich auf dasjenige, was die vereinigten Niederlande und Großbritannien zu ihrer Sicherheit verlangten, gar nicht einlassen.

lassen. Seine Anordnungen zeigten vielmehr das Gegentheil friedlicher Gesinnungen. Die Franzosen und Spanier warfen bey Antwerpen und Sluis Verschanzungslinien auf; sie stellten verschiedene Festungen wieder her. Das auffallendste Zeichen von Ludwigs geringer Bereitwilligkeit, die Sicherheit, die man wünschte, zu gewähren, war seines Gesandten plötzliche Entfernung vom Haag. Um so schneller giengen nun Wilhelm III, und die Generalstaaten, Leopolds Einladungen zu einer Verbindung entgegen. Auch das englische Parlament erklärte sich dieser Verbindung nicht abgeneigt. So kam (1701 am 7ten Sept.) die sogenannte große Allianz zur Wirklichkeit.

Das englische Parlament verwilligte anfangs nur die Unterhaltung von 10,000 Mann. Aber Ludwig XIV beging einen politischen Fehler, wodurch er die englische Nation zur Unterstützung Leopolds antrieb. Jacob II erwiderte (1701 Sept.) zu St. Germain, wo ihn Ludwig XIV so freundschaftlich aufgenommen hatte, sein Leben. Er hinterließ einen Sohn, den die zärtliche Mutter mit dem Königs-

nigs-

nigstitel geziert zu sehen wünschte. Ludwigs Staatsrath widerrieth es standhaft, ihn als König anzuerkennen, weil er den großen Einbruck, den dieß auf die Engländer machen würde, mit Recht befürchtete. Ludwig war von den Gründen seiner Minister auch schon ganz überzeugt, als Jacobs II Wittve, in dem Zimmer der Marquise von Maintenon, ihn mit Thränen bath, ihrem Sohne, der schon Prinz von Wallis geheissen hatte, den Königstitel nicht zu versagen. Die Maintenon unterstützte ihre Bitten, und Ludwig, dem man mit der Ehre, ein Beschützer der Könige zu seyn, schmeichelte, war schwach genug, durch Weiber sich zu etwas verleiten zu lassen, was die Macht seiner Gegner vergrößerte. Der englische Nationalstolz fühlte sich durch das, was Ludwig XIV gegen sein im ryswickschen Frieden gegebenes Versprechen, gethan hatte, äusserst beleidigt. Der von ihm anerkannte König wurde im Parlamente des Hochverraths angeklagt, wurde der Todesstrafe schuldig erklärt. Das neue Parlament trat (1702 Jan.) der großen Allianz feyerlich bey, und es bewilligte nicht allein

allein 40,000 Mann Landtruppen, sondern auch eben so viel Matrosen.

Schon waren die englischen Truppen in Holland angelangt, als ihnen die traurige Nachricht von dem Tode ihres Königes nacheilte. Ein Sturz vom Pferde, den das Stottern desselben verursachte, erschütterte den König so gewaltig, daß er ihm ein unbeherrschbares Fieber zuzog, das ihn nach funfzehn Tagen (19ten März) tödtete. Wilhelm III war ein wichtiger Verlust für die damalige politische Welt. Ernsthaft, verschlossen, wenig sprechend, streng, und ein Feind der Weiber, war er in allem das Gegentheil von Ludwig XIV. Als Staatsmann und General gleich groß, regierte er über Großbritannien ganz ruhig, weil er das Ansehn, uneingeschränkt regieren zu wollen, glücklich zu vermeiden wußte. Man nannte ihn den Statthalter von England, und den König von Holland.

Da Wilhelm III keine Nachkommenschaft hatte, so folgte ihm seine Schwägerin Anna, die Tochter Jacobs II, und der Lady Hyde (Clarens

(Clarendon). Diese, die der Gemahlin des Generals Marlborough, der Lady Sarah, ihr vorzüglichstes Zutrauen schenkte, schickte denselben gleich nach Holland, um den Generalstaaten ihre Anhänglichkeit an dem Systeme ihres Vorgängers versichern zu lassen. Den Generalstaaten war diese Versicherung um so willkommener, jemehr die Gefahr für ihr Gebieth sich vergrößerte. Die Festungen in den spanischen Niederlanden waren stark besetzt. Die holländischen Provinzen waren auf allen Seiten von französischen Truppen eingeschlossen. Der Marschall von Voufflers, der, unter dem Duc von Bourgogne, den Oberbefehl über ein Heer von 60,000 Mann führte, drohete der Stadt Nimwegen mit einem Angriffe. Der Kurfürst von Eöln hatte es, als Ludwigs heimlicher Bundesgenosse, so einzuleiten gewußt, daß in die Hauptstadt des Bisthums Lüttich, das er gleichfalls verwaltete, (1701 Nov.) eine französische Besatzung sich einschleichen konnte. Er nannte sie burgundische Kreistruppen. Durch die französische Besetzung von Lüttich war aber den Kaiserlichen und Deutschen der Weg nach Holland verschlossen. Auch in Eöln wollte
der

der Kurfürst Franzosen einrücken lassen; aber eine holländische Truppen-Abtheilung, die der Kurfürst von der Pfalz herbeyschickte, kam ihnen zuvor. Dagegen glückte es den Franzosen, die kölnischen Festungen Neus, Kaiserswerth u. a. m. zu besetzen. Kaiserswerth wurde ihnen jedoch (1702 Jun.) von Holländern und Preussen, als ein Schutthaufen, wieder entrissen.

Im innern Deutschland schloß man sich immer enger an den Kaiser an. Der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ward durch seine Vettern, den Kurfürsten von Hannover, und den Herzog von Zelle, genöthigt, der Verbindung mit Frankreich zu entsagen. Die beyden rheinischen Kreise machten sich, nach dem Beispiele des österreichischen, verbindlich, den Kaiser mit Mannschaft zu unterstützen. Die übrigen Kreise im westlichen Deutschland hielt der Kurfürst von Bayern, unter dem Vorwande der Neutralität, von dem Entschlusse, dem Kaiser Mannschaft zu geben, noch zurück. Aber die Absichten, die dieser Kurfürst hegte, verriethen sich jetzt immer deutlicher. Nachdem er, nach

man

mancherley zweydeutigen Rüstungen, auf dem Lechfelde (1702 Sept.), ein Heer von 20,000 Mann versammelt hatte, bemächtigte er sich, durch einen Ueberfall, der Reichsstadt Ulm. Dieß machte auf die Reichsversammlung zu Regensburg einen so tiefen Eindruck, daß sie in den Antrag des Kaisers, den Reichskrieg gegen Frankreich zu erklären, (im Oct.) um so eher willigte. Dennoch fuhr der Kurfürst von Bayern fort, die schwäbischen Reichsstädte, als Ulm, Memmingen, und andre mehr, unter dem Vorwande, daß sie dem verabredten Systeme nicht treu geblieben wären, durch Contributionen so zu ängstigen, daß die Kreise dieser Gegend ihre Truppen von der kaiserlichen Armee zurückriefen, um sie hier den Bayern, und dort den Franzosen, entgegenstellen zu können.

Die kaiserliche Armee, über welche der Prinz Ludwig von Baden den Oberbefehl führte, belagerte um diese Zeit die Festung Landau, welche zu dem, dem deutschen Reiche entrissenen Elsaß, gehörte. Ihr Commandant Melac mußte, nachdem der römische König Joseph sich bey der Belagerungsarmee einzufund

gefunden hatte, diese Festung, die ihr Erbauer Vauban fast für unüberwindlich hielt, (10ten Sept.) dennoch übergeben. Eine Abtheilung der französischen Rheinarmee stand damals unter dem Befehle des Ducs von Villars, der, voll Muth und Selbstvertrauen, Schöpfer seines Glücks mehr durch seine Hartnäckigkeit, als durch die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten, wegen seiner Freymüthigkeit Ludwig XIV und dem Louvois mißfiel, und dennoch immer höher stieg. Er drang aus dem Elsaß hervor, um sich an den Kurfürsten von Bayern anzuschließen. Aber sein Plan wurde vereitelt. Catinat, damals Gouverneur von Straßburg, versuchte es vergeblich, bey Weissenburg durchzubrechen. Das, was Catinat nicht thun wollte, oder nicht thun konnte, beschloß Villars auf jede Art auszuführen. Er suchte den Marschallsstaab, oder den Tod auf. In dieser Absicht setzte er bey Hünningen über den Rhein. Um seine Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern zu verhindern, ließ der Prinz von Baden den Posten bey Friedlingen besetzen. Während daß (14ten Oct.) die Cavallerie sich in der Ebene schlug, kletterte die französische Infanterie

terie

terte über die Berge, um das im Walde verschanzte deutsche Fußvolk anzugreifen. Der Sieg blieb jedoch so unentschieden, daß beyde Theile auf denselben Anspruch machten. Die französischen Soldaten riefen ihren Obergeneral Villars, auf dem Schlachtfelde, zum Marschall von Frankreich aus, und Ludwig XIV bestätigte ihren Ausruf. Indessen hatte doch der Prinz von Baden seine Absicht, Villars Armee von der Vereinigung mit dem bayrischen Heere entfernt zu halten, erreicht. Die Franzosen giengen wieder über den Rhein zurück.

In den Niederlanden war das Kriegsglück den Waffen Ludwigs XIV auch nicht günstiger. Die Armee der Vereinigten, die er daselbst zu bekämpfen hatte, war damals sehr stark. Sie bestand aus Engländern, Holländern, Preussen, Hessen, und andern deutschen Truppen. Aber ihren größten Werth machte nicht die Menge ihrer Streiter, sondern ihr Obergeneral, der Herzog von Marlborough, aus. Durch seine Gemahlin über die Königin Anna herrschend, und durch den Großschatzmeister Godolphin, den Schwiegervater

vater seines Sohnes, das Parlament leitend, übte er die Rechte eines Königes fast noch mehr, als Wilhelm III, aus. Wenigstens war er ein besserer und glücklicherer Feldherr. Mit einem sehr einnehmenden Anstande, mit einer nachdrucksvollen Beredsamkeit, verband er die glücklichsten Eigenschaften eines Hofmannes, eines Staatsmannes, verband er eine Seelenruhe, eine Gleichgültigkeit, eine Unererschütterlichkeit, wie sie noch selten einem großen Feldherrn zu Theil geworden war. Während einer Schlacht unerschrocken stehend, selbst in der Gefahr beständig geisteshefter, und während des Feldzuges unermüdlich thätig, war er, wenn die Wintermonathe die Beschäftigungen im Felde hemmten, ein eben so arbeitsamer Staatsmann. Aber sein Ansehn und sein Einfluß in diesem Kriege war auch unerreichbar. Er besuchte nicht nur Haag, sondern auch verschiedene deutsche Höfe. Er beredte die Holländer, alle ihre Kräfte gegen Frankreich aufzubieten, er brachte es dahin, daß der Kurfürst von der Pfalz der großen Allianz betrat; er schmachtete dem Kurfürsten von Brandenburg, der damals König werden wollte; er präsentirte ihm bey
der

der Tafel die Serviette, um 7 bis 8000 Mann von ihm zu bekommen. Die Rathspensionäre Hansen und Fagel, welche zu der Zeit an der Spitze der vereinigten Niederlande standen, waren ganz von ihm eingenommen. Die Generalstaaten ernannten ihn zum Generalcapitän über ihre ganze Kriegsmacht, mit einem jährlichen Gehalt von 100,000 Gulden, und der Vollmacht, die vornehmsten Officierstellen zu vergeben. Das englische Parlament bewilligte ihm, als Obergeneral (1701 Dec.) eine jährliche Pension von 5000 Pfund.

Wie sehr stach gegen Marlborough, der auf das Kriegswesen der Feinde Ludwigs XIV einen so mächtigen Einfluß hatte, der damalige französische Kriegsminister Chamillart, ab! Weder Staatsmann, noch General, selbst kein Staatswirthschafter, war er als Minister so schwach, daß er sich von Subalternen mußte helfen lassen. Dieß mußte sogar seine Gönnerin, die hochgebietende Maintenon, eingestehen, und dennoch ließ man ihn, zu Frankreichs Unglück, fortwirken!

Marl

Marlborough hatte unter dem berühmten Turenne als Freywilliger gefochten. Man nannte ihn bey der französischen Armee den schönen Engländer. Turenne sah es aber bald ein, daß der schöne Jüngling sich dereinst als ein großer Mann zeigen würde. Als Obergeneral gab er von dem, was er von Turenne gelernt hatte, bald die glänzendste Beweise. Er bildete seine Officiere übereinstimmend mit seinem Systeme; aber er sah bey ihrer Beförderung auch nicht bloß auf das Dienstalter. Eine seiner vornehmsten Generalskünste bestand darin, daß er (seit Jun. 1702) den Feinden, ohne zu fechten, bloß durch klug angeordnete Bewegungen, Land wegnahm. Die französische Armee unter dem Duc von Bourgogne, und dem Marschall von Boufflers, zählte viel weniger Streiter. Um so muthvoller rückte er ihr (im Sept.) entgegen. Aber diese zog sich immer zurück. Alles zitterte vor Marlboroughs Anzug; alles ergab sich, und nach 5 Wochen war Lüttich, waren verschiedene holländische Festungen, wieder erobert. Doch zu Ende dieses Feldzuges, der bis in den November dauerte, gerieth Marlborough in

Galletti Weltg. 14r Th. 2 große

große Gefahr, ein französischer Gefangner zu werden. Er wollte von Mastricht nach dem Haag gehen. Um den Weg in der kürzesten Zeit zurückzulegen, fuhr er (5ten Nov.) in einer Nacht, auf der Maas, ganz ruhig, als er sich unvermuthet von einem Haufen französischer Soldaten aus Geldern umringt sah. Zum Glück hatte einer von denen, die bey ihm waren, einen Paß für Marlboroughs Bruder, den Generallieutenant Churchill, der, einer Krankheit wegen, die Armee verließ. Für diesen gab sich Marlborough aus, und so wurde er, zum Besten der vereinigten Freunde Leopolds, von der französischen Gefangenschaft gerettet. Als er, nach Endigung des Feldzuges, wieder zu London erschien, erhob ihn seine Königin zum Herzog, ließen ihm beyde Häuser, durch besondere Deputationen, in seiner Wohnung Dank abstattn.

Die Vereinigten hatten, bey dem Anfange des neuen Feldzuges (1703) den Plan, die Franzosen aus den Festungen des Kurfürstenthums Eöln noch vollends zu vertreiben. Daher belagerten sie die Stadt Bonn, die auch, nach

nach einer standhaften Anstrengung, (im May) in ihre Gewalt kam. Die französischen Generale Villars und Boufflers bemüheten sich zwar indessen, die Eroberung der lüttichischen Festung Tongern zu beschleunigen; aber schon Marlboroughs Anzug bewog sie, ihre Eroberung wieder aufzugeben. So gelang dem Marlborough, der sich den Franzosen schon so fürchtbar gemacht hatte, fast jede Unternehmung, und wären die Waffen des Kaisers und seiner Bundesgenossen in Italien und Deutschland eben so glücklich gewesen, so hätte Ludwig XIV seinen Stolz und Uebermuth gewiß empfindlich gedemüthigt gesehen. Aber so wie Eugen Italien verließ, um die Mittel, die Franzosen zu bekämpfen, mit größerem Nachdruck herbeizuschaffen, so mußte Marlborough von seiner glänzenden Laufbahn in den Niederlanden sich entfernen, um in Deutschland dem Kaiser Leopold in seiner bedrängten Lage beizustehen.

An dieser bedrängten Lage des Kaisers war hauptsächlich die Verbindung des Kurfürsten von Bayern mit Ludwig XIV Ursache. Der Kurfürst äusserte seine Anhänglichkeit an

Q 2

Frankl

Frankreich immer deutlicher. Er setzte nicht nur seine Kriegsrüstungen eifrig fort, sondern er ließ auch die Gränzen seines Landes, wo er einen Angriff befürchtete, durch Verschanzungen verwahren; er besetzte nicht nur seine, sondern auch fremde Oerter. Doch ehe seine Verschanzungen vollendet waren, rückten (1703 im Febr.) schon zwey östreichische Truppen; Abtheilungen in sein Land ein. Aber sowohl die Oestreicher, als die Sachsen, die ihnen Beystand leisteten, wurden von dem Kurfürsten, der seine Kenntniß des Bodens vortreflich benutzte, so geschlagen, daß sie ihm gar keine Besorgniß mehr erregten. Um so lebhafter fürchtete sich die Reichsversammlung in Regensburg vor dem Kurfürsten. Man hatte wegen der Neutralität dieser Stadt schon lange unterhandelt; aber die Unterhandlungen kamen nicht zu dem gewünschten Schlusse. Der Kurfürst glaubte sich daher nicht länger verbunden, eine Stadt, wo man für ihn keine günstigen Gesinnungen hegte, zu schonen. Er rückte ihr (im April) ganz unvermuthet näher. Man machte anfangs alle Anstalten, die zur Vertheidigung der Stadt nöthig schienen. Als aber die schon
bis

bis an den Stadtgraben vorgebrungenen Bayern zur Bombardierung der Stadt sich rüsteten, wollte man den schrecklichen Angriff nicht abwarten, und man wurde mit dem Kurfürsten einig, daß er die Donaubrücke und das innere Thor so lange besetzen sollte, bis der Kaiser die bisher verweigernte Genehmigung der von dem Kurfürsten verlangten Punkte nicht länger versagte. Aber zu Wien hielt man es für schimpflich, wenn sich das Reichsoberhaupt von dem Kurfürsten von Bayern, mit den Waffen in der Hand, sollte Bedingungen vorschreiben lassen. Die Stadt Regensburg mußte sich daher dem Schicksal unterwerfen, eine bayrische Besatzung einzunehmen, und die Reichsversammlung befand sich gleichsam in der Gefangenschaft des Kurfürsten.

Der Kurfürst machte hierauf der Reichsversammlung bekannt, daß er sich, zur Rettung seines Landes, bewogen sähe, von dem Veystand, den ihm der König von Frankreich angeboten habe, Gebrauch zu machen. Ludwig XIV hatte den Plan, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Bayern, das Innere von Deutschland zu einem Schauplatz des Krieges

Krieges zu machen, und den Kaiser in seinen Erbländern anzugreifen. Diesen Plan hatte Villars schon im vorigen Feldzuge ausführen sollen; aber es war ihm nicht gelungen. Jetzt (1703 Febr.) drang er aber, mit einer überlegenen Macht, über die deutschen Verschanzungen so unaufhaltsam vor, daß sich die kaiserliche Armee unter dem Prinzen von Baden zurückziehen mußte. Um sich längs dem Rhein einen festen Standpunkt zu verschaffen, belagerte Villars die Reichsfestung Kehl, und da diese sich in schlechtem Zustande befand, und nur von wenigen Kanonen vertheidigt wurde, so konnte sie keinen langen Widerstand thun, und sie mußte sich (am 11. März) ergeben.

Um der Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern, die ihm sein Monarch zur ausdrücklichen Pflicht gemacht hatte, entgegenzugehen, griff Villars (24. April) die Verschanzungen der deutschen Armee bey Stollhofen an; aber der unglückliche Versuch kostete ihm 4000 Mann, und die Deutschen versperrten ihm alle Zufuhre von Lebensbedürfnissen so sehr, daß er sich zurückziehen mußte.

mußte. Hierauf bahnte er sich aber einen Weg durch den Schwarzwald, und das Rinzinger Thal. Sein Muth wurde vom Glück begünstigt. Er rückte über Donaueschingen bis nach Tuttlingen, wo (12 May) die gewünschte Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern erfolgte. Dieser bedurfte seines Beystandes jetzt ausserordentlich. Die Kaiserlichen, und ihre Hülfsstruppen, waren bereits in Bayern und in die Oberpfalz eingedrungen, und nun rückte auch das Kriegsvolk des fränkischen Kreises gegen Bayern an. Gegen dieses setzte sich der Kurfürst mit dem größten Theile seiner Armee in Bewegung. Diese Armee bestand aber großen Theils aus Bäuern und Bauern, die noch keine recht regelmässigen Soldaten bildeten. Ein bayrischer General, Nahmens Maffei, sollte der von den fränkischen Kreisstruppen belagerten Festung Rothenburg zu Hülfe kommen. Er gerieth darüber in ein Gefecht. Aber kaum fieng sich das Kanonenfeuer an, als die Artillerie; Knechte, als selbst die Kanoniere, meistens Bürger aus Amberg, davon liefen. Die Vereinigung mit den Franzosen half dem Kurfürsten überhaupt wenig. Sein Land wurde

wurde

wurde von den Kaiserlichen, und den Kreis-
truppen, noch immer sehr feindselig behan-
delt. Den größten Vorthell von dieser Ver-
einigung zogen die Franzosen. Sie befanden
sich in der Mitte von Deutschland, und der
schwäbische Kreis wurde durch ihre Gegenwart
abgehalten, dem Kaiser sein Kriegsvolk zu
schicken. Die glücklichen Folgen, welche die
Vereinigung der Franzosen und Bayern viel-
leicht hervorbringen konnte, vereitelte die
Uneinigkeit, die zwischen dem Kurfürsten und
dem französischen Obergeneral sehr bald aus-
brach. Villars verlangte, zu seiner Sicherheit,
die Einräumung der Festungen Ulm, Ingol-
stadt und Braunau, und der Kurfürst fand
es bedenklich, sein Verlangen zu erfüllen.
Der stolze Marschall von Frankreich, der die
Wichtigkeit, die sein Beystand für den Kur-
fürsten hatte, sehr gut fühlte, wollte auf den
Oberbefehl über das vereinigte Heer durchaus
nicht Verzicht leisten, und der Kurfürst wollte,
als einer der mächtigsten deutschen Fürsten,
denselben standhaft behaupten. Endlich wil-
ligte Ludwig XIV in einen Operationsplan,
der die uneinigen Oberbefehlshaber trennte.
Der Kurfürst wollte mit seiner Armee, an
die

die sich 3000 Franzosen anschlossen, in die Grafschaft Tyrol eindringen, um dem aus Italien anrückenden Vendome die Hand zu bieten. Indessen sollte Villars in Bayern stehen bleiben, um den Unternehmungen der kaiserlichen Armee unter dem Generale Styrum entgegen zu arbeiten.

Dieser Plan, der den Kurfürsten zum Urheber hatte, sollte dem Kaiser die Verbindung mit Italien, Schwaben und der Schweiz entziehen. Die Ausführung desselben schien auch anfangs vom Glück begünstigt. Der Kurfürst, der (1703 Jun.) mit 16,000 Mann in Tyrol eindrang, brachte die Felsenfestung Kuffstein in seine Gewalt. Die Eroberung derselben erleichterte ihm eine entschlossene Maßregel des braven Commandanten. Dieser ließ, um den belagernden Bayern allen Schutz zu entziehen, die Vorstädte seiner Festung abbrennen. Aber ein heftiger Wind gab den Flammen eine so unglückliche Richtung, daß ein großer Theil der Stadt selbst in Brand gerieth, daß ein Magazin mit Patronen, Granaten, Bomben und Pulverfäßern in die Luft flog. Während des Schreckens,

kens, den dieser fürchterliche Auftritt unter den Soldaten und Einwohnern verursachte, erstiegen die Bayern den Felsen, auf welchem die Festung lag, und diese, deren Kanonen es an Pulver fehlte, durfte keinen Widerstand wagen. Eben so leicht eroberte der Kurfürst, vor dem jetzt alles zitterte, andre Pässe und Orter, bis er (25. Jun.) in die Hauptstadt Innspruk einrückte. Indessen war Vendome mit 12,000 Mann schon bis Trient vorgezungen. Der Kurfürst erstieg nun, um ihm näher zu kommen, den hohen Brenner.

Jetzt fieng sich aber der unglückliche Zeitpunkt für den Kurfürsten an. Die ihrer einfachen Lebensart, und ihrer Anhänglichkeit an dem österreichischen Hause, gleich trennen Tyroler wurden von dem Kurfürsten, und dessen Soldaten, so unbarmherzig behandelt, daß sie für die bayrische Herrschaft unmöglich Zuneigung gewinnen konnten. Der Kurfürst drückte sie durch Contributionen; seine Soldaten erlaubten sich alle Handlungen des zuchtlosten Muthwillens. Dieß forderte die Tyroler, größtentheils geübte Scharfschützen, zur entschlossenen Vertheidigung ihres Vaterlandes

landes auf. Ganze Schaaren derselben versammelten sich, um den Bayern einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen. An ihre Spitze stellte sich ein Beamter, Namens Sterzinger, der, als ein eben so rechtschaffener als einsichtsvoller Mann, und als ein Freund des Volkes, ein allgemeines Zutrauen besaß. Aber auch der Landesvater hatte die braven Tyroler zur tapfern Abwehrung der bayrischen Herrschaft aufgefordert. Der General Guttenstein kam ihnen mit einer beträchtlichen Truppen-Abtheilung zu Hülfe. An diese schlossen sich nun die muthigen Schaaren der Tyroler an.

Ueber den Brenner führt nur ein einziger Weg, auf der einen Seite von schrecklichen Abgründen, auf der andern von unersteiglichen Felsen, eingeschlossen. Diese Felsen erkletterten aber die Tyroler mit Hülfe eiserner Haken, womit sie ihre Hände und Füße bewaffneten. Von diesen wälzten sie auf die vorüber marschierenden Bayern große Steine und Felsenstücke herab; hier hemmten sie den Marsch der Bayern durch Berhaue, die ihnen wenig Mühe machten, und doch ganze Schaaren

ren derselben vernichteten. Der Kurfürst und seine Bayern geriethen in solche Noth, daß nur ein schneller Rückzug sie retten konnte. Einer von den tyrolischen Jägern, die den Kurfürsten in Noth brachten, faßte den Vorsatz, ihn, als den ärgsten Feind seines Vaterlandes, zu erschießen. Zu seinem Glück ritt vor Maximilian Emanuel, welcher den Ordensstern mit seinem Oberrock bedeckte, vor dessen Pferd die gewöhnlichen Läufer nicht vorausliefen, der Graf Arco in prächtiger Kleidung voran. Diesen hielt der Jäger für den Kurfürsten, und diesen streckte seine Kugel nieder. Die falsche Nachricht von seinem Tode hallte von allen Felsen und Bergen Tyrols freudig wieder. Die Bayern waren auf ihrem Rückzuge in dem lebhaftesten Gedränge. Während daß sie kaum ihr Leben retteten, mußten sie die Behauptung der obersten Oerter, Ruffstein ausgenommen, ganz aufgeben. Als der Kurfürst (im August) endlich wieder in seinem Lande anlangte, fand er sein Heer fast um die Hälfte vermindert. Vendome, den die Nachricht von dem unglücklichen Feldzuge gewaltig überraschte, der, von verschiedenen kaiserlichen Truppen; Abtheil

theilungen von Ställen abgeschnitten zu werden, in Gefahr war, dessen Gefahr des Herzogs von Savoyen Uebergang zur kaiserlichen Parthey noch vermehrte, entfernte sich schnell aus einem Lande, daß durch die Treue und die Tapferkeit seiner Einwohner schon damahls dem Hause Oestreich erhalten wurde. Um wegen der unbarmherzigen Behandlungen, die die Tyroler von den Bayern erfahren hatten, sich zu rächen, fielen sie in das Land derselben ein, tödteten sie nur an einem Orte auf 1000 Menschen, und verübten sie überhaupt die härtesten Grausamkeiten. So mußten auch die bayrischen Unterthanen für das Unrecht ihres Landesherrn büßen!

Dieser war, wegen des Beystandes der französischen Armee unter Villars, aber noch immer in der Lage, seinen Feinden Trost biethen zu können. Villars stand bey Dillinsgen in einem verschanzten Lager. Vergebens bemüheten sich der Prinz von Baden und der General Styrum, die sich deswegen vereinigt hatten, ihn aus seinen Verschanzungen herauszulocken. Als der Kurfürst von seiner traurigen Unternehmung gegen Tyrol zurückkam,

kam, wollte er sich der Stadt Augsburg be-
 mächtigen; der Prinz von Baden kam ihm
 jedoch zuvor, und da die Kaiserlichen auch
 das nahe dabey liegende Städtchen Friedberg
 besetzten, so konnte nur eine Schlacht den
 Kurfürsten und Villars von dem äußersten
 Mangel an Lebensmitteln retten. Die Ge-
 legenheit verschaffte ihm Styrum selbst. Die-
 ser zog sich, um eine Truppen-Abtheilung
 von ihnen abzuschneiden, und deswegen bey
 Donauwerth über die Donau zu gehen, an
 diesem Strome hinunter. Villars drang jetzt
 in den Kurfürsten, gegen den Styrum anzu-
 rücken. Der Kurfürst, dessen Muth der Ty-
 roler Feldzug niedergeschlagen hatte, wollte
 vorher den Rath seiner Generale und Mini-
 ster einholen. „Ich bin“, sagte Villars zu
 ihm, „ihr General und ihr Minister; brau-
 chen Sie, wenn von einer Schlacht die Rede
 ist, einen andern Rath?“, — Der Kurfürst
 blieb noch immer unentschlossen. „Nun“,
 sagte Villars, „wenn Ew. Durchlaucht mit
 Ihren Bayern die schöne Gelegenheit nicht
 benutzen wollen, so will ich es mit meinen
 Franzosen thun.“ Der Kurfürst konnte jetzt
 seinem Antrage nicht länger ausweichen. Er
 und

und Villars rückten dem General Styrum so unausgesetzt nach, daß sie ihn beständig im Auge behielten. Als er sich der Stadt Dorauwerth näherte, machten sie (20ten Sept.) eine unvermuthete Schwenkung, rückten sie, bey Höchstädt, so schnell gegen ihn an, daß sie sich in seinem Lager befanden, ehe seine Truppen sich in Schlachtordnung stellen konnten. Dennoch wehrten sich die Kaiserlichen gegen die überlegenen Feinde so brav, daß sich diese einige Zeit zurückziehen mußten, daß sich Villars einige Minuten ganz allein auf dem Schlachtfelde befand. Aber er sammelte seine Truppen wieder, und erfocht über Styrum einen vollkommenen Sieg. Die Kaiserlichen verlohren auf 4000 Mann, und sie mußten den Siegern alle ihre Kanonen, und ihr ganzes Gepäcke, überlassen. Der Kurfürst bemächtigte sich hierauf auch der Stadt Augsburg, und der Weg nach Wien schien für die vereinigten Franzosen schon so gebahnt, daß man in der Kaiserstadt in einer lebhaften Besorgniß war.

Diese Besorgniß wurde durch das Glück, welches auch die französischen Unternehmungen

gen

gen am Rhein begünstigte, noch sehr vermehrt. Daß Landau (1702) in die Gewalt der Deutschen gekommen war, schien für das französische Interesse so ungünstig, daß man diese Festung durchaus wieder erobern wollte. Allein der Herzog von Bourgogne, der es, an der Spitze eines großen Heeres, versuchte, war nicht glücklich. Um seine Ehre zu retten, unternahm er die Belagerung von Breysach, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, die, mit allen Kriegsbedürfnissen vorzüglich versehen, eine zahlreiche Besatzung hatte, über welche der von dem einsichtsvollen Grafen Marsigli unterstützte Graf von Arco den Oberbefehl führte. Jedermann erwartete, daß sich die Festung standhaft, daß sie sich wenigstens einen Monath hindurch vertheidigen würde; auch hatten Commandant und Officiere den ausdrücklichen Befehl, der Vertheidigung der anvertrauten Festung selbst ihr Leben aufzuopfern. Aber kaum waren die Franzosen vor den Wällen derselben erschienen, als die Oberbefehlshaber (6ten Sept.) sich schon zur Uebergabe bereit zeigten. Der Kriegsrath zu Wien konnte mit Grund ein verrätherisches Einverständniß vermuthen.

Arco

Arco wurde hingerichtet, und Marsigli mußte, aller seiner Aemter und Würden beraubt, das Land räumen. Die Reihe, von den Franzosen belagert zu werden, kam nun wieder an Landau. Der Duc de Bourgogne, der sich mit der Ehre, Breysach erobert zu haben, begnügte, kehrte (im Oct.) nach Frankreich zurück. An seiner Stelle führte nun der Marschall von Tallard den Oberbefehl. Landau hatte an dem Grafen Friesen einen unerschrockenen Commandanten. Auch machten die Deutschen bald genug Anstalten, der Festung Hülfe zu leisten. Unter der Anführung des Erbprinzen Friedrich von Hessen vereinigte sich, in dieser Absicht, ein Heer von Reichstruppen. Aber Tallard benutzte, ausser der überlegenen Zahl seiner Truppen, auch den Kunstgriff der Ueberraschung. Der Graf von Nassau-Weilburg, der über den linken Flügel den Oberbefehl führte, gerieth (15. Nov.), bey dem Dorfe Speyerbach, in ein Gefecht, wo ihm der Beystand des Erbprinzen zu spät kam. Der rechte Flügel, den dieser herbeysführte, wurde von den Franzosen, die den linken schon besiegt hatten, von allen Seiten angegriffen, und der tapfersten Gegenwehre

Galletti Weltg. 14r Th. N ungez

ungeachtet, durch das französische Vajonnet endlich doch überwältigt. Der Verlust der Deutschen, der sich auf 6000 Mann belief, nöthigte sie, den Franzosen zu weichen, und schon am folgenden Tage öffnete das nun hoffnungslose Landau die Thore.

So groß die Vortheile waren, die sich jetzt auf der Seite der Franzosen und Bayern befanden, so wenig wurden sie benützt. Der stolze Kurfürst fand das hochmüthige Benehmen des französischen Obergenerals Villars so unerträglich, daß er nicht aufhörte, dessen Monarchen, Ludwig XIV, mit seinen Beschwerden über denselben zu belästigen. Diese Beschwerden, unterstützt von dem Hänkespiel eines stürmischen und partheyischen Hofes, hatten endlich die Wirkung, daß Villars, durch ein Schreiben des Kriegsministers Chamillart, von der glänzenden Laufbahn seiner Unternehmungen, abgerufen wurde, um gegen die aufrehrerischen Bauern in den Sevennen zu Felde zu ziehen. So verlor die französische Armee den einzigen guten General, der ihr, außer Vendome, noch übrig blieb.

An

An Villars Stelle kam der Graf von Marsin, der nicht nur eine beträchtliche Geldsumme mitbrachte, die man bey der vereinigten Armee damahls sehr gut brauchen konnte, sondern der sich auch in Ansehung seines biegsamen Charakters sehr gut paßte, den Oberbefehl mit dem Kurfürsten zu theilen. Der Kurfürst und Marsin führten auch anfangs noch einige glückliche Unternehmungen aus. Der Prinz von Baden hatte sich über die Donau zurückgezogen, um seiner Armee ruhige Winterquartiere zu verschaffen. In der Stadt Augsburg ließ er etne Besatzung von 7000 Mann zurück. An diese schloß sich die zahlreiche Bürgerschaft an. Aber die Festungswerke waren nicht im Stande, eine lange Belagerung der Franzosen und Bayern auszuhalten. Die Besatzung mußte sie ihren daher (15. Sept.) unter der Bedingung eines freyen Abzuges, übergeben. Eben dieses Schicksal hatte (1704 Jan.) die Stadt Passau, die, als der Schlüssel zu Oestreich, viel zu wenig besetzt, und mit Kriegsbedürfnissen versehen war.

Daß man von östreichischer Seite das Vordringen der Franzosen und Bayern so wenig mit Nachdruck verhinderte, daran war die Beschäftigung, welche die damaligen Unruhen in Ungern den Kaiserlichen gaben, hauptsächlich Ursache. Diese Unruhen waren eine Wirkung der partheyischen Behandlung, welche der Hof zu Wien die ungerschen Großen empfinden ließ. Als Leopold I, während seines glücklichen Krieges gegen die Türken, eine eben so furchtbare als ansehnliche Armee in Ungern zu seinem Gebothe hatte, da regte sich in den Köpfen seiner Minister sehr leicht der Gedanke, das Gewicht, das eben diese Armee dem Kaiser verlieh, zu benutzen, um den ungerschen Magnaten ihr Wahlrecht zu entziehen, und Ungern in eine erbliche Monarchie des Hauses Oestreich zu verwandeln. Der Adel, der das Recht erhielt, durch Majorate und Fideicommissse über sein Eigenthum zu disponiren, der entsagte ziemlich bereitwillig dem Wahlrechte, das ihm nichts einbrachte. Die protestantischen Bewohner Ungerns waren froh, daß das Inquisitionsgesetz zu Epertes ihnen nicht länger Schrecken einflößte. So fand der Antrag Leopolds,

den

den er (1682 Oct.) auf einem Reichstage zu Presburg thun ließ, daß die Nation das Wahlrecht nicht eher wieder ausüben sollte, als bis der österreichische Mannsstamm ganz aufgehört hätte, wenig Widerspruch. Aber die kaiserlichen Minister giengen weiter. Sie erklärten einer (1698) nach Wien berufenen Versammlung von ungerschen Großen, daß der Kaiser die Absicht habe, dem ungerschen Reiche die Einrichtung einer deutschen Provinz zu geben, um, wegen der Steuern und Abgaben, die Einwilligung der Stände nicht weiter nöthig zu haben, und wenn der Erzbischof von Colocza auch noch so glücklich war, den Plan der kaiserlichen Minister zu vereiteln, so fand das Mißtrauen der ungerschen Großen, das dadurch rege wurde, doch bald manche Veranlassung, sich stärker zu fühlen. Die Ungern, denen die Abneigung gegen die deutsche Oberherrschaft schon angebohren war, die fühlten diese Abneigung durch die Bedrückungen, welche die protestantischen Bewohner ihres Landes erfuhren, und durch die eigennützige Vermehrung ihrer Abgaben und Lieferungen, noch gar sehr vermehrt. Der Ausbruch ihres innigst gekränkten Gefühls wartete

wartete nur auf einen Mann von Ansehn, der sich an ihre Spitze stellte. Dieser Mann war der junge Fürst Franz Nagoczzy, der sich des seiner Familie zugefügten Unrechts sehr lebhaft erinnerte. An diesen schlossen sich viele von den vornehmsten Herren aus Ungern und Stebenbürgen, schloß sich eine große Menge andrer Mißvergnügten, an. Schon vor einigen Jahren (1700) hatte eine Verschwörung derselben die Absicht, dem österreichischen Hause die Herrschaft über Ungern zu entreißen, und diesem Reiche seine ehemalige Verfassung wieder zu geben. Wenn Ludwig XIV diese Verschwörung auch nicht veranlaßte, so hatte er an der Unterhaltung der Unzufriedenheit in Ungern doch gewiß den lebhaftesten Antheil.

Nagoczzy schickte einen französischen Officier, Namens Longurval, mit Briefen, nach Frankreich. Dieser verrieth dem Kaiser den Anschlag. Nun mußte er aber seine Reise nach Paris fortsetzen, und seine Rolle eines Mitverschwornen so lange fortspielen, bis seine Entdeckungen ihre Vollständigkeit erhalten hatten. Man bemächtigte sich hierauf

(1701)

(1701 May) des Fürsten Ragoczzy, und der übrigen Häupter der Verschwornen, und ließ sie nach Neustadt bey Wien in Verwahrung bringen. Aber selbst Ragoczzy fand Mittel, durch Bestechung des Officiers, dem seine Bewachung anvertraut war, (im Nov.) sich durch die Flucht zu retten. Vergebens ließ ihm nun der Kaiser den Proceß machen, ließ er ihm (1703 April) als einem des Hochverraths überwiesenen, das Todesurtheil sprechen. Ragoczzy fand desto mehr Freunde und Anhänger. Der Geist des Aufruhrs äufferte sich in Ungern immer lauter. Dieß geschah besonders seit der Zeit, da die kaiserlichen Regimenter, die in Ungern lagen, theils nach Italien, theils nach Deutschland, abgezogen waren. Als Ragoczzy wieder in Ungern erschien, war fast kein Dorf, aus welchem nicht 10 oder 20 Mann, mit Waffen und Pferden, seinen Fahnen zuflüchten.

Um diese höchst bedenklichen Unruhen zu dämpfen, mußte der kaiserliche General Schlick mit allem Kriegsvolk, und allen Kanonen, welche die Stadt Passau und andre Derter, nur einigermaßen entbehren konnten,
in

in aller Geschwindigkeit nach Ungern ziehen. Dieser war in seinen Unternehmungen anfangs ziemlich glücklich; da ihn aber der Hof zu Wien nicht genug verstärken konnte; da die Zahl der Mißvergnügten von einer Zeit zur andern größer wurde, so durften sie es wagen, ihre Streifereyen sogar bis in die Gegend von Wien fortzusetzen, und der Schrecken, der sich darüber in der Kaiserstadt verbreitete, war äußerst lebhaft, bis endlich der General Heister (1704 Jul.) bey Raab einen Sieg erfocht, der die Fortschritte der Empörer, wenigstens auf einige Zeit, hemmte. Aber der kaiserliche Hof blieb, weil er zugleich von Franzosen und Bayern bedrängt wurde, doch noch immer in einer besorgnißvollen Verlegenheit. Daß der Herzog von Savoyen auf seine Seite getreten war, brachte für ihn noch keine große Wirkung hervor, weil dessen Militär von den Franzosen entwaffnet worden war, weil sich fast das ganze Land desselben in ihrer Gewalt befand. Doch Eugen, dem Leopold schon so viel zu danken hatte, entwarf auch jetzt einen Plan, der den Kaiser aus seiner bedrängten Lage am sichersten herausriß. Glücklicherweise stimmte der Herzog

Herzog von Marlborough mit seinem Plane überein, und eben diesem gelang es, die Abneigung, welche die Generalstaaten gegen die Ausführung desselben äusserten, endlich zu besiegen. Das vereinigte Heer von Engländern, Holländern, Lüneburgern und Hessen, das sich auf 30,000 Mann belief, versammelte sich an der Mosel. Ludwig XIV, und dessen Minister erriethen die Absicht seiner Bewegungen so wenig, daß sie einen Einfall in Frankreich vermutheten. Durch eine unermuthete Schwenkung versetzte sich aber Marlborough in die Gegend des Neckars. Bey Heilbronn in Schwaben machten die beyden großen Feldherren, Eugen und Marlborough, die erste persönliche Bekanntschaft, die stifteten sie eine zärtliche Freundschaft, die durch nichts, als durch den Tod, unterbrochen wurde.

Dem von ihnen verabredten Plane gemäß, stieß Marlborough (1704 im Jun.) mit der unter seinem Befehle stehenden Armee zu dem Heere des Prinzen von Baden. Ihre Vereinigung erfolgte bey Ulm. Der Kurfürst und Marsin, die bisher in dieser Gegend

Gegend gestanden hatten, bezogen zwischen Dillingen und Lauingen ein verschanztes Lager. Sie erwarteten hier den Anzug des Marschalls Tallard, der mit 24.000 Mann herbeykam. Da die vereinigte Armee unter Marlborough und Baden aber immer näher rückte, und die Gefahr für das bayrische Land immer dringender wurde, so ließ der Kurfürst, um ihr den Uebergang über die Donau zu erschweren, den Schellenberg bey Donaauwerth mit 12.000 Mann Franzosen und Bayern, unter dem Befehle des Generals Arco, besetzen. Ehe jedoch die Verschanzungen, die ohnedieß zu weitläufig angelegt waren, ihre Vollendung erreicht hatten, griff Marlborough (1704 am 2. Jul.) die in demselben befindlichen Franzosen und Bayern mit so mächtigem und glücklichem Ungestüm an, daß die tapferste Gegenwehre ihm den Sieg nicht zu entreißen vermochte. Das Gefecht war so mörderisch, daß allein die Allirten über 3500 Tode und Verwundete zählten. Der Verlust der Bayern und Franzosen war noch ungleich größer. Der Kurfürst von Bayern und Marfin standen jetzt bey Dillingen so wenig sicher, daß sie sich bis in die Nähe von Augsburg zurück-

zurückziehen mußten. Der Kurfürst gab zwar den Befehl, sowohl die Brücke bey Donauwerth, als das daselbst befindliche Magazin, den Flammen preiszugeben; aber die siegreichen Allirten rückten so geschwinde herbey, daß jener Befehl nicht zur Vollziehung kommen konnte. Marlborough gieng nun über die Brücke bey Donauwerth bis nach Friedberg, wo er sich dem Kurfürsten gegen über stellte.

Der kaiserliche Hof wollte den Kurfürsten von Bayern, durch eine harte Behandlung seines Landes und seiner Unterthanen, zu dem Entschlusse nöthigen, die französische Parthey zu verlassen. Die armen Unterthanen mußten also auch jetzt für die Sünden ihres Landesvaters büßen! Das unbarmherzige Verfahren gegen dieselben machte auf das Herz des Kurfürsten den tiefsten Eindruck. Dieser schien den Vorstellungen, die man ihm von Seiten der Allirten machte, einigen Eingang zu verschaffen. Der König von Preussen hatte zu solchen Vorstellungen schon vorbereitet. Der Kurfürst schmeichelte den friedlichen Erwartungen, die man von ihm hatte,
durch

durch die längstgewünschte Versicherung, daß er die Neutralität der Reichsstadt Regensburg, als des Sitzes der Reichsversammlung, ungekränkt lassen wollte, und er zog auch schon seine Besatzung aus derselben heraus. Aber er befand sich, wegen der Ueberlegenheit der Allirten, ohnedieß in Gefahr, den Besitz von Regensburg aufgeben zu müssen, und die Truppen, welche die Garnison desselben ausmachten, waren ihm wegen des auf dem Schellenberge erlittenen Verlustes, unentbehrlich. Die Forderungen, die er mit seinem Abgange von der französischen Parthey verknüpfte, waren auch so groß, daß sie seine Neigung zu friedlichen Gesinnungen zu widerlegen schienen. Indessen machten die glänzenden Versprechungen, die ihm im Namen des Kaisers geschahen, einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er die Feder zum Unterzeichnen schon in der Hand hatte, als ein Courier ihm die Nachricht von dem baldigen Anmarsche der von Ludwig XIV ihm versprochenen Hülfskruppen überbrachte. Maximilian Emanuel warf nun die Feder wieder aus der Hand, und setzte sich einem neuen Spiele des ungewissen Kriegsglücks aus. Tal-

larde

lards Armee, die ihn dazu verleitete, rückte jetzt wirklich, nachdem sie über den Rhein gegangen war, durch den Schwarzwald her bey. Vergebens suchte ihm Eugen, der bisher die Verschanzungen bey Stollhofen bewacht hatte, auf seinem Marsche zuvorzukommen. Tallard, und 18,000 Franzosen, stießen bey Augsburg (3ten August) zu der Armee des Kurfürsten. Aber der Kurfürst und Tallard konnten es nun eben so wenig hindern, daß Eugen, zwey Tage hernach, bey Höchst, sich mit Marlborough vereinigte.

Tallard, jetzt der Oberbefehlshaber der französischen Armee in Deutschland, ein unternehmender, scharfsinniger, geistesgegenwärtiger General, hatte, durch die Beförderung des ersten Theilungsvertrages, und den Sieg bey Speyerbach, sich schon ein gewisses Ansehen erworben; aber zu einem guten Feldherren fehlte ihm ein schärferes Gesicht (er konnte die Gegenstände kaum auf zwanzig Schritte weit erkennen) fehlte ihm kaltblütige Uebersetzung. Marsin, der nächste Oberbefehlshaber, der noch niemahls Obergeneral gewesen war, besaß zwar Verstand und Urtheilskraft genug;

genug; aber er hatte weniger Erfahrung des Generals, als des Officiers. Der Kurfürst war kein eigentlicher Feldherr. Dieß waren nun die drey Helden, die, als Gegner Eugens und Marlboroughs, auftraten.

Der Prinz von Baden, der mit Eugen und Marlborough den Oberbefehl theilte, hatte durch seine Unentschlossenheit, oder durch seinen Widerspruch, dem muthvollen Plane derselben Hindernisse entgegenstellen können. Sie richteten es daher sehr klug ein, daß sie ihn durch den Auftrag, die Festung Ingolsstadt zu belagern, entfernten. Um so eher schritten sie nun zu einer Schlacht, die der Lage des Kaisers auf einmahl eine ganz andre Richtung geben, die den Untergang des Kurfürsten, beschleunigen sollte. Die Armee, mit welcher sie diesen Plan ausführen wollten, zählte 52,000 Streiter, und 80 Kanonen; die vereinigten Franzosen und Bayern bildeten ein Heer von 58,000 Mann, mit 90 Kanonen. Eugen und Marlborough hatten aber nicht allein mit größern Streitkräften, sondern auch mit einem ungünstigen, morastigen Boden, zu kämpfen. Die Franzosen
und

und Bayern standen zwischen Donauwerth und einem Bache mit hohen Ufern. Ihren rechten Flügel deckte die Donau, nebst dem Dorfe Blindheim. Das Lager der Franzosen und Bayern stand höher als die Gegend, aus welcher die Allirten kamen. Aber jene durften keine Zeit behalten, um sich zu verschanzen. Sodenn schien es, als wenn Villeroy, der dem Marlborough nachrückte, das Herzogthum Wirtemberg bedrohet. Die Allirten wären alsdenn in ihrem Rücken nicht sicher gewesen. Der Angriff mußte also ohne Aufschub erfolgen.

Schon am Morgen (13ten Aug.) brach die Armee der Allirten auf; aber erst gegen Mittag hatte sie den beschwerlichen Weg über den sumpfigen Boden zurückgelegt, stand sie jenseits des Flusses, der sie von dem vereinigten Heere der Franzosen und Bayern trennte. Tallard, der über den rechten Flügel der letztern den Oberbefehl führte, war bey dem Anfange der Schlacht nicht gleich gegenwärtig. Er fand, als er kam, seine Cavallerie schon drey Mahl zurückgedrängt. Jetzt führte er sie nach dem Dorfe Blindheim, wo er 27
Das

Batallione, und 12 Schwadronen, hingestellt hatte. Von da eilte er wieder in die Schlacht. Aber er wurde verwundet, und seinen Sohn stürzte neben ihm stehend eine Kugel nieder. Seine ganze Cavallerie begab sich auf die Flucht. Tallard, der jetzt einige von seinen Schwadronen zu sammeln bemüht war, wurde, eine feindliche Schaar für die seinige haltend, von den braven Hessen gefangen genommen. In eben dem Augenblicke drang Eugen, wegen der Hohlwege und Moräste dreymahl zurückgetrieben, und nachdem er zwey fliehende Kürassier mit eigener Hand erschossen hatte, vor der Fronte siegreich vor. Die Flucht der Franzosen und Bayern war jetzt eben so allgemein, als übereilt. Kein General ordnete den Rückzug an; keiner dachte an die Rettung oder die Anwendung der in Blindheim von den Engländern und Hessen eingeschlossenen Truppen. Eirstausend der besten Leute konnten, ihres Muthes ungeachtet, aus den engen Gassen des Dorfes nicht herauskommen. Ihr Oberbefehlshaber wirft sich, als er von Tallard einen entscheidenden Befehl einholen will, und dessen Gefangenschaft erfährt, mit den übrigen Flüchtlingen in die Donau. Größer war

war lange keine Niederlage gewesen; über 15,200 Franzosen und Bayern waren Gefangne, und gegen 20,000 Mann lagen unter den Todten oder Verwundeten. Unter den Gefangnen befanden sich, außer Tallard und seinem Sohne, 818 andre Officiere. Kaum 20,000 Mann konnte man von der Armee der Franzosen und Bayern wieder zusammenbringen, und diese hatten ihr ganzes Geschütz und Gepäcke verlohren. Sie mußten sich unter den Schuß der Kanonen von Ulm und Memmingen zurückziehen. Ihre Sieger zählten gegen 4500 Todte und 8000 Verwundete. So kostete eine einzige Schlacht 32,500 Menschen entweder ihr Leben, oder ihre gesunden Glieder! Das größte Verdienst dieses großen Sieges der Allirten schrieb man allgemein dem Herzog von Marlborough zu. Der dankbare Kaiser erhob ihn dafür in den Reichsfürstenstand. Die Nachricht von dem Unglück, das der französischen Armee in Deutschland widerfahren war, mischte sich in die Freude, die der Hof zu Versailles über die Geburt des nachmaligen Ludwigs XV fühlte, und die Maintenon war jetzt die einzige Person, die dem eiteln Ludwig XIV die Bemerkung

Galletti Weltg. 147 Th. S machen

machen durfte, daß er nicht mehr unüberwindlich sey.

Die siegreichen Allirten waren jetzt in ihren Unternehmungen gegen den Kurfürsten von Bayern gar nicht mehr gehindert. Augsburg, Regensburg, und manche Stadt in Bayern, gerieth jetzt ohne Kampf in ihre Gewalt. Die Franzosen mußten das ganze Land an der Donau verlassen. Der Kurfürst von Bayern flüchtete, nachdem er die Landesregierung seiner Gemahlin übergeben hatte, nach Brüssel. Auf dem Wege begegnete er seinem gleichfalls vertriebenen Bruder, dem Kurfürsten von Köln. Sich, mit Thränen in den Augen, umarmend, küßten sie mit aller Innigkeit das Traurige ihrer so plötzlich veränderten Lage. Ludwig XIV sah sich nun von den Feinden in seinem eignen Gebiete angegriffen. Der Prinz von Baden, unter dessen Befehl die Reichsarmee stand, unternahm (im Sept.) die Belagerung von Landau. Eugen und Marlborough stellten sich indessen mit 50,000 Mann dem Marschall Villeroi entgegen. Dieser wagte nicht den geringsten Schritt, der bedrängten Festung Hilfe

Hülfe zu leisten. Sie mußte sich, nachdem die Hälfte der Besatzung ihrer standhaften Vertheidigung zum Opfer gebracht worden war, (24sten Nov.) an den römischen König Joseph ergeben. Dieß war auf lange Zeit in Deutschland die letzte bedeutende Unternehmung dieses Krieges. Der Kaiser benutzte die Ueberlegenheit, die ihm Eugen und Marlborough verschafft hatten, der Kurfürstin von Bayern (im Nov.) einen Vertrag abzuschließen, der für ihn äußerst vortheilhaft war, der Bayerns Macht für ihn ganz unschädlich machte. Man mußte ihm alle Festungen, welche die bayrischen Truppen noch im Besitze hatten, nebst allen zu denselben gehörigen Vorräthen, einräumen; man mußte alles noch übrige Militär abdanken. Auch blieb der Kaiser im Besitze des größten Theils von Bayern. Er übertrug die Regierung desselben einem von seinen Ministern, dem Grafen von Löwenstein Wertheim, der den Eigennuß seines Monarchen sorgfältig genug befriedigte. Die armen Unterthanen wurden von den kaiserlichen Soldaten so schrecklich gemißhandelt, daß selbst die kaiserliche Commission ihre Mißhandlungen für höchst straf-

bare Ausschweifungen erklärte. Sie dauerten aber dennoch immer fort, und Leopold, mit dem ohnmächtigen Zustande des Kurfürsten von Bayern noch nicht zufrieden, trieb seine Begierde, Rache an ihm auszuüben, so weit, daß er ihn ganz zu unterdrücken, daß er ihn (1705 Jan.) in die Reichsacht zu erklären beschloß. Als er sich mit diesem Gedanken beschäftigte, überraschte ihn (1705 am 5ten May) am Ende seines 65ten Lebensjahres, der Tod, eine Folge der Brustwassersucht, deren Wirkung noch durch ein bösarziges Fieber verstärkt wurde.

Wenn der an sich selbst gutmüthige Leopold I den Gefühlen seines Herzens oft zu wenig folgte, so war dieß ein Fehler des Verstandes, so war dieß eine Folge des allzugroßen Zutrauens, welches er den Hofgeistlichen, dem Jesuiten Maregatti, und den ihnen ergebenen Ministern, schenkte. Daher zeigte er für die Religion eine so außerordentliche Ehrfurcht; daher bewies er aber auch gegen diejenigen, welche vom katholischen Glauben abgiengen, eine so unerbittliche Unuldksamkeit; daher verzieh er die Kränkung seiner

seiner Würde so wenig. Als Gönner der Wissenschaften und der Künste, vornehmlich der Alchymie, der Musik, hat er sich übrigens auf eine sehr rühmliche Weise gezeigt. Er beförderte unter andern die Stiftung von verschiedenen Akademien; er ließ sich die Vermehrung der Hofbibliothek, deren berühmter Aufseher Lambert war, außerordentlich anlegen seyn. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Joseph I., bemühet sich, den Plan seines Vaters, Bayern mit den übrigen österreichischen Erbländern zu vereinigen, zur Ausführung zu bringen. Die Bayern sollten ihm, als ihrem Landesherrn, die Huldigung leisten. Aber die strenge Behandlung der kaiserlichen Commission, und das unbarmherzige Verfahren des kaiserlichen Militärs, hatte die Erbitterung der Bayern so hoch getrieben, daß sie sich heimlich verschworen, sich von denen, die sie so peinigten, durch eine gewaltsame Ueberraschung zu befreien. Aber ein Bevollmächtigter des Kurfürsten, der die Reise von Brüssel nach Bayern schon oft gemacht hatte, schien den Oestreichern endlich verdächtig. Sie bemächtigten sich seiner Person, und seiner Papiere, und der Anschlag war verrathen.

Jetzt

Jetzt wurden die schon auf dem Marsche nach Italien begriffenen Regimenter sogleich zurückberufen. Man besetzte (im May) München, leerte das bürgerliche Zeughaus aus, entwaffnete die Bürger. Die Gelderpressungen wurden so weit getrieben, daß sie in Einem Jahre mehr als 7 Millionen betrugen. Der kleinste Theil dieser Summe floss in die kaiserliche Kriegscasse, für welche die Zuflüsse doch so unentbehrlich waren. Auch mochte der Kaiser, und seine Minister, das unbarmherzige Verfahren gegen die Bayern nicht geradezu anbefohlen haben, und man schrieb das Meiste auf die Rechnung des Grafen von Gronsfeld, der in Bayern den Oberbefehl führte. Indessen erstieg die Verzweiflung der Bayern eine so hohe Stufe, daß sie sich von einer förmlichen Empörung nicht mehr zurückhalten konnten. Ihren Muth feuerte der Abzug von den meisten nach Italien bestimmten Regimentern an. Ungeachtet der vielen nachtheiligen Gefechte, die die Bayern den kaiserlichen Soldaten lieferten, wuchs ihre Zahl doch immer mehr an. Es standen zwischen 24 bis 30,000 Bayern unter dem Gewehre. Aber es fehlte den rüstigen und

und braven Leuten an einsichtsvollen und klugen Anführern. Daher konnten sie dem durch reichsständischen Truppen verstärkten kaiserlichen Militär endlich keinen Widerstand thun, und mehrere Tausend der Unglücklichen wurden (1705 Dec.) ein Opfer ihrer Vaterlandsliebe. Ihr Landesherr, der Kurfürst und sein Bruder, hatten nun das Schicksal, daß die Achtserklärung, mit Bewilligung der Kurfürsten, von dem harten Kaiser Joseph (1706 Febr.) wirklich ausgesprochen wurde. Der Kaiser brauchte nun einige Stücke des bayrischen Landes, um einige Reichsstände zu entschädigen, und seine Minister, als den Grafen von Lamberg, zu belohnen. Das übrige blieb unter der kaiserlichen Verwaltung, und der zwischen Salzburg und Passau liegende Theil wurde dem Lande ob der Ens einverleibt. Die Stelle des Kurfürsten von Bayern im kurfürstlichen Collegium nahm Braunschweig; Lüneburg, oder Hannover, ein, dessen kurfürstliche Würde anfangs vielen Widerspruch gefunden hatte.

Vierter

- Viertes Abschnitt.

Eugen entsezt Turin, und belagert Doulon. Die Franzosen müssen Italien räumen. Gibraltar kömmt in die Gewalt der Engländer. Der östreichische Karl ist in Spanien einige Zeit glücklich; aber er verliert die Schlacht bey Almanza. Vereiteter Plan auf Schottland. Die Allirten siegen bey Ramillies, und erobern Nyssel. Clemens XI bekriegt den Kaiser. Ludwig XIV bittet um Frieden. Joseph I endigt sein Leben.

Kaiser Joseph I führte aber nicht allein den väterlichen Plan wegen Bayerns aus; er setzte auch, gegen die Erwartung der übrigen europäischen Mächte, den Krieg, der seinen Bruder Karl zum Besitzer der spanischen Monarchie

chte machen sollte, mit nachdrucksvoller Standhaftigkeit fort. Eugen und Marlborough hatten den Entwurf gemacht, den Krieg nicht nur in Ludwigs XIV eignes Gebieth zu versetzen, sondern auch die in Italien, seit Eugens Entfernung, in großen Verfall gerathene Sache des Kaisers wieder emporzuheben.

Während daß Eugen Frankreichs Macht im deutschen Reiche lebhaft bekämpften, daß er des Kaisers Ueberlegenheit im deutschen Reiche befördern half, gelangten Ludwigs XIV Waffen in Italien zu einer vorzüglichen Macht. Der Herzog von Savoyen war zwar nicht mehr Ludwigs Bundesgenosse; aber seine Officiere waren Kriegsgefangne, seine gemeinen Soldaten dienten in den französischen Regimentern, und auf den Pferden seiner Dragoner ritten jetzt Franzosen. Der großdenkende, feurige Victor Amadeus fand sich durch eine solche Behandlung äußerst gekränkt. Alles, was seine Klugheit, was seine noch übrigen Staatskräfte, vermochten, both er (1703) auf, um sich wieder in eine ehrenvollere Lage zu versetzen. Er warb mit schneller Thätigkeit eine neue Armee; er ließ Ludwigs

Ludwigs XIV. Gesandten zu Turin in Verhaft nehmen; er ließ ein Regiment französischer Reiter, welches bey Turin vorbezog, von seinen Leuten zur Kriegsgefangenschaft nöthigen; er trat (25. Oct.) der großen Allianz gegen Frankreich feyerlich bey. Die Seemächte machten sich verbindlich, ihm für die Ausrüstung einer neuen Armee, 100,000 Scudi, und für die Unterhaltung derselben, monatlich 80,000 Scudi zu zahlen. Dafür wollte er 15,000 Mann marschieren lassen. Der Kaiser versprach ihm 20,000 Mann Hülfstruppen. Aber diese kamen nicht so geschwinde herbey, und der Herzog besand sich indessen in großer Noth. Endlich hatte er die Freude, (1704 Jan.) sechzehn tausend Mann Kaiserliche, die einen eben so gefährvollen als beschwerlichen Marsch zurückgelegt hatten, mit seinen Truppen sich vereinigen zu sehen. Aber die noch immer sehr kleine Armee, von welcher Victor Amadeus seine Rettung erwartete, verminderte sich, da der in Deutschland genug beschäftigte Kaiser ihr weiter keine Verstärkung schicken konnte, im ungleichen Kampfe gegen die bey weitem stärkere Armee von Vendome, so gewaltig, und sie litt dabey einen

einen so drückenden Mangel an Geld und Lebensmitteln, daß ihre Wirksamkeit zur völligen Unbedeutsamkeit herabsank. Die Franzosen bemächtigten sich nun noch (Jun. bis Sept.) der Festungen Gusa, Verceil und Ivrea. Das bis auf 8000 Mann gesammelte Heer der Kaiserlichen mußte sich bis an die Gränzen von Tyrol zurückziehen. Dem Kaiser blieb, außer Mirandola, welches die Franzosen auch schon belagerten, keine einzige Festung in Italien mehr übrig. Wollte man dem Unglück, aus dem schönen Lande ganz herausgedrängt zu werden, und alle Aussichten zum Besitze der spanischen Provinzen in demselben zu verlieren, ausweichen, so mußte man, in möglichster Geschwindigkeit, eine ansehnliche Armee, mit einem guten Feldherrn, in demselben auftreten lassen. Man wollte 28,000 Mann dahin marschieren lassen; man wollte diese Armee mit allen Bedürfnissen hinlänglich versehen. Ihr Obergeneral Eugen sollte die Vollmacht erhalten, bey Ausführung der kriegerischen Unternehmungen blos seinen Einsichten zu folgen. Marlborough, der selbst nach Berlin gieng, brachte es auch dahin, daß acht tausend Preussen sich (1705 April)

April) an die österreichische Armee in Italien angeschlossen.

Doch der Ausgang des Feldzuges entsprach den schönen Erwartungen, die man sich von ihm machte, sehr wenig. Während daß Eugen, dessen Heer, wegen der bayrischen Empörung, nicht vollständig war, sich in die Ebene von Verona zog, um den 8000 Mann starken Ueberrest der kaiserlichen Armee, der im Gebiethe von Brescia seine Zuflucht gesucht hatte, an sich zu ziehen, und der einzigen Festung, welche die Kaiserlichen noch in Italien besaßen, der Stadt Mirandola, zu Hülfe zu kommen, war diese Festung an die Franzosen schon übergegangen. Indessen wurde (1706) die Verlegenheit, in welcher sich der Herzog von Savoyen befand, immer dringender. Es blieb ihm nun weiter keine Festung, als seine Haupt- und Residenzstadt Turin, und auch dieser drohete Vendome mit einem ernsthaften Angriffe. Den Herzog von Savoyen durfte man aber durchaus nicht ganz unterdrücken lassen, wenn man nicht zugleich allen Hoffnungen für den Kaiser entsagen wollte. Eugen gieng daher, als er ein Heer von

von 40,000 Mann beysammen hatte , über den Oglio , und drang im Mayländischen bis an die Adda vor.

Aber auch über die Adda mußte er gehen, wenn er dem Herzoge von Savoyen einen nachdrucksvollen Beystand leisten wollte. Allein die Franzosen, die seinen Plan merkten, bewachten das rechte Ufer der Adda so sorgfältig, daß Eugens Versuche, einen Uebergang zu bewerkstelligen , immer vereitelt wurden. Endlich zog einer dieser Versuche (1705 am 16. Aug.) bey Cassano , ein heftiges Gefecht nach sich, welches vielen Menschen ihr Leben kostete, und doch keinen entscheidenden Erfolg hatte. Vendome durfte Turin nicht belagern, und Eugen konnte dem Herzog von Savoyen nicht zu Hülfe kommen. Darüber verstrich die Zeit des Feldzuges.

Der folgende (1706) sollte, dem Wunsche und Plane der Allirten zufolge, entscheidend werden. Der staatskluge und thätige Marlborough bestimmte die Generalstaaten, die kaiserliche Armee in Italien mit 10,000 Mann deutschen Soldtruppen zu vermehren.

Zu

Zu diesen kamen wieder 8000 Mann Preussen hinzu. Die Befreyung von Turin war jetzt die wichtigste Unternehmung für den Prinzen Eugen. Ein glücklicher Umstand für die Ausführung seines Planes war Vendome's Entfernung von der französischen Armee in Italien. Der Hof zu Versailles stand in der Meynung, daß seine Gegenwart in Italien jetzt nicht mehr nöthig sey. Es fehlte dem Eugen nicht allein noch an Kriegsvolk, sondern auch an Geld. Aber die londoner Kaufleute liehen ihm endlich sechs Millionen Livres, und Vendome ließ ihm Zeit, aus Deutschland Verstärkung an sich zu ziehen. Mit einer Armee, die nicht viel über 30,000 Mann stark war, marschirte nun Eugen, aus der Gegend von Verona, jenseits der Etsch, durch ein von den Feinden besetztes, und von Flüssen durchschnittenes Land, nicht allein über die Etsch, sondern auch über den Po, und schon stand er in der Nähe von Turin, als Vendome die französische Armee in Italien verließ. Sein Nachfolger, der Herzog von Orleans, ein Neffe Ludwigs XIV, dessen größtes Verdienst die Gunst der Main-
tenon war, ein General ohne Erfahrung,
fand

fand das Heer, über welches er den Oberbefehl übernahm, durch Krankheiten und Unordnung muthlos. Feuillade, der das Belagerungsheer vor Turin commandirte, war so ausgemacht einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer Frankreichs, daß er, obgleich Schwiegersohn des Kriegsministers Chamillart, doch einen Liebling des Publicums abgab. Feuillade, voll Feuer und Thätigkeit, zu Unternehmungen, die weniger Kenntnisse als Muth erforderten, sehr geschickt, war, von seinem Schwiegervater, zur Ausführung der ihm aufgetragenen Belagerung mit erstaunenswürdiger Sorgfalt ausgerüstet worden. Ein Zug von 140 Kanonen, ein Vorrath von 110,000 Kugeln, von 21,000 Bomben, von 1200 Centnern Pulver, und eine Armee von 38,000 Mann, setzte ihn in den Stand, seiner Belagerung einen glücklichen Erfolg zu versichern. Aber er betrieb dieselben gegen alle Regeln. Der berühmte Vauban wollte als Volontär unter ihm dienen, und Feuillade nahm sich vor, Turin auf coehornische Manier zu erobern. Er griff die Cittadelle, den stärksten Theil, zuerst an, und schloß die Stadt selbst so wenig ein, daß ihr die Zufuhre, daß

ihr

the der Weg, Verstärkung zu bekommen, immer offen blieb. So gelang es dem Herzoge von Savoyen, der sich in Turin befand, an der Spitze einer Schaar von Cavallerie, hervorzukommen. Feuillade setzte ihm vergeblich nach. Die Belagerungsarbeiten wurden darüber unterbrochen. Man glaubt, Feuillade hätte Turin, als die Residenzstadt des Schwiegervaters des Herzogs von Bourgogne, nicht erobern wollen. Eugen setzte nun (1706 im Jun.) im Angesichte des Herzogs von Orleans, über den Tanaro. Er gewann demselben einen Marsch ab, und bey Asti erfolgte seine Vereinigung mit dem Herzoge von Savoyen. Orleans schloß sich nun an Feuillade vor Turin an.

Orleans urtheilte ganz richtig, daß man, in den ausgedehnten Verschanzungslinien, Eugens Angriff nicht erwarten dürfe. Alle Generale stimmten seiner Meynung bey, als Marsin, der schon die unglückliche Schlacht bey Höchstädt veranlaßte, eine durch Chamillarts Furchtsamkeit bewirkte königliche Ordre aus der Tasche zog, welche die Verlassung der Linien ausdrücklich untersagte. Zum Unglücke

glücke stimmten die französischen Generale in ihren Vertheidigungsmaßregeln auch nicht mit einander überein. In Zeit von zwey Stunden hatte Eugen (7. Sept.) die französischen Verschanzungen überstiegen. Als Orleans, der sich verbinden lassen mußte, sich entfernte, wurde die Unordnung herrschend. Auch Marsin war so stark verwundet, daß er bald hernach starb. Die Bestürzung der Franzosen war größer, als ihre Niederlage. Aber sie befanden sich in einer so großen Zerstreuung, sie litten einen so empfindlichen Mangel an Lebensmitteln, daß sie sich nach Dauphiné zurückziehen mußten. Italien war jetzt auf einmal für Ludwig XIV verloren; verloren war es auch ungeachtet des Sieges, den, zwey Tage hernach, (9. Sept.) der General Medavi Grancei, bey Castiglione, im Gebiete von Mantua, über den Erbprinzen von Hessen erfocht. Man mußte, um eine Truppen-Abtheilung von 15,000 Mann zu retten, den Kaiserlichen alle Oerter im Mayländischen überlassen.

Eugen nöthigte hierauf die italienschen Fürsten, den Aufwand, den dieser Feldzug
Galletti Weltg. 141 Th. 2 dem

dem Kaiser verursacht hatte, durch große Contributionen zu vergüten. Die Summen, die er von ihnen forderte, waren im Grunde nicht übermäßig; aber sie waren es für die armen Cassen, und für die armen Unterthanen der meisten von diesen Fürsten. Der Pabst, der für seine Provinzen Ferrara und Bologna die Winterquartiere ablaufen sollte, fühlte, daß der jetzige Kaiser Joseph kein frommer Leopold war. Joseph genoß jetzt (1707 März) die Freude, daß ihm Philipp von Spanien, durch eine Verabredung mit dem Prinzen Eugen, die ganze Lombardien überließ. Der Kaiser wies nun das Herzogthum Mayland seinem Bruder Karl an; einen Theil desselben, die Bezirke von Valenza, Alessandria u. s. w. bekam der Herzog von Savoyen. Der Pabst mußte, um sich von den deutschen Soldaten zu befreien, ihnen Geld zahlen. Diese marschierten, 9000 Mann stark, und vom General Daun angeführt, nun nach Neapel, dessen Eroberung ihnen (im Jul.) einen sehr leichten Kampf verursachte, indem die wenigen Franzosen, die es besetzt hielten, bey den Einwohnern des Landes sich sehr verhaßt gemacht hatten.

Eugen.

Eugen und der Herzog von Savoyen griffen indessen Ludwig XIV in seinem eignen Reiche an. Zu diesem Angriffe, den man auf die durch keine Festungen verwahrte Provence richtete, bestimmte man alle in Italien befindlichen kaiserlichen und reichsfürstlichen Truppen, die, außer der kleinen nach Neapel geschickten Armee, noch übrig blieben. Eugen stimmte für einen Einfall in Dauphiné; aber die Seemächte, die auf ihre eignen Kosten 20,000 Mann in Italien unterhielten, und noch ausserdem große Subsidien zahlten, bestanden auf einer Unternehmung gegen die Provence, weil der Besitz dieses Landes ihrem Handlungsinteresse vorzüglich günstig schien. Eugen gieng also mit 31,000 Mann über den Col di Tenda, der aus Piemont nach Nizza führt. Eine Flotte von 43 Linien Schiffen der Allirten näherte sich indessen der französischen Küste.

Man wußte in Frankreich nicht, auf welche Gegend die Allirten ihren Angriff richten würden. In der ganzen Provence, wo (1707 Jul.) der Angriff wirklich hingteng, befanden sich nicht mehr, als 10 Bataillione.

Aber die Allirten rückten nicht geschwinde genug herbey. Sie entzogen sich das Vertrauen der französischen Nation durch ihre drückenden Gelderpressungen. Indessen gewannen die Franzosen Zeit, die Stadt Toulon, ehe die Allirten ihre Belagerung anfiengen, mit einer stärkern Besatzung zu versehen, und in der Nähe desselben ein Lager von 41 Bataillonen zu bilden. Dieses Lager, über welches Tessi die Aufsicht führte, wuchs immer mehr an Mannschaft. Selbst Abtheilungen von der Rheinarmee schlossen sich an dasselbe an. Das die Stadt Toulon umgebende Land ist bergig und getreidearm. Um so eher fühlte die Armee der Allirten einen empfindlichen Mangel an Lebensbedürfnissen, um so eher rissen Krankheiten unter derselben ein. Indessen wurden die Angriffe, welche die Franzosen auf ihre Verschanzungen wagten, immer ungestümer, immer unwiderstehlicher. Es kostete den Allirten sehr viele brave Leute. Unter den Officieren, die dieser unglücklichen Unternehmung ihr Leben zum Opfer brachten, zeichnete sich besonders der Prinz Johann Wilhelm von Gotha aus, der, als sein ganzes Bataillon vernichtet war, die Ver-

Befestigung, die er verteidigte, dennoch bis an seinen Tod behauptete. Nachdem Eugen, und der Herzog von Savoyen, ihr Heer um 7000 Mann vermindert hatten, mußten sie (22. Aug.) einen traurigen Rückzug antreten, hatten sie für die schöne Zeit des Feldzuges, die sie dieser Unternehmung widmeten, keinen andern Trost, als einen großen Landstrich von Frankreich verwüster, als Toulon von der Flotte der Allirten schrecklich bombardiert, als Ludwigs XIV Macht etwas getheilt zu sehen.

Ludwigs XIV Macht wurde indessen von den Allirten auch in Spanien lebhaft beschäftigt. Die Allirten, auf deren Entschlüsse Marlborough am stärksten wirkte, hielten es für nöthig, den Erzherzog Karl in dem Lande, dessen Krone er dem Philipp von Anjou freitig machte, selbst auftreten zu lassen. So sehr das spanische Volk mit der Regierung, die Philipps Gemahlin, während seines Feldzuges in Italien führte, zufrieden war, so sehr reizte es doch die Grandes zum Unwillen, daß ihre auf den aus Amerika kommenden Gallionen befindlichen Schätze nicht ungeschont

geschont wurden, daß Philipp der Leitung des französischen Ministeriums sich so sehr überlassen mußte. Daher bildete sich auch eine Parthey für den Erzherzog, und dieser begab sich, gegen das Ende des Jahrs 1703, nach London. England rüstete für ihn 30 Kriegsschiffe, mit 200 Transportschiffen, aus. Mit diesen vereinigten sich zehn holländische Kriegsschiffe. Auf dieser Flotte befanden sich 9000 Soldaten. Diese Flotte versuchte ihre Wirksamkeit zuerst (1704 Jul.) an Barcelona, der Hauptstadt von Catalonien. Ihr Angriff mißlang; dagegen glückte ihr ganz unvermuthet eine andre Unternehmung, deren Erfolg für England äußerst wichtig wurde. Die an sich unüberwindliche Felsenfestung Gibraltar hatte damahls nicht mehr, als hundert Mann, zur Besatzung. Diese wären indessen, zur Vertheidigung derselben hinlänglich gewesen, wenn sie sich nur nicht die äußerste Nachlässigkeit hätten zu Schulden kommen lassen. Der Prinz von Hessendarmstadt, der über die im englischen Solde befindlichen deutschen Truppen den Oberbefehl führte, setzte sich (4ten Aug.) auf der Landenge, im Rücken der Festung, mit 1800 Mann fest. Die
Flotte

Flotte schleuderte vergeblich 15,000 Kugeln gegen die Felsenstadt. Endlich nähern sich die Matrosen, von ihrer Lustigkeit hingerissen, dem Damm, dessen Artillerie sie zerschmettern sollte, aber unthätig blieb. Sie ersteigen kühn den Damm, die herbeygeeilten Soldaten leisteten ihnen Veystand, und — Gibraltar kömmt in die Gewalt der Engländer.

Die englische Flotte, die jetzt im mittelländischen Meere herrschte, griff (24. Aug.) im Angesichte von Malaga, die französische Flotte von 25 Linienschiffen, und 24 Galeeren, die den Admiral von Frankreich, den Grafen von Toulouse, Ludwigs XIV unehelichen Sohn, zum Oberbefehlshaber hatte, entschlossen an; aber der Sieg blieb unentschieden, und Toulouse zog sich ruhmvoll zurück. Der Verlust von Gibraltar, den der König Philipp V erlitten hatte, wurde von seinem Großvater so lebhaft empfunden, daß er die nachdrucksvollste Anstalt machte, dem Enkel Gibraltar wieder zu verschaffen. Während daß der Marschall von Tessé (1705 März) diese Festung zu Lande belagerte, schloß sie eine

eine Flotte von 13 Linienschiffen zur See ein. Aber ein Theil dieser Schiffe wurde durch einen schrecklichen Sturm zerstört; einen andern überwältigten die Engländer, nach einem sehr hartnäckigen Widerstande; ein dritter stieg an den spanischen Küsten im Rauch auf. Seit diesem unglücklichen Zeitpunkte erschien keine große französische Flotte mehr in der See, und die französische Seemacht war wieder in ihren unbeträchtlichen Zustand vor Ludwig XIV. versetzt.

Um so weniger konnte sie der Allirten Unternehmungen gegen die spanischen Seeprovinzen verhindern. Diese eroberten in Zeit von sechs Wochen (im Oct.) die Reiche Balenzia und Catalonien für den Erzherzog Karl. Diese Eroberung erleichterte ihnen die beständige Unzufriedenheit, welche die Catalonier über die spanische Regierung empfanden. Die Eroberung von Barcelona beförderte ein für die Allirten günstiger Zufall, den die Verwegenheit der Belagerer hervorbrachte. Der Graf von Peterborough, ein kühner Abentheurer, der, kaum funfzehn Jahre alt, gegen die Mauren in Afrika focht, hiez auf

auf zwanzig Jahre alt die Revolution in England beförderte; der den damaligen Krieg in Spanien auf seine Kosten führte, und so wohl den Erzherzog Karl, als seinen ganzen Hofstaat, unterhielt, der wagte es jetzt, Barcelona's Werke zu ersteigen. Der Prinz von Darmstadt fällt, aber der Sturm gelingt. Eine Bombe bewirkt das Aufsteigen des Pulvermagazins. Das Fort wird erobert, die Stadt capitulirt. Während daß der spanische Vizekönig und Peterborough, unter dem Thore der Stadt, die Punkte der Uebergabe verhandeln, entstand ein klägliches Geheul. „Sie hintergehen uns,, sagte der Vizekönig zu Peterborough; „während daß wir, als rechtschaffne Männer unterhandeln, bringen ihre Engländer über den Wall in die Stadt, erlauben sie sich alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen.„ Sie irren sich, versetzte Peterborough, diejenigen, die dieses thun, können keine andern Truppen, als die deutschen des Prinzen von Darmstadt seyn, und es bleibt, zur Rettung ihrer Stadt, kein andres Mittel übrig, als die Erlaubniß, mich und meine Engländer sogleich einrücken zu lassen; ich werde die Ruhe wieder herstellen,

len,

len, und ich komme alsdenn wieder unter das Thor, um die Capitulation zu vollenden. — Peterborough sagte dieß mit einem solchen Tone der Wahrheit und der Erhabenheit, daß er, in Verbindung mit den Umständen, den Vicekönig überzeugte. Er verstatet ihm den Einmarsch. Peterborough eilt mit seinen Officieren dahin, wo die Deutschen und die Catalonier, von dem Pöbel der Stadt unterstützt, die Häuser der vornehmsten Leute plünderten; er verjagt sie; er entreißt ihnen die geraubte Beute; er giebt die Prinzessin Dopolit, die sich in der Gefahr befindet, von wollüstigen Soldaten entehrt zu werden, ihrem Gemahle wieder. Nun kehrt er, alles beruhigt sehend, unter das Thor zurück, und unterzeichnet die Capitulation. Philipp V, der auf diese Art Barcelona verlor, empfand noch überdieß die Kränkung, seine Bemühungen, Barcelona wieder zu erobern, vereitelt zu sehen. Er hatte weder Generale noch Ingenieure; er hatte nur wenige Soldaten. Sein Großvater, Ludwig XIV, mußte ihn daher mit allem aufhelfen. Toulouse schloß (1706 April) mit 25 Kriegsschiffen, dem Ueberreste der französischen Seemacht, die Stadt

Stadt von der Seeseite ein, während das Tessé sie zu Lande angriff, und, der braven Vertheidigung des Erzherzogs Karl ungeachtet, sie in große Noth brachte; aber die Annäherung einer englischen Flotte von 48 Linien Schiffen unter Leake bewirkte, daß sich (11ten May) die französische Flotte schnell entfernte, und Tessé zog so eilend ab, daß er alle Vorräthe, und 1500 Verwundete, zurückließ. Seine Armee war um die Hälfte vermindert.

Philipp V, der nach Madrid zurückgekehrt war, sah nun, wie ein von Engländern und Portugiesen zusammengesetztes Heer sich dieser Hauptstadt näherte. Obergeneral der Engländer und Portugiesen war Galloway, ein nach England gewandter Franzose, der eigentlich Graf Ruivigny hieß. Die Franzosen standen unter dem Befehle des Herzogs von Berwick, eines Neffen des Herzogs von Marlborough. Dieser übergab jedoch das Commando an den Grafen von Tessé, den Philipp so übermäßig ehrte, daß die spanischen Großen dadurch vollends erbittert wurden. Zum Glück waren die Engländer und Portugiesen

tugiesen nicht recht einig. Den größten Schaden that dem Philipp der nach Portugal ausgewanderte Amirante von Castilien, der seine Anhänger zur Untreue, und zu einer Verschwörung, verleitete. Mit dem Tode dieses Amirante verlor Karl (1705) seinen besten Freund in Spanien. Doch Philipp kämpfte noch einige Zeit mit einem ungünstigen Schicksale. Die spanischen Großen fanden sich durch den ausgezeichneten Antheil an der Regierung, den man der Fürstin von Orsini, einer Italienerin, zugestand, sehr gekränkt. Sie wurde zwar, weil auch der Hof zu Versailles nicht mit ihr übereinstimmte, entfernt; aber Philipp und seine Gemahlin konnten ihren Rath so wenig entbehren, daß man sie zurückrufen mußte. Doch Philipp mußte seinem Großvater so vieles Geld leihen, daß seine eigne Kriegsschasse darüber leer war, und daß er seine Kriegsanstalten nicht eifrig genug betreiben konnte. Ludwig XIV schickte ihm zwar den Herzog von Berwick mit einer neuen Armee zu Hülfe. Aber ehe diese herbeykam, hatten die Engländer schon Salamanca erobert, mußte Philipp nach Burgos flüchten, gieng Madrid (24. Jun.) an die Engländer und

und Portugiesen über, wurde (2. Jul.) der Erzherzog, als Karl III, zum Könige ausgerufen. Philipps schwaches Heer war bald vernichtet, und alles schien für ihn so verlohren, daß Bauban schon den Vorschlag that, sein Reich nach Amerika zu versetzen. Philipp willigte auch bereits in die Ausführung dieses Vorschlags. Aber die Standhaftigkeit der Castilianer, die sich vor der österreichischen Herrschaft, als vor dem Tode, fürchteten, und die Unthätigkeit und Nachlässigkeit der Oesterreicher, war Ursache, daß Philipp sich bey dem Besitze der spanischen Krone behauptete. Das castilianische Volk liebte den Philipp. Noch mehr aber liebte es dessen Gemahlin, die Tochter des Herzogs von Savoyen, die sich alle Mühe gab, sein Zutrauen sich zu erwerben, die von einer Stadt zur andern reisete, um ihrem Gemahle Anhänger und Geld zu verschaffen, die ihm in Zeit von drey Wochen über 200,000 Thaler zusammenbrachte. Keiner von den Grandes, die dem Philipp geschworen hatten, wurde ihm untreu. Als Galloway Karl III zu Madrid ausrief, ließen viele Stimmen den König Philipp hochleben, und zu Toledo wurde

wurde durch Karls Ausrufung sogar ein Vermur verursacht. Die Spanier, die für ihren König bisher nur wenig gethan hatten, bewiesen, als sie ihn in Gefahr sahen, einen bewundernswürdigen Eifer, einen außerordentlichen Muth. Die mit dem Boden zu wenig bekannten Hülfsstruppen Karls sahen sich überall gedrängt, und der Lebensbedürfnisse beraubt.

Philipp V that alles, um seine Kriegscasse wieder anzufüllen. Er wirthschaftete genau, verschaffte sich durch die Einziehung der Güther seiner Feinde große Zuflüsse, und empfing aus Amerika große Schätze. Berwick, der Anführer der französischen Hülfsarmee, hielt sich sehr brav. Durch das Einverständnis mit einem portugiesischen General, der seines Königs Verbindung mit dem Kaiser dem Interesse des erstern für nachtheilig hielt, wurde er mit dem Zustande der Allirten, und mit ihren Planen, genau bekannt gemacht. Galloway und las Minas, der portugiesische Obergeneral, belagerten (1707 Aprtl) Billuna. Berwick äusserte die Absicht, es zu entsetzen. Die Engländer und Portugiesen zogen sich
hier

hierauf in die Ebene von Almazan, an der Gränze von Balenzia. Weber Philipp noch Karl war bey dieser Schlacht (25ten April) gegenwärtig. „Es ist doch sehr gut,“ sagte Peterborough zu Karl, „daß man sich für Sie schlägt!“ Die portugiesische Cavallerie gab das englische Fußvolf dem schrecklichen Feuer, und dem kraftvollen Angriffe der alten spanischen Reiterrey, preis. Die Allirten verlohren 8000 durch den Tod, und 2000 durch die Gefangenschaft. Beyde Obergenerale waren verwundet. Am folgenden Tage mußten noch 13 Batalione das Gewehr strecken. Von der 35,000 Mann starken Armee der Allirten waren kaum noch 6000 beysammen. Karl hatte nun auf einmahl alle Hoffnung, den spanischen Thron zu behaupten, wieder verlohren. Balenzia und Aragon, die sich dem Philipp unterwerfen mußten, wurden mit dem Verlust ihrer Vorrechte bestraft. Ein Sohn, der (25ten Aug.) dem Philipp geboren wurde, galt sogleich für den Erben der spanischen Krone.

Karl wurde in Spanien nicht nachdrucksvoll genug unterstützt, weil man in Italien
Solz

Soldaten nöthig hatte, weil man sie, als man sie hier nicht mehr brauchte, vor Toulon marschieren ließ; weil man endlich sowohl in den Niederlanden, als in Deutschland, den Franzosen Armeen entgegenstellen mußte. Dort wollte (1706) Villeroi, dessen Befehle 80,000 Mann gehorchten, die Kränkung, die ihm Eugen in Italien zugesügt hatte, durch glänzende Thaten wieder in Vergessenheit bringen. Weil die Vertheidigung der zu ausgedehnten Verschanzungen für Frankreich nachtheilig ausgefallen war, so wollte Ludwig XIV seine Feinde im freyen Felde angreifen lassen, und Villeroi empfing daher von ihm den ausdrücklichen Befehl zur Schlacht. Aber Villeroi führte (23sten May), die Erfahrung und Klugheit des Gegners Marlborough nicht genug erwägend, diesen Befehl mit vieler Unbehutsamkeit aus. In die Mitte seiner Schlachtordnung, bey dem Dorfe Ramillies in Brabant, stellte er neuangeworbene, nicht vollzählige und ungelübte Bataillone. Das Gepäck befand sich zwischen den Linien der Armee. Der linke Flügel stand hinter einem Moraste. Villeroi ließ sich durch keine Vorstellungen seiner einsichtsvollern Generale bewegen,

wegen, diese fehlerhafte Stellung zu verbessern. Die Franzosen thaten den Allirten, die sie mit großem Selbstvertrauen angriffen, kaum eine halbe Stunde Widerstand, und doch verlohren sie auf 20,000 Mann, unter welchen sich 8000 Getödtete befanden. Sie verlohren 80 Kanonen; sie verlohren unter andern auch die Pauken und Standarten der als unüberwindlich gepriesenen maison du roi. Marlborough zog nun in Antwerpen, in Brüssel, ein, und die Niederlande waren für Ludwig XIV verlohren. Villeroy, der sich über diese schreckliche Täuschung seiner glänzenden Entwürfe gar nicht trösten konnte, schickte den Courier mit dem traurigen Bericht erst nach fünf Tagen ab. „Mein Herr Marschall,“ sagte Ludwig, als er vor ihm erschien: „man hat in unserm Alter kein Glück mehr!“,

Nun mußte Vendome, mit einem Theile der am Rheine stehenden Armee herbeikommen. Hier waren die Vorfälle bisher ganz unbedeutend gewesen. Die Kriegsanstalten des deutschen Reiches blieben, wie gewöhnlich, so kraftlos und unvollständig, daß keine von

den Unternehmungen, die man (1705) gegen die Franzosen ausführen wollte, gelingen konnte. Der Befehlshaber eines jeden Reichs; contingents wollte bloß nach der Instruction seines Hofes handeln; die Contingente kamen gewöhnlich erst im Julius herbey, und nach drey Monathen sehnten sie sich schon wieder nach den Winterquartieren. Die Batallione waren selten vollzählig. Man hatte ihnen oft ihren Sold noch nicht ausgezahlt. Es fehlte ihnen an den Lebensbedürfnissen. Eben deswegen mußte man auch eine der guten Kriegszucht gar nicht angemessene Nachsicht beweisen, und man durfte diejenigen, die das Lager, oder wohl gar ihren Posten, verließen, nicht mit aller Strenge bestrafen. Dadurch wurde aber der Reichs; Obergeneral, der Markgraf Ludwig von Baden, von der Ausführung einer planmäßigen Unternehmung abgehalten. Da aber die Franzosen ihre Truppen in den Niederlanden nöthig hatten, so konnten am Rheine keine Ereignisse von großer Wichtigkeit vorkommen. Indessen waren die Deutschen im folgenden Feldzuge (1706) in so schlechter Verfassung, daß sie die Franzosen von den innern Ländern nicht mehr zurück;

rückhalten konnten. Die ganze Reichsarmee unter dem Markgrafen von Baden bestand aber auch nur aus 16,000 Mann, die mit Geschütz und Munition sehr dürftig versehen waren. Villars und Marsin trieben sie daher mit 50,000 Mann nicht allein über den Rhein zurück, sondern sie drangen bis in Schwaben und Franken vor. Der Oberbefehlshaber der Reichsarmee, der Markgraf von Baden, starb zu Anfang des folgenden Jahres (1707 Jan.) Als General sehr erfahren, und mit großen Einsichten in der Belagerungskunst, war er in der Ausführung wichtiger Unternehmungen nur zu bedenklich. Sein Nachfolger, der Markgraf Georg Wilhelm von Bayreuth, der sich, als ältester Reichsfeldmarschall, wegen des Oberbefehls, schon mit dem Markgrafen Ludwig gestritten hatte, stand demselben an Erfahrung und Kriegstalenten weit nach; auch drückte ihn schon die Schwächlichkeit des Alters. Um so weniger paßte er sich also zum Gegner des Marschalls Villars. Die katholischen Reichsstände thaten zwar den Vorschlag, den Prinzen Eugen zum Oberfeldherrn des Reichsheeres zu ernennen; aber die protestantischen Fürsten waren, wegen der

Kränkung ihrer Religionsrechte so besorgt, daß sie dem Prinzen Eugen nur die Stelle des zweyten Reichsfeldmarschalls gönnten. Man machte auch übrigens wieder so schlechte Anstalten, daß die Franzosen (im May) die deutschen Verschanzungen bey Stollhofen überwältigen konnten. Was hätte Villars unter diesen Umständen nicht ausführen können, wenn ihn der Befehl seines Monarchen nicht genöthigt hätte, einen Theil seiner Armee nach Frankreich zu schicken?

In einer gefährlichern und nachtheiligeren Lage hatte sich Ludwig XIV aber auch lange nicht befunden. Italien war verloren, aus den Niederlanden waren die Franzosen gleichfalls herausgedrängt, und die Allirten hatten sogar einen Einfall in Frankreich gewagt. Aber gegen die Erwartung von ganz Europa both Ludwig XIV für den neuen Feldzug (1708) alle seine Kräfte so sehr auf, daß er ganz unvorhergesehene Unternehmungen wagen durfte. Des ohnmächtigen Zustandes seiner Flotte ungeachtet, entwarf er, während daß Großbritannien's Kriegsschiffe das Meer bedekten, von schottischen Anhängern des Prä-

ten;

tendenten verleitet, den Plan zu einem Angriff auf Schottland. Alle schottischen Großen, die sich der Königin Anna nicht verkauft hatten, befanden sich unter dem empfindlichsten Druck, und sie wünschten daher die Wiederherstellung der Stuartischen Familie mit großer Sehnsucht. Ludwig war stolz auf die Ehre, Schottlands Befreyer zu werden. Man verlangte von ihm nur einige Mannschafft, die bey Edinburg landen sollte. Ludwig versprach 8 Linienschiffe, und 70 Transportschiffe, mit 6000 Mann. Die mißvergnügten Schottländer wollten 30,000 Bewaffnete stellen. In Schottland waren nicht über 3000 ordentliche Soldaten, und England selbst befand sich von Militär entblößt. Aber auf dem Meere schwammen fünfzig englische Kriegsschiffe umher. Man ließ dem englischen Ministerium Zeit, 12 Bataillone aus den Niederlanden kommen zu lassen. Die Verdächtigen wurden zu Edinburg verhaftet. Der Prätendent wartete, als er sich (1708 May) der Küste näherte, vergeblich auf die abgeredten Zeichen, und kehrte daher wieder nach Frankreich zurück.

Ludwig

Ludwig XIV und die Maintenon bildeten sich ein, die Gegenwart des Herzogs von Bourgogne, des wahrscheinlichen Erben der französischen Krone, würde den erloschnen Wettteiser der französischen Officiere und Soldaten wieder anfeuern. Standhaft, unerschrocken, die Gerechtigkeit, die Religion und die Philosophie verehrend, ein Zögling des berühmten Fenelon, aber mit Erfahrungen und Kenntnissen zu wenig ausgerüstet, stimmte er mit dem Marschall Vendome, den man ihm zur Seite stellte, so wenig überein, daß die Generale der untergeordneten Armee bald zwey Partheyen bildeten, daß die Unternehmungen gegen zwey Feldherren, die, wie Eugen und Marlborough, so planmäßig handelten, unmöglich gelingen konnten.

Der Anfang des Feldzuges schien jedoch den Franzosen günstig. Sie hatten eine Armee von mehr als 80,000 Mann. Die niederländischen Provinzen waren der holländischen Besatzungen überdrüssig; sie zogen größtentheils Philipps V Herrschaft der östreichischen vor. Durch ein wohlunterhaltenes Einverständnis bemächtigten sich die Franzosen

der

der Städte Gent, Brügge u. a. m. Um die Allirten von der Schelde zu entfernen, suchten sie auch Oudenaarde in ihre Gewalt zu bringen. Nun eilte Eugen, mit Marlborough sich zu verbinden. Ueber das Zurückbleiben einiger deutschen Truppen verdrüsslich, trennte er sich erst von seiner Infanterie, und hernach auch von der Cavallerie, um mit Extrapost in das Lager der Allirten zu eilen. Man setzte über die Schelde. Selbst die kranken Soldaten stellten sich mit in Reihe und Glied. Vendome erfüllte, die Uneinigkeit vergessend, alle Pflichten eines braven Generals. Bourgogne that desto weniger. Die französische Armee wurde (17ten Jul.) von dem ungleich schwächern Heere der Allirten völlig zerstreut. Sie häufte in und nach der Schlacht auf 20,000 Mann ein. Der Ueberrest zog sich nach Gent zurück, und Vendome erwarb sich das Verdienst, den Rückzug der geschlagenen Franzosen zu decken.

Die Kaufleute der Stadt Nyssel, einer der reichsten in den Niederlanden, waren diejenigen, die dem Hofe zu Versailles das zum Feldzuge gegen die Allirten nöthige Geld haupt-

hauptsächlich hergeschossen. Die holländischen Deputirten, die sich bey der Armee der Allirten befanden, drangen daher auf die Belagerung dieser Stadt. Die Unternehmung war jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die große Stadt hatte vortrefliche Festungswerke. Die französische Armee stand bey Gent. Dadurch war die Zufuhre von Ostende gehemmt. Man konnte sich der Stadt nur auf einem schmalen Damme nähern. Aber die französische Armee befand sich im Zustande der Ohnmacht, in welchem sie zur Rettung der bedrängten Festung nur wenig beytragen konnte. Das zur Belagerung derselben nöthige schwere Geschütz mußte von Antwerpen und Sas van Gent herbeygeholt werden. Eugen übernahm dieses Geschäfte selbst. Er machte einen Umweg von 23 Stunden. Die Bedeckung des Artillerieszuges bestand aus einem Heere von 42,000 Mann. Aber der Zug von 94 Kanonen, 62 Mörsern, und mehr als 3000 Wagen mit Bomben, Kugeln und Munition, machte eine Länge von fünf Stunden aus. Die Truppen marschirten auf beyden Seiten. Vendome gab auf der einen, und Berwick auf der andern, einen

einen Zeugen dieses Marsches ab. Marlborough, der die französische Armee immer im Auge behielt, war nahe genug, um, wenn es die Umstände erforderten, an Eugen sich anzuschließen. Beyde waren alsdenn 93,000 Mann stark. Doch die Heere des Herzogs von Bourgogne und des Marschalls Verivik bestanden wieder aus 120,000 Streichern. Sie machten auch einen Plan, Ryssel von der Belagerung zu befreyen; aber Uneinigkeit und Unentschlossenheit vereitelten denselben. Man ließ erst durch einen Courier zu Versailles anfragen. Indessen hatten sich die Allirten so gut verschanzt, daß ein Angriff derselben sehr gefährlich war. Eugen wurde bey einem Sturme am linken Auge von einer Kugel gestreift. Der Oberbefehlshaber der Festung, der brave Voufflers, wußte vier Monathe hindurch alle Angriffe zu vereiteln. Die Kanonen donnerten aber auch so unaufhörlich fort, und die Einwohner der Stadt gewöhnten sich an den Lärm, und an die schrecklichen Auftritte des Krieges, so sehr, daß die gesellschaftlichen Vergnügungen immer fort dauerten, daß von einer in das Komödienthaus fallenden Bombe das Schauspiel nicht

nicht unterbrochen wurde. Endlich fühlten sie die Noth der langen Einschließung aber doch so drückend, daß sie den Voufflers, der von seinen 15,000 Mann nur noch 6000 übrig hatte, zur Unterzeichnung der Capitulation (22sten Oct.) bewogen. Die Cittadelle hielt sich noch sechs Wochen (bis zum 8ten Dec.) Der Kurfürst von Bayern bediente sich in dessen (28sten Nov.) eines Theiles der Truppen, die man gegen die Allirten brauchen konnte, auf die Hauptstadt Brüssel einen vergeblichen Angriff zu thun. Vendome kehrte nach Frankreich zurück. Gent und Brügge kamen nun in den Besitz der Allirten. Eine holländische Streifparthey wagte sich von Courtray bis nach Versailles, und erwischte auf der Brücke von Seves den ersten königlichen Stallmeister, den man für den Dauphin, den Vater des Herzogs von Bourgogne, hielt.

Ludwig XIV, dessen Waffen in den Niederlanden so unglücklich waren, mußte nun sehen, wie eine englische Flotte die Insel Sardinien (1708 im August) für den Kaiser Joseph eroberte, weil sein Bruder Karl nur Spanien bekommen sollte, wie die Engländer
(im

(im Sept.) der Festung Portmahon auf der Insel Minorca, die sie für sich behalten wollten, sich bemächtigten; wie der Pabst Clemenz XI, Ludwigs und Philipps Bundesgenosse, von dem Kaiser gedemüthigt wurde. Der Pabst fand sich beleidigt, daß Joseph die beyden Herzogthümer Parma und Piacenza für Reichslehne erklärte. Als nun Philipp V die Schlacht bey Almanza gewonnen hatte, als die Allirten den vergeblichen Zug vor Toulon gethan hatten, da wagte es Clemenz, den Kaiser seine Empfindlichkeit fühlen zu lassen, da weigerte er sich, den Erzherzog Karl als König von Spanien anzuerkennen. Joseph ließ hierauf (1708 May) die Stadt Comacchio besetzen. Nun drohete das Oberhaupt der Kirche, im Tone Gregors VII, die väterliche Gnade, die er bisher für den Kaiser bewiesen hätte, ihm zu entziehen; ihn, als einen aufrührerischen Sohn mit dem Bann zu belegen, und allenfalls auch mit den Waffen zu züchtigen. In der Folge schämte er sich aber des Breve, in welchem er sich diese unbehutsame Erklärung erlaubt hatte, so sehr, daß er sie für falsch und untergeschoben ausgab. Aber damahls ließ er sich

sich noch zu einem sehr unbesonnenen Benehmen verleiten. Der König Karl entzog den Prälaten, die keine geböhrnen Neapolitaner oder Mayländer waren, ihre Pfründen. Dieß ärgerte die Cardinäle, die sie bisher besessen hatten, so gewaltig, daß sie dem Pabst die Ergreifung der Waffen riethen, und dieser beschloß nun die Anwerbung einer neuen Armee von 25,000 Mann. Um diese in der Geschwindigkeit aufzustellen, nahm man nicht nur ungeübte Leute, sondern auch Ausreißer von andern Armeen, ja sogar Missethäter, die auf ihre Lebenszeit aus dem Kirchenstaate verbannt waren, als Recruten an. Dennoch stand manche Compagnie blos auf dem Papiere. Der so schnell angeworbenen Armee fehlte es nun an Gewehren, und die übereilte Anschaffung ihrer Bedürfnisse verursachte der päpstlichen Kammer einen übermäßigen Aufwand. Die Regimenter bekamen die Mahnen des A, B, C. Obergeneral derselben wurde der von dem Kaiser verabschiedete Graf Marsigli. Der Pabst bewarb sich auch um Bundesgenossen; aber niemand wollte an seinen schwachen Kriegsunternehmungen gegen den Kaiser Theil nehmen.

men. Joseph, der diesen Zurüstungen des Papstes ganz ruhig zusah, wollte keinen Krieg mit dem h. Stuhle; er trug nur auf billigere Gefinnungen an. Die Generalstaaten bathen ihn um Nachgiebigkeit; der König von Preussien und der Herzog von Gotha verbot ihren Kriegsvölke, gegen den Papst zu fechten. Joseph selbst untersagte seinen Truppen alle Feindseligkeiten gegen das päpstliche Gebiet. Allein der Papst bewies sich, durch Ludwigs XIV Gesandten, den Marschall von Tessé aufgemuntert, so hartnäckig, daß der Ausbruch des Krieges nicht verhindert werden konnte. Der Kaiser ließ nun zehn Regimenter in die päpstlichen Provinzen Ferrara und Bologna einrücken. Diesen that die Armee des Papstes einen sehr schwachen Widerstand. Die furchtsamen Leute, aus welcher sie bestand, verstanden sich eben so wenig auf Handgriffe, als auf Evolutionen. Ihr Obergeneral Marsigli, der, wenn er in die Gefangenschaft der Kaiserlichen gerieth, ein schlimmes Schicksal befürchten mußte, hatte so wenig Muth, daß er sich immer, daß er sich endlich (im Nov.) bis nach Rom, zurückzog. Die deutschen Truppen des Kaisers rückten

der

der päpstlichen Hauptstadt immer näher. Auf die Vorstellungen der Generalstaaten wurden neue Unterhandlungen gepflogen. Joseph schickte den Marquis von Prié nach Rom. Clemenz XI war froh, sich vergleichen zu können. Er versprach (1709 Jan.) alle seine Soldaten, bis auf 5000, abzukindern, und Karl als König von Spanien anzuerkennen.

Ein anderer italienischer Fürst, der Herzog von Mantua, zog sich aus seinen Händeln mit dem Kaiser nicht so glücklich heraus. Schon Leopold I hatte ihn, wegen seiner Verbindung mit Frankreich, für einen untreuen Lehnsmann erklärt; Joseph I sprach aber (1708 Jun.) gar die Reichsacht über ihn aus. Der unglückliche Herzog lebte zu Venedig von einem Jahrgehalte, den ihm Ludwig der XIV anwies, der ihm aber nicht ordentlich ausbezahlt wurde. Er starb jedoch bald hernach (im Jul.) ohne Kinder. Eben dieses Schicksal hatte, aus eben dieser Ursache, der Herzog Franz Maria von Mirandola, welches Joseph, für eine Geldsumme, dem Herzog von Modena, seinem treuen Bundesgenossen, überließ.

Ludwig

Ludwig XIV, dessen italienische Bundesgenossen die Ueberlegenheit des Kaisers so lebhaft fühlten, befand sich damahls selbst in der bedrängtesten Lage. Die Kräfte seines Staates waren ganz erschöpft, und dessen Credit vernichtet. Das Volk, das den unglücklichen Ludwig angebetet hatte, murrte über den unglücklichen. Leute, denen die eigennützigen Minister das Wohl der Unterthanen verkauft hatten, bereicherten sich auf Kosten ihres Unglücks, und spotteten desselben durch ihren Luxus. Die von ihnen vorgeschossenen Geldsummen waren verschleudert, und wenn Kaufleute von St. Malo, die von Peru 30 Millionen Livres zurückbrachten, die Hälfte derselben nicht dem Staate geborgt hätten, so würde die Armee unbezahlt geblieben seyn. Dieß half jedoch nur auf einige Monathe. Die Verbungen, welche zur Ergänzung der Armee nöthig waren, hatten einen schlechten Fortgang. Mehrere Provinzen waren so entvölkert, daß sie Wüsteneyen gleichen. Chamillart, der an dieser unglücklichen Lage Frankreichs am meisten Schuld war, legte zwar (1708) die Aufsicht über die Finanzen, und (1709) auch die Leitung des Kriegs:

Kriegswesen nieder; aber die Verwüsterung und Ohnmacht dauerte auch unter seinem Nachfolger fort. Während daß bey den Allirten, vornehmlich bey den Holländern, die Magazine wohl versehen, und die Regimenter vollzählig waren, blieb die französische Armee klein und muthlos, fühlte sie den Mangel an Kriegs- und Lebensbedürfnissen immer drückender. Dem Eugen und dem Marlborough, diesen großen Feldherren der Allirten, standen französische Generale, deren größtes Verdienst auf der Gunst der Maintenon beruhete, gegen über.

Doch der Muth der Franzosen, so wie der übrigen Europäer, wurde noch durch die schreckliche Kälte dieses Jahres (1709) niedergedrückt, die vom 6ten bis 25ten Januar ununterbrochen fortbauerte. Hierauf fiel, vornehmlich am 6ten Februar, wieder ein sehr tiefer Schnee. Dieser schmolz zwar nach einigen Tagen wieder weg, aber nun folgte wieder eine strenge Kälte, welche bis zum 4ten März anhielt. Der Winter dauerte 4 Monate hindurch, und der Frost richtete in den wärmsten und mildesten Ländern von Europa

Europa großen Schaden an. Fast alle Obstbäume und Weinstöcke erfroren. In Frankreich erfroren die Olivenbäume. Das Wild erstarrte vor Kälte; die Vögel fielen todt aus der Luft. Alte und Kinder starben häufig. Zu Paris, und in andern Städten Frankreichs, wurden einige Zeit hindurch die Gerichte, und andre Versammlungen, eingestellt. Auf den Gassen ließen sich nur sehr wenige Menschen sehen. Der schreckliche Winter hatte aber auf die Feldfrüchte einen so nachtheiligen Einfluß, daß er Mißwachs und großen Mangel nach sich zog. Frankreich litt besonders sehr viel, weil seine Zufuhr durch die Engländer gehemmt war. Ludwig XIV verkaufte für 400,000 Livres goldne Geräthe, um Getreide dafür anzuschaffen. Die Großen schickten ihr Silbergeschire in die Münze. Man hatte, einige Monate lang, zu Paris kein andres, als schwarzes Brod. Selbst die Maintenon mußte sich mit Haferbrod begnügen.

Ludwig XIV, der alte unglückliche König, fühlte jetzt eine sehr ernstliche Neigung, Frieden zu schließen. Schon seit einigen Jahren

Gallesi Weltg. 141 Bb.

2

hatte

hatte er der Absicht, sich Ruhe zu verschaffen, durch die Vermittlung der Generalsstaaten, denen er mit Handelsvortheilen schmeichelte, näher zu kommen gesucht. Jetzt (1709 März) war seine Sehnsucht nach Frieden aber so dringend, daß er deswegen einen besondern Gesandten nach Holland schickte. Ludwig verlangte jetzt für seinen Enkel Philipp weiter nichts, als die Reiche Neapel und Sicilien. Er bewilligte fast alles, was man von ihm verlangte. Aber die Generalsstaaten verlangten immer mehr. Eugen und Marlborough, die sie leiteten, bestanden darauf, daß der König Karl die ganze spanische Monarchie bekommen, daß der münstersche Friede genau befolgt werden sollte. Ludwig gerieth darüber in die äußerste Verlegenheit. Kaum konnte er den Ausbruch seines Kammers und Verdrußes zurückhalten. Vor zwey Jahren gehob er vom Tajo bis zur Donau, und jetzt war er in seiner Residenz nicht mehr recht sicher. Nun mußte er den Frieden von eben der Republik erbetteln, die er einst (1672) fast ganz vernichtet hatte. Aber in dem Conseil, welches in dieser Staatsnoth gehalten wurde, schilderte der damalige Chef der Finanzen,

nanzten, der Duc von Beauvilliers, den traurigen Zustand Frankreichs so rührend, daß Bourgogne und andre weinten, daß Ludwig selbst der Thränen sich nicht enthalten konnte. Genug, Beauvilliers zeigte die Unmöglichkeit, den Krieg länger fortzusetzen. Der Generals Controleur Desmaretz, und Chamillart, damals noch Kriegsminister, konnten gleichfalls weiter nichts thun, als zum Frieden rathen. Ludwig wollte nun sogar Nyssel und Straßburg aufopfern; er wollte den Prätendenten fortschaffen; er verlangte für den Philipplos Neapel. Sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Marquis von Torcy, kam nun (1709 May) selbst nach dem Haag.

Die Holländer hatten seit Wilhelm III. keinen Erbstatthalter. Sein nächster Vetter, der Fürst Johann Wilhelm Friso von Nassau-Diez, der bisher Erbstatthalter in Friesland, und Statthalter in Geldern, gewesen war, hatte unter den Generalstaaten nicht Freunde genug, um die Erbstatthalterschaft über fünf Provinzen, und die Generalcapitains; Stelle der Union, in seiner Person vereinigt zu sehen. Der Provinz Holland, die den Ton

K 2

angab,

angab, war es schmeichelhaft, wenn ihr Landsyndicus Heinsius an der Spitze der niederländischen Regierung stand. Dieser Heinsius war aber fast noch leidenschaftlicher, als Eugen und Marlborough, für den Krieg gegen Frankreich gestimmt. Die Familien der Generalstaaten, die durch ihn regierten, dünkten sich den patricischen des alten Roms gleich, und fühlten sich von königlichen Stolz besetzt. Ihre vier Abgeordneten, die sich bey der Armee befanden, behandelten die unter derselben dienenden dreyßig deutschen Fürsten und Prinzen mit kränkendem Uebermuth. „Holstein (dieß war ihre Sprache) soll herkommen; man sage zu Hessen, daß wir ihn sprechen wollen.“ — Und diese Leute, die sich ein Vergnügen daraus machten, den Stolz der Fürsten zu demüthigen, diese kleideten sich ganz einfach, diese führten einen sehr mäßigen Tisch.

Heinsius wunderte sich nicht wenig, als er die Ankunft des ersten französischen Ministers erfuhr. Aber er hatte es eben so wenig vergessen, daß ihn Louvois, als er für die Rechte seiner Republik mit Wärme sprach, mit

mit der Bastille drohete. Er empfing daher den Marquis von Torcy mit kalter Höflichkeit, er wollte sich, ehe Marlborough angelangt wäre, auf nichts einlassen. Eben so wollte Marlborough erst die Ankunft von Eugen erwarten. Marlborough machte (1709 May) gewaltige Forderungen. Torcy, der die Eröffnung des Feldzuges zu verhindern wünschte, leistete, in Ludwigs und Philipps Namen, auf die ganze spanische Monarchie Verzicht. Marlborough war damit noch nicht zufrieden. Ludwig XIV sollte sich auch verbindlich machen, den Philipp, in Zeit von zwey Monathen, aus allen Ländern der spanischen Monarchie vertreiben zu helfen. Torcy versuchte es, den Marlborough durch ein Geschenk von vier Millionen Livres zu billigen Forderungen zu stimmen; der englische Obergeneral war jedoch zu reich und zu rechtschaffen, um sich durch dieses Anerbieten gewinnen zu lassen. Eugen verlangte aber für seinen Kaiser noch Straßburg und ganz Elsaß. Dieses zu bewilligen, hatte Torcy keine Vollmacht. Die Allirten machten überhaupt immer größere Forderungen. Torcy gab daher seinem Monarchen selbst den Rath, einem
so

so schimpflichen Frieden lieber das äusserste Schicksal des Krieges vorzuziehen. Ludwig XIV hatte diese Demüthigung freylich versüßet; aber man versäumte doch damahls den günstigen Zeitpunkt, die spanische Monarchie dem österreichischen Hause zu verschaffen. Sollten aber Marlborough und Heinsius wirklich die ernstliche Absicht gehabt haben, Oestreichs Macht auf einen noch höhern Gipfel zu erheben? Rouillé, der, nach Torcy's Entfernung, noch einige Tage im Haag blieb, mußte, auf Befehl der Generalstaaten, in 24 Stunden abreisen.

Ludwig XIV sagte, als man ihn von den harten Friedensbedingungen der Allirten Bericht abstattete: „da der Krieg doch einmal unvermeidlich ist, so will ich lieber mit meinen Feinden, als mit meinen Kindern, Krieg führen!“ Er wußte sich der unnachgiebigen Gesinnungen der Allirten auch sehr gut zu bedienen, um seine Unterthanen von der Nothwendigkeit, den traurigen Krieg fortzusetzen, zu überzeugen. Mancher, der kein Brod hatte, wurde jetzt Soldat. So war Ludwig im Stande, doch wieder mehrere Armeen

meen aufzustellen. Villars marschirte den Allierten mit 70,000 Mann entgegen. Marlborough und Eugen, denen wenigstens 80,000 zu Gebote standen, setzten ihre Eroberungen in den Niederlanden weiter fort. Sie bemächtigten sich, nach einer langen Belagerung (vom Jul. bis Sept.) der Festung Dornik. Nun schlossen sie auch die Stadt Mons ein. Villars, der ihnen diesen wichtigen Ort nicht auch überlassen wollte, nahm bey dem Dorfe Maesplaquet eine vortheilhafte Stellung ein. Hier wurde er von den Allierten (11. Sept.) angegriffen, und von Eugen, der ausserordentlich viel that, endlich besiegt. Villars, der sehr brav focht, wurde am Knie so stark verwundet, daß er sich mußte wegschaffen lassen. Das Gefecht war äusserst blutig. Die Allierten hatten 18,000 Todte und Verwundete, die Franzosen nur 12 bis 15,000; aber die Zahl ihrer Streiter war auch geringer. Die Hälfte derselben bestand aus Recruten. Diese Leute, die einen ganzen Tag hindurch kein Brod gehabt hatten, warfen doch einen Theil desselben weg, um geschwinder marschieren zu können. Boufflers ordnete ihren Rückzug, in die Gegend zwischen

schen

schen Quenoy und Valenciennes, mit vieler Klugheit an. Mons mußte sich aber (am 20sten Oct.) ergeben.

Durch den unglücklichen Ausgang des Feldzuges, dem man gleichsam die letzten Kräfte Frankreichs aufgeopfert hatte, wurde die Muthlosigkeit der französischen Nation noch vermehrt, wurde ihre Sehnsucht nach dem Frieden noch dringender. Ludwig machte daher neue Friedensanträge; auch brachte er es dahin, daß (1710 Jun.) zu Gertruidenberg eine Zusammenkunft von französischen und holländischen Bevollmächtigten gehalten wurde. Ludwig wollte sich sogar verbindlich machen, seinem Enkel Philipp, wenn er eine kleine Entschädigung in einer gewissen Zeit nicht annehmen würde, auf keine Weise Beystand zu leisten, und es vielmehr als einen Friedensbruch anzusehen, wenn er einen einzigen Franzosen in Dienst nehmen würde. Aber die Holländer, die durch Marlboroughs und Heinsius Einfluß regiert wurden, machten Bedingungen, die den Abschluß des Friedens gleichsam unmöglich machten. Sie verlangten nichts weniger, als die Zusammenberufung der

der französischen Reichsstände, die mit Ludwigs despotischem Regierungssysteme im höchsten Widerspruche stand. Sie erbitterten den durch einen solchen Antrag schon genug gekränkten Ludwig aber noch stärker, durch Schriften, die, durch die holländischen Gesandten verbreitet, den Wunsch der Nation nach einer Reichsversammlung, die der willkürlichen Gewalt des Königs Gränzen setzen, und seine Einwilligung zum Frieden erzwingen könnte, noch erhöhen sollten. Ludwig, von der unumgänglichen Nothwendigkeit des Friedens überzeugt, wollte nicht nur, ausser Elsaß, noch Valenciennes aufopfern, sondern auch alle Monathe eine Million Subsidien zahlen. Dieses letzte Versprechen war um so nöthiger, je weniger Philipp zur Abtretung der spanischen Monarchie sich entschließen wollte. Da nun auch die holländischen Bevollmächtigten von ihren harten Bedingungen nicht abgehen wollten, so wurde auch dieser Friedenscongreß (im Jul.) wieder abgebrochen, und der Krieg gieng so lange fort, bis ihm die Politik unvermuthet eine andre Wendung gab.

Philipp,

Philipp, welcher der spanischen Monarchie durchaus nicht entsagen wollte, hatte gar nicht unrecht, auf den Besitz derselben zu trogen. Der Herzog von Orleans, der Obergeneral der Hülfsstruppen seines Großvaters, eroberte für ihn eine Stadt nach der andern. Karl, der zwar, eben so wie Philipp, sich selbst bey der Armee befand, bewies mehr Standhaftigkeit, als Thätigkeit, und seine Minister und Generale machten ihm die Nation durch ihre Habsucht ungeneigt. Dagegen hatte dem Philipp die Geburth des Prinzen von Asturien viele Große gewonnen. Sie hatten ihn mit großen Summen beschenkt; sie hatten sogar ihr Silbergeschir für ihn einschmelzen lassen. Philipp machte, auf Portocarrero's Rath bekannt, daß er in Zukunft nur Diener von echt spanischer Abkunft um sich haben wollte. Er wählte sich auch spanische Minister. Die Franzosen wurden dagegen an Philipps Hofe mit Kaltsinn behandelt. Die spanischen Großen fühlten sich zu einem Monarchen, der ihrem Nationalstolze so glücklich schmeichelte, immer stärker hingezogen. Als er daher das Verlangen der Allirten, die spanische Monarchie dem Erzhertzog

herzog Karl abzutreten, durch ein Manifest bekannt machte, wurde die Anhänglichkeit an ihm noch sehr erhöht. Ihren und Philipps Muth feuerten die großen Schätze, welche um diese Zeit (1710) aus Amerika kamen, noch mehr an. Philipp stellte sich selbst an die Spitze seiner Armee, welche Karls Truppen in Catalonien bekämpfte.

Doch Philipps erster Minister, der Herzog von Medina Sidonia, wurde eines geheimen Einverständnisses mit Oestreich überführt, und zum ewigen Verhafte verurtheilt. Philipp mußte sich, des drückenden Mangels der Lebensbedürfnisse wegen, nach Saragossa zurückziehen. Ein Fieber nöthigte ihn, das Zelt gegen das Bett zu vertauschen. Seine Generale verschanzten sich indessen bey Saragossa. Sie bildeten sich ein, der Obergeneral der deutschen Truppen, der Graf Guido von Stahremberg, würde sie hier nicht angreifen. Aber dieser General, derjenige der deutschen Feldherren, dem Eugen das größte Vertrauen widmete, tauschte ihre Anwartsung (1710 am 20. Aug.) durch einen glücklichen Angriff. Der Marquis von Bay, Philipps
Oberz

Obergeneral, war eben so wenig, als Philipp selbst gegenwärtig; doch zog dieser noch an dem Abende eben dieses Tages in Saragossa ein. Seine Gesundheit war wieder so weit hergestellt, daß er, fast ohne Begleitung, nach Madrid eilen konnte. Aber auch hier war er nicht mehr sicher. Karl näherte sich (28sten Sept.) mit der siegreichen Armee der Allirten. Philipp mußte sich, nebst seiner Gemahlin, und seinem kleinen Sohne, abemahls entfernen. Die spanischen Großen ersuchten hierauf Philipps Großvater Ludwig, ihnen den Marschall von Vendome zu schicken, der in der Einsamkeit lebte, der, durch den unglücklichen Feldzug in den Niederlanden, seinen großen Ruf aber nicht vermindert sah. Schon die bloße Ankunft des populären, freigebigen, den Soldaten sehr gewogenen Generals feuerte den Muth derer, die für den König Philipp fochten, von neuem an, und ihre Zahl wurde bald durch viele Freywillige vermehrt. Städte, Dörfer, Klöster, gaben Geld her.

Während daß Philipps Macht sich wieder hob, machte sein Gegner Karl nur langsame
Fortz

Fortschritte. Die Oestreicher waren bey den Spaniern so verhaßt, daß diese, um den Allirten den Unterhalt zu entziehen, ihr Getreide verbrennten, und ihr Land zwischen Saragossa und Madrid in eine Wüste verwandelten. Die Armee von Philipp und Vendome war hingegen reichlich versorgt. Als sie sich (im Nov.) näherte, mußte sich Karl, schon des Mangels wegen, von Madrid wegziehen, und Philipp hatte zum zweyten Mahle die Freude, sich wieder im Besitze der Hauptstadt zu sehen. Karl gieng wieder nach Catalonien. Der englische General Stanhope wurde (am 5ten Dec.) mit 5000 Mann in Brihuega, am Tago, vom Vendome, der über den Fluß schwamm, unvermuthet eingeschlossen. Stahremberg wollte ihm zu Hülfe kommen. Dieß veranlaßte (9ten Dec.) das Treffen bey Villa viciosa. Philipp und Vendome hatten 12,000 Mann zu Fuß, und 5000 zu Pferde, fast lauter neue, ungeübte Leute; Stahremberg zählte 10,000 zu Fuß, und 2500 zu Pferde. Aber er brachte kaum die Hälfte von denselben nach Catalonien zurück, und die Engländer unter Stanhope waren

waren gleichfalls verlohren. Vendome theilte 50,000 spanische Thaler, die ihm Philipp schenkte, unter seine braven Soldaten aus. So glücklich hatte Vendome die Kränkung, die sein Ruhm in den Niederlanden erlitt, in Vergessenheit gebracht!

Hier waren Ludwigs Generale noch immer nicht glücklicher. Villars, der keine Schlacht wagen durfte, mußte es geschehen lassen, daß die Allirten, (1710 Jun. bis Nov.) Douay, Bethune, St. Venant, und Aire, lauter Festungen in den französischen Niederlanden, eroberten. Sie kosteten ihnen zwar viele Leute, und vieles Geld; zum Theil aus dem Grunde, weil ihre Ingenieurgenerale keine tiefen Einsichten hatten. Aber die Franzosen kamen doch immer mehr ins Gedränge, und Joseph I. sah sich dagegen in einer glänzenden Lage. In den Niederlanden drangen seine und seiner Bundesgenossen Waffen immer weiter vorwärts; in Deutschland waren seine Feinde, vornehmlich Bayern, völlig unterdrückt; in Italien hatte er schon seit einigen Jahren keinen Feind mehr zu bekämpfen.

pfen, sah er sich im Besitze der Lombarden und des Königreichs Neapel. Ludwig XIV durfte seinen Enkel Philipp in Spanien nicht mehr unterstützen; er mußte sogar einen Theil seines Kriegsvolkes aus Spanien herausziehen. Ganz Catalonien, und halb Aragonien, waren dem Philipp abgeneigt, und der Herzog von Orleans, Ludwigs Obergeneral in Spanien, hoffte, nach dessen Verdrängung selbst König dieses Reichs zu werden. In dieser Hoffnung bestärkte ihn das Einverständniß mit einigen Großen. Die Ausführung dieses Planes würde für die Absichten der Seemächte vielleicht nicht unwillkommen gewesen seyn. Aber er wurde, während daß Orleans (1709 Jan.) sich zu Versailles befand, verrathen. Seine Bevollmächtigten in Madrid kamen in Verhaft, und sowohl der Vater, als der Großvater von Philipp, nahmen die Sache sehr hoch auf. Eben diese Uneinigkeit zwischen den Franzosen selbst schien zur Befestigung des österreichischen Karls auf dem spanischen Throne beförderlich zu seyn, und fast zweifelte kein Hof in Europa mehr daran, daß Karl sich bey dem Besitze der spani-

spanischen Monarchie behaupten würde, als der unvermuthete Tod seines Bruders, des Kaisers Joseph I, sich ereignete.

Einige Tage vor Joseph (1711 am 14ten April) starb der Dauphin, an den Blattern, und der Herzog von Bourgogne wurde sein Nachfolger. Joseph (starb am 17ten April) war noch nicht volle drey und dreyßig Jahre alt. Seine nicht gewöhnlichen Gesesgaben waren mit ziemlich vieler Sorgfalt ausgebildet worden. Der Vater, Leopold, befahl demjenigen, der ihn in der Geschichte und Politik unterrichtete, ihn auf alle Fehler seiner Regierung aufmerksam zu machen. Joseph erwarb sich auch in der Baukunst, in der Musik, und in manchen Sprachen, Kenntnisse. In seinem Charakter waren Abneigung gegen Schmeicheleyen, aber auch allzugroße Hitze, und leidenschaftliche Liebe für die Jagd, und den Luxus, die hervorstechendsten Züge. Da er keinen Sohn hinterließ, so wurde sein Bruder Karl der Erbe der österreichischen Monarchie. Dieser reisete einige Monathe hernach (im Sept.) von
Paris

Barcelona ab, um, über Italien, nach Deutschland zurückzukehren. Ludwig XIV drohete, seine Kaiserwahl zu verhindern. Eugen rückte aber mit seiner Armee in die Gegend von Frankfurth, und Karl VI wurde daher nicht nur ruhig gewählt, sondern auch gekrönt (am 12ten October und 22sten December.)

Fünfter Abschnitt.

Verändertes Staatssystem in England. Die Königin Anna trennt sich von den Allirten. Friede zu Utrecht. Karl VI setzt den Krieg gegen Frankreich allein fort. Er willigt endlich in den Frieden zu Rastadt, der, von Seiten des deutschen Reichs, zu Baden genehmigt wird.

Karl VI, der Besitzer der österreichischen Monarchie, gab, wenn er mit derselben noch die spanischen Reiche und Länder vereinigte, das Bild einer für ganz Europa furchtbaren Macht. Die Politik der übrigen Staaten, vornehmlich aber der Seemächte, mußte eine solche Vereinigung zu verhindern suchen. Hierzu

berettete nun eine in England vorgefallne Veränderung des Regierungssystems sehr kräftig vor. Die politischen Partheyen in England theilten sich in die Torie's und in die Whigs. Jene hatten unter den Königen aus dem Hause Stuart, vornehmlich unter Karl II und Jacob II, einen großen Einfluß gehabt, und, als eifrige Verfechter der königlichen Vorrechte, den lebhaften Kampf mit dem Parlamente veranlaßt. Wilhelm III und Anna, die ihre Regierungsgewalt nicht über die Schranken der Constitution ausdehnen wollten, befolgten die Grundsätze der Whigs, oder der Volksparthey. Durch deren Betrieb kam es auch dahin, daß England und Schottland sich (1707) zu einer gemeinschaftlichen National-Repräsentation vereinigten, daß sie künftig nur Ein Parlament haben wollten. Durch den Betrieb der Whigs wurde auch (1708) von dem vereinigten Parlamente festgesetzt, daß das kurbraunschweigische Haus, welches von Jacobs I an den unglücklichen Friedrich V von der Pfalz vermählten Tochter Elisabeth abstammte, nach dem erbenlosen Tode der Königin Anna, zum Besitze des großbritannischen Throns gelangen sollte.

Die Seele der Whigs war aber Marlborough, der, nebst seiner Gemahlin, die man im gemeinen Leben die Königin Sarah nannte, an der Stelle der schwachen Königin Anna regierte. Der Großschatzmeister Godolphin war der Schwiegervater seiner Tochter, und der Staatssecretär Sunderland war sein Schwager. Ein so mächtiger Einfluß der Familie Marlboroughs erregte natürlich den Neid und die Eifersucht der Gegenparthey, der Tories. Marlborough, der nicht allein in London regierte, sondern auch im Haag mehr als der Großpensionär galt, und in Deutschland einen nicht geringen Einfluß hatte; der, als Staatsmann und Feldherr, immer glücklich war, der, als Obergeneral, zur Erwerbung großer Reichthümer Gelegenheit gehabt hatte; der besaß eine Macht und ein Ansehn, die einem Privatmanne höchst selten zu Theil werden. Aber man machte ihm auch den nicht ungegründeten Vorwurf, daß er Großbritannien's Streitkräfte und Gelbschätze eigentlich nur für ein fremdes Reich benutze. Seine Gemahlin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, wurde von der Königin Anna bis zur gänzlichen Ergebung, bis zur Unterwerfung

figkeit

figkeit, geliebt. Wie manche andre Frau mochte darüber nicht neidisch seyn, mochte ihres Mannes Haß gegen die Marlboroughs und die Torie's noch mehr anfeuern!

Die Torie's, die, weil die Bischöfe ihre vornehmsten Häupter waren, den leidenden Gehorsam gegen den König empfahlen, und die Wiederherstellung des Hauses Stuart wünschten, weil die Regierungsgrundsätze derselben dem Interesse der Bischöfe günstig waren, diese gaben sich alle Mühe, Marlboroughs Staatsverwaltung bey der Nation verhaßt zu machen. Ein Prediger, Namens Sacheverel, mußte ihre Absicht auf der Kanzel der großen Paulskirche zu befördern suchen. Aber so sehr auch dieser Prediger die Gunst der Königin Anna besaß, so konnte sie es doch nicht verhindern, daß ihm durch das Parlament, in welchem die Whigs herrschten, das Predigten auf drey Jahre untersagt, und seine Predigt verbrennt wurde. Anna wagte es nicht, die damalige Stimmung zu benutzen, um der Nachkommenschaft ihres Bruders den Weg zum großbritannischen Thron von neuem zu öffnen. Sie wagte es nicht

nicht einmahl, dem Marlborough den Oberbefehl über die Armee zu entziehen, und doch hatte Er, und doch hatte seine Gemahlin aufgehört, ihre Gunst und ihr Vertrauen zu besitzen.

Es war der Lady Masham endlich gelungen, bey der Königin Anna sich gleichfalls beliebt zu machen. Die Herzogin von Marlborough fand es unerträglich, die Gunst der Königin mit ihr zu theilen. Ihr Aerger wurde rachsüchtig. Erst verweigerte sie der Königin, die sehr eitel war, ein Paar schöne Handschuhe, auf welche dieselbe einen großen Werth setzte; sodenn ließ sie auf das Kleid der Lady Masham einen Spülnapf fallen. Dies erregte den Unwillen der Königin so lebhaft, daß sie der Herzogin, gegen die sie schon seit einiger Zeit eine abgekühltere Zuneigung empfand, ihre Gnade entzog. Dies hatte auch bald für den Gemahl derselben wichtige Folgen. Der Bruder der Lady bath den Marlborough um ein Regiment. Dieser versagte es ihm, aber die Königin erfüllte seinen Wunsch. Dieses Mißverhältniß zwischen der Königin und der Familie Marlborough

rough

rough wurde durch die Torie's, welche die Lady Masham unterstützte, vortrefflich benutzt, um den Einfluß, den bisher die Whigs auf die Regierungsverwaltung gehabt hatten, ganz zu vernichten. Aber die Herzogin Sarah bewies sich auch zu wenig nachgebend. Sie gab sich, auf ihr ehemaliges Ansehn bey der Königin zu viel rechnend, gar keine Mühe, die für sie verlöschende Gunst derselben wieder anzufeuern. Sie vernachlässigte den vortheilhaften Gebrauch, den sie von dem Briefwechsel mit der Königin hätte machen können. So wurde der Sturz ihrer Familie und der Whigs unvermeidlich. Godolphin und Sunderland hörten auf, Minister zu seyn. Die Parthey der Torie's im Parlamente wurde die herrschende. Dieß hatte die Folge, daß die Theilnahme an dem spanischen Erbfolgekriege immer lauter gemißbilligt wurde, daß die Regierung den Friedensanträgen Ludwigs XIV bereitwillig die Hand both.

Ihre veränderten Gesinnungen benutzte Tallard, der sich damahls als Gefangner in London befand, die Königin Anna für Frankreich zu gewinnen. Ihre neuen Minister,

der

der Staatssecretär St. Jvon und der Großschatzmeister Harley, schickten sogar (1711 Jan.) einen Unterhändler nach Versailles; den Abt Gantier, der sich ehemals unter dem Gesandtschaftspersonale des Generals Tallard befand, und jetzt in der Privatkapelle des kaiserlichen Gesandten in London den Gottesdienst besorgte. Dieser Mann, der sich durch einen Zufall das Vertrauen eines Freundes des neuen Ministeriums erworben hatte, begab sich, als er nach Versailles kam, sogleich zum Minister Torcy. „Haben Sie Lust, Frieden zu schließen?“, sagte er zu demselben; „ich verschaffe Ihnen die Mittel, deswegen zu unterhandeln!“ Torcy eröffnete ohne Aufschub eine geheime Unterhandlung mit den englischen Ministern, die hauptsächlich deswegen Frieden zu machen wünschten, weil er den Herzog von Marlborough von der ihnen so unerträglichen Obergeneralsstelle entfernte. Ihren eigennützigen Plan beförderte Josephs Tod (1711 April). „Warum“, hieß es nun, „soll England Karls VI Macht, auf seine Kosten, so gewaltig vergrößern helfen?“ — Dieser Krieg kostete ihm freylich so viel, als dem deutschen Reiche, und den vereinigten
Dier-

Niederlanden zusammen. Der Aufwand, den derselbe veranlaßte, betrug allein für dieses Jahr 7 Millionen Pfund. Ein neues Parlament drückte die Sehnsucht nach Frieden, welche die Nation empfand, noch unzweudeutiger aus. Harley, jetzt Graf von Orford, und St. John, nunmehriger Graf von Bolingbroke, thaten dem Hofe zu Versailles den Antrag, einen vorläufigen Friedensplan zu entwerfen, den sie nach dem Haag schicken könnten.

Die Lage der Sache war jetzt ungleich vortheilhafter für Frankreich, als für Oestreich. Der neue Dauphin, Frankreichs künftiger König, war nur Philipps V Bruder, Karl VI aber vereinigte allein den ganzen Besitz der östreichischen Monarchie. Genug, es wurde im Cabinet zu London beschloffen, daß Philipp V die spanische Monarchie bis auf diejenigen Länder bekommen sollte, welche Oestreich in Italien besetzt hätte. Man schickte (1711 August) zwey Abgeordnete mit diesem Friedensentwurfe nach Versailles. Torcy sendete hierauf einen Bevollmächtigten nach London, und die Präliminär: Artikel wurden,

wurden, im Namen der beyden Höfe (8ten October) wirklich unterzeichnet. Der kaiserliche Hof und die Generalstaaten fanden sie zu unbestimmt und unbefriedigend. Die Erörterungen, die ihnen Ludwig XIV über dieselben mittheilen ließ, waren auch nicht sehr trostreich. Aber England ließ nicht eher nach, als bis nicht nur die Generalstaaten, sondern auch die übrigen Bundesgenossen, (1712 Jan.) in den Friedenscongreß zu Utrecht willigten.

Indessen hatten die Kriegsunternehmungen (1711) ihren ungestörten Fortgang. Marlborough, den die neuen Minister von der glänzenden Laufbahn seiner glücklichen Feldzüge nicht sobald entfernen konnten, setzte die Eroberungen in den Niederlanden ungehindert fort. Der Marschall von Villars bildete sich ein, daß seine Verschanzungen zwischen Vouzchain und Arras, in der Picardie, das größte Meisterstück der Befestigungskunst wären; Marlborough überwältigte sie aber (im Aug.) dennoch. Er rückte schon bis Quenoy vor, und zwischen dieser Festung und der Hauptstadt Paris war kaum noch ein Wall. Die

Militär

Ministern stellten für den künftigen Feldzug (1712) eine so große Macht auf, daß man zu Versailles in die lebhafteste Besorgniß gerathen konnte, wenn das heimliche Einverständniß mit den englischen Ministern eine günstigere Aussicht eröffnet hätte. Die Königin Anna hatte durch neue Pairs, die sie ernannte, ihre Parley im Parlamente so sehr verstärkt, daß sie es wagen durfte, dem Herzog von Marlborough, als er (1712 Jan.) nach London zurückkehrte, vermittelt eines eigenhändigen Schreibens, den Verlust der Oberfeldherrnstelle, und aller seiner übrigen Aemter, anzukündigen. Die Beschuldigung der Untreue widerlegte er, wie einst Scipio *). Er erhielt die Erlaubniß zu einer Reise, auf welcher er, ausser den vereinigten Niederlanden, auch einen Theil Deutschlands, besuchte. Von dieser kam er nicht eher, als am Todestage der Königin Anna (1714 am 1sten August) wieder zurück. Eugen begab sich selbst nach London, um die Königin und ihre Minister für den Herzog von Marlborough anders zu stimmen; aber seine Bemühungen waren vergeblich.

Eugen,

*) Theil III, S. 442.

Eugen, der in diesem Feldzuge auf eine Armee von 100,000 Mann rechnete, eroberte (1712 am 4ten Jul.) die Festung Quenoy. Die Königin Anna, welche die Veränderung ihrer Gesinnungen noch nicht offenbaren durfte, ließ den Herzog von Ormond, als Marlboroughs Nachfolger, mit 12,000 Mann nach den Niederlanden gehen; auch bezahlte sie noch viele deutsche Truppen. Villars schätzte die Städte Arras und Cambray gegen einen Angriff. Eugen wünschte ihn aus dieser Stellung zu entfernen; aber Ormond hatte den Befehl, sich in keine Schlacht einzulassen. Schon war (19ten Jul.) der Waffenstillstand zwischen Frankreich und England geschlossen. Frankreich räumte, zur Sicherheit, den Engländern Dünkirchen ein. Ormond zog sich mit seinen Nationaltruppen nach Gent zurück. Von den deutschen Soldtruppen folgten ihm nur vier Schwadronen Holsteiner, und ein Regiment Lütticher; die übrigen, zu welchen auch die Hannoveraner gehörten, blieben bey Eugens Armee, wo sie ihren Sold von den Generalstaaten empfingen, und Eugen war dem Villars noch immer um 20,000 Mann überlegen. Seine

Armee

Armee stand sehr vortheilhaft, und hatte reiche Vorräthe. Er unternahm die Belagerung von Landrecy, und während der Zeit wagten sich beträchtliche Streifpartheyen bis vor die Thore von Rheims. In Versailles herrschte schon die lebhafteste Unruhe. Das an Menschen und Geld erschöpfte Frankreich lag beynahe in einer politischen Ohnmacht. Die Bestärzung darüber vermehrte noch der Tod des noch einzigen Sohnes Ludwigs XIV, des Herzogs von Bourgogne (1712 Febr.). Ihm folgten, in wenig Monathen, seine Gemahlin und ihr ältester Sohn. Auch ihr letztes Kind befand sich in Todesgefahr. Ludwig XIV verlor um diese Zeit (1712 Jun.) auch einen von seinen wenigen guten Generalen, den Marschall von Vendome, der in Spanien starb. Ludwig wollte schon nach Chambor an der Loire gehen; der 74 Jahre alte König wollte (vermuthlich nur ein vorüberseilender Entschluß!) an der Spitze seines Adels sterben. Aber Villars rettete ihn und Frankreich.

Landrecy, welches Eugen belagerte, war von den bereits eroberten Festungen zu weit
ents

entfernt. Dieß hatte die Folge, daß Eugen, um sich in der Verbindung mit diesen zu erhalten, seine Verschanzungslinien zu weit ausdehnen mußte, daß seine Magazine zu Marchienes zu weit ablagen. Eine von Eugen geliebte schöne Italienerin, die sich zu Marchienes befand, war, wie man sagt, Ursache, daß man sie nicht näher schaffte. Bey Denain, zwischen Marchienes und Eugens Lager, stand der General Albemarle mit 17 Bataillonen, der nicht bald genug unterstützt werden konnte. Villars läßt (24sten Jul.) gegen Eugens Lager ein Corps von Dragonern anrücken, als wenn er einen Angriff gegen dasselbe beschloffen hätte. Während daß nun Eugen, diesen Angriff abzuwehren, Anstalten machte, warf sich Villars mit seiner ganzen Armee über den General Albemarle her, der, nebst mehrern andern Generalen, gefangen wurde. Sein ganzes Corps wurde vernichtet. Eugen, der, um es zu retten, zu spät kam, verlor bey dem Angriffe auf eine Brücke noch viele Leute. Marchienes mußte sich, mit allen seinen Vorräthen, nach vier Tagen ergeben. Eugen durfte die Belagerung von Landrecy nicht mehr

mehr fortsetzen. Villars war ihm jetzt an der Truppenzahl überlegen, und die Festungen Douay, Quenoy, Vouchain, kamen wieder in französische Gewalt.

Villars glückliche Unternehmungen hatten auf den Friedenscongreß zu Utrecht einen wohlthätigen Einfluß. Die Generalsstaaten neigten sich immer mehr zum französischen Interesse hin. Da (1712 März) auch der dritte Dauphin gestorben war, und die Aussicht, die französische Monarchie zu erben, dem Philipp immer näher rückte, so war es für die Seemächte sehr beruhigend, daß dieser (Nov.) zu Madrid seinen Ansprüchen auf die französische Krone feyerlich entsagte. Dagegen leisteten die Herzoge von Orleans und von Berry auf den spanischen Thron Verzicht. Karl VI und seine Minister konnten jedoch die Idee, die ganze spanische Monarchie mit der östreichischen vereinigt zu sehen, aus ihrer Einbildung noch so wenig verbannen, daß sie an den Unterhandlungen zu Utrecht durchaus keinen Antheil nehmen wollten. Hätten sie sich an England näher angeschlossen, so wäre dem Hause Oestreich wahrscheinlich auch
noch

noch Landau, und wohl gar Straßburg, zu Theil geworden. Die Generalstaaten begnügten sich, für den großen Aufwand, den ihnen dieser Krieg verursacht hatte, mit dem Verfassungsrechte, das man ihnen (1713 Jan.) in elf niederländischen Gränzfestungen zugesand. Erst drey Monathe hernach (11ten April) wurde der Friede zwischen Frankreich und England abgeschlossen. Diesem traten auch Savoyen, Portugal, Preussen, und die Generalstaaten, bey.

Frankreich erkannte die protestantische Thronfolge in Großbritannien an, und machte sich zugleich verbindlich, dem Prätendenten weiter keinen Beystand zu leisten, ja ihm nicht einmahl einen Aufenthalt zu verstatten. Die Festungswerke von Dünkirchen sollten niedergerissen werden. Frankreich trat zugleich an Großbritannien ab: die Hudsonsbay, die französische Hälfte der Insel St. Christoph, ganz Acadien (Neuschottland) nach seinen ehemahligen Gränzen, wie auch Portroyal, und Terreneuve (Neufundland) nebst den umliegenden Inseln; doch sollten die Unterthanen Frankreichs das Recht haben, an einigen Küsten

Küsten von Neufundland zu fischen, und Frankreich Cap Breton, nebst den Inseln an der Mündung und an der Bay des Lorenzstromes, behalten.

Mit Savoyen traf Frankreich einen Tausch der Alpen : Thäler, damit der Gipfel der Alpen die Gränze machen möchte. Savoyen sollte übrigens die Insel Sicilien als ein souveränes Königreich bekommen, und die Anwartschaft auf die Erbfolge in Spanien behalten.

In Rücksicht Portugals entsagte Frankreich dem Lande, das sich, auf der Nordseite des Amazonenflusses, bis an den Fluß Yapoc, ausdehnt.

Der König von Preussen überließ an Frankreich das kleine Fürstenthum Orange. Dafür wurde er von demselben für einen souveränen Fürsten von Neuchatel und Valengin anerkannt; auch bekam er das Oberquartier von Geldern.

Den Generalstaaten räumte man die niederländischen Provinzen ein, um sie dem
Galletti Weltg. 14r Th. 3 Hause

Hause Oestreich, wenn sie sich in Ansehung des obengedachten Besatzungsrechtes mit demselben vergleichen könnten, zu übergeben.

Hierauf kam auch (13. Jul.) der Friede zwischen Spanien, und Savoyen, zur Nichtigkeit. Philipp V. trat an England Gibraltar und Minorca, und an Savoyen Sicilien, ab.

Die Bedingungen dieses Friedenschlusses entsprachen nun den Erwartungen und Forderungen des Wiener Hofes so wenig, daß man, ehe man ihn genehmigte, den Krieg lieber allein fortsetzen wollte. Aber der Kampf war zu ungleich. Oestreichs Armeen waren damals noch nicht groß genug, um sie den französischen entgegenstellen zu können. Die deutschen Reichsstände, vornehmlich diejenigen, die in den nordischen Krieg verwickelt waren, stellten ihre Mannschaft zur Reichsarmee entweder sehr nachlässig, oder gar nicht. Der Kaiser mußte sich daher auf seine eigene Armee, die aus 95,000 Mann bestand, und auf 30,000 Mann Soldtruppen, am meisten verlassen. Aber diese Trup-

pens

penzahl, an welcher vielleicht auch noch mancher Kopf fehlte, war gegen Ludwigs XIV Kriegsmacht so wenig hinreichend, daß Eugen, als Landau (1713 Aug.) von den Franzosen belagert und erobert wurde, kaum so viel Kriegsvolk hatte, um sich in seiner Stellung zu behaupten. Zwar bewilligte die Reichsversammlung, die endlich (1713 Oct.) für die Fortsetzung dieses Krieges stimmte, vier Millionen Thaler, von welchen 28 bis 29,000 Mann deutsche Truppen bezahlt werden sollten; aber der Kurfürst von Maynz sollte das Geld erst zu Frankfurth borgen. Indessen gieng Villars, ganz gegen Eugens Erwartung, bey Straßburg, Breisach und Fort Louis, über den Rhein. Die Reichstruppen thaten ihm einen so schwachen Widerstand, daß er (im Sept.) durch den Schwarzwald bis nach Freyburg im Breisgau, vordrang. Als das daselbst befindliche österreichische Regierungscollegium aus dieser Stadt, der eine Belagerung drohete, sich entfernen wollte, sagte der General Harsch, der brave Commandant, zu den Mitgliedern desselben: sie möchten nur da bleiben, um von der nächsten Anwendung des ihm vom Kaiser ver-

3 2

trauten

trauten Pulvers, dessen Anschaffung sie zu verhindern gesucht hätten, Zeugen zu seyn. — Harsch wehrte sich auch, ungeachtet er auf keine Unterstützung rechnen durfte, so standhaft, daß Willars viele Leute verlor. Als Harsch die Stadt, die anstatt 13,000 nur noch 7000 Vertheidiger hatte, nicht mehr behaupten konnte, zog er sich (15ten Nov.) in die Schlösser, und die Regierung übergab nun die Stadt. Harsch rückte aber nicht eher, als auf Eugens ausdrücklichen Befehl (16ten Nov.) aus den Schlössern aus. Willars besaß sich nun im Besitze von Freyburg; aber sein König zählte 20,000 Soldaten weniger.

Doch die deutschen Reichskreise waren des fortdauernden großen Kriegsaufwandes, und der langen Kriegsdrangsalen, endlich so überdrüssig, daß sie dem Reichstage die Unmöglichkeit, sie ferner auszuhalten, mit rührender Lebhaftigkeit schilderten. Der Kaiser Karl konnte aber diesen Krieg noch weniger allein fortsetzen. Die Zuflüsse, die eine für seine Unterthanen höchst drückende Kriegsteuer seiner Casse zugeführt hatte, waren auch schon vertrocknet. Man hatte, um das dringende
Geld,

Geldbedürfnis zu befriedigen, das Marquisat Finale an Genua verkaufen müssen. Eugen machte dem Kaiser die unwiderlegbarsten Vorstellungen gegen die Fortsetzung des Krieges. Endlich erhielt er die Vollmacht, den abgerissenen Faden der Friedensunterhandlungen wieder anzuknüpfen. Dieß glückte ihm um so eher, je bereitwilliger Ludwig XIV war, einen Krieg, dessen Fortsetzung über seine Kräfte gieng, zu endigen. Eugen und Wilhars, die Bevollmächtigten der beyden Höfe, kamen (1713 Nov.) nach Raftadt. Der kaiserliche Hof setzte aber dem Fortgange der Unterhandlungen noch immer so große Hindernisse entgegen, daß der Abschluß nicht eher, als nach vier Monathen (1714 am 6. März) erfolgte. Frankreich gab dem deutschen Reiche und dem Kaiser Breisach, Kehl, und Freyburg, wieder heraus. Die Kurfürsten von Bayern und Eöln wurden wieder in den Besitz aller ihrer Länder und Rechte eingesetzt. Der Kurfürst von der Pfalz mußte daher die Oberpfalz, und der Herzog von Marlborough das bayrische Fürstenthum Mindelheim, zurückgeben. Dieser Friedensschluß wurde nun durch einen Friedenscongreß zu Baden

Baden in der Schweiz, an welchem das deutsche Reich vermittelst einer Deputation Theil nahm, (1714 am 7ten Sept.) feyerlich bestätigt. So brachte es Oestreich, nachdem es den günstigsten Zeitpunkt versäumt hatte, erst durch einen vierzehnjährigen Krieg dahin, nur Einen Theil von der spanischen Monarchie mit seinen übrigen Ländern zu verbinden. Zu diesem gehörten, ausser den spanischen Niederlanden, die Herzogthümer Mayland und Mantua, das Königreich Neapel, und die Insel Sardinien.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte des nordischen Krieges.

Erster Abschnitt.

Christian V von Dänemark zieht Hamburgs Unabhängigkeit an. Der schwedische Karl XI befördert, von der Adelsaristokratie befreit, den Wohlstand seines Königreichs. Karl XII, sein Nachfolger, verfest den König Friedrich IV von Dänemark in eine lebhafte Verlegenheit. Der Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen wird König von Polen.

Während daß die Staaten im westlichen Europa das Schicksal der spanischen Monarchie durch die Waffen zu entscheiden suchten, waren die vornehmsten Mächte im Norden unseres

unseres Erdtheils in einen thatenreichen Krieg verwickelt, der mit jenem Kampfe zugleich begann, und noch sechs Jahre länger fort dauerte. Diejenigen, die auf dem Schauplatze dieses Krieges die vornehmsten Rollen spielten, waren Dänemark, Schweden, Rußland, und Polen. Dänemark und Polen änderten durch denselben ihre Lage nur wenig; aber Rußland erstieg, während daß Schweden in eine politische Ohnmacht verfiel, schon einen hohen Gipfel der Macht.

Ein Vorspiel dieses nordischen Krieges gaben die Händel zwischen Dänemark und Schweden. Christian V wollte, als er (1676) mit Schweden sich verglichen hatte *), seine Armee und Flotte nicht eher in den Friedensstand versetzen, als bis er auf die Unabhängigkeit der Stadt Hamburg, die von Dänemark schon so oft angefochten worden war, noch einen Versuch gemacht hatte. Während daß er mit 20,000 Mann, über welche er selbst den Oberbefehl führte (1679 Sept.) die Stadt von der Landseite her, einschloß, drang sein

*) Theil XIII, S. 337. 343.

sein Viceadmiral Vielke mit 14 Kriegsschiffen in die Elbe, um den Handel und die Zufuhr, auch von der Seeseite her, zu hemmen. Aber die große, reiche Stadt hatte mächtige Hülfen, die Christians Unterwerfungsplan vermittelte. Die Herzoge von Braunschweig : Lüneburg, denen der Kaiser den Schutz Hamburgs anvertraut hatte, zogen ihr Kriegsvolk zusammen, und Kurbraunschweig setzte seine Kriegsschaaren gleichfalls in Bewegung. Selbst Ludwig XIV nahm sich der berühmten Handelsstadt so eifrig an, daß er einen eignen Gesandten nach Kopenhagen schickte. Bergens bestand Christian V auf der Huldigung; er mußte sich mit der Vergütungssumme von 220,000 Thalern, und dem Versprechen der beständigen Ergebenheit, begnügen.

Wenn Christian V das Recht zu haben glaubte, von den Bürgern Hamburgs die Huldigung zu verlangen, so bestärkte ihn in dieser Meynung der Umstand, daß Hamburg doch eigentlich auf dem holsteinischen Boden lag; daß die Stadt dem Könige Christian IV, als Herzoge von Holstein, freylich in sehr gemilderten Ausdrücken (1603) die Huldigung

geleitet

geleistet hatte; daß, obgleich die Stadt sich schon im Besitze mancher Vorrechte einer freyen Reichsstadt befand, die Verpflichtung, dem Könige von Dänemark, als Herzoge von Holstein, zu hulbigen, noch nicht ganz aufgehoben war. Christian V machte daher auch bald wieder einen neuen Versuch, seinen Plan gegen Hamburg auszuführen. Er wollte das, was ihm an Macht fehlte, durch List ersetzen. In Hamburg herrschten damals zwischen dem Stadtrathe und der Bürgerschaft lebhaftest Streitigkeiten. Die Bürger setzten ihr Vertrauen auf zwey ehrgeizige und ränkevolle Männer, die Schnittger und Jastram hießen. Sie ließen sich von denselben zur Empörung gegen ihren Magistrat verleiten. Diese unterhielten aber mit dem Könige von Dänemark ein Einverständniß, welches die Absicht hatte, die Stadt Hamburg in seine Gewalt zu bringen. Jastram richtete es daher so ein, daß ein großer Theil der Officiere bey der hamburgischen Besatzung aus Dänen bestand, und schon rückte Christian V (1686 August) mit 16,000 Mann herbey, um von diesem Einverständnisse Vortheil zu ziehen. Aber die Gefahr, unter eine fremde Herrschaft zu kom-

kommen, stellte die Einigkeit zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft auf einmahl wieder her. Der Herzog Georg Wilhelm von Jelle, bisher ein Feind der Stadt, und der Kurfürst von Brandenburg, ließen Kriegsvolk anrücken. Dieß bewog den König, nach einem vergeblichen Angriffe auf die Stadt, (im Sept.) abermahls wieder abzuziehen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Schnitter und Jastram hatten, gleich nach der Belagerung, das Schicksal, hingerichtet zu werden. Aber nach drey Jahren mußte Hamburg Dänemarks Ansprüche doch wieder mit einer Geldsumme abzuweisen suchen.

Christian V gerieth jedoch der Oberherrschaft wegen, mit seinem eignen Stammvater, dem Herzoge Christian Albrecht zu Holstein; Gottorp, in lebhaften Handel. Das Herzogthum Schleswig war unter die königliche und herzogliche Linie getheilt. Aber die königliche Linie behauptete die Lehns-hoheit des dänischen Reiches über Schleswig. Nun war zwar im roeskilder Frieden diese Lehns-hoheit aufgehoben worden, und Dänemark, welches damahls noch keine uneingeschränkten Königs;

Königsrechte besaß, freute sich, wenigstens eine Provinz seines Reichs als Souverän zu besitzen; seitdem aber (seit 1660) alle Schranken der königlichen Macht entfernt waren; seitdem Staat und Monarch einerley Interesse hatten; seitdem suchten die Könige ihre Hoheitsrechte über die herzogliche Linie wieder in ihrem ganzen Umfange geltend zu machen, und sie versuhren dabey mit einer leidenschaftlichen Erbitterung, die bey Familienhändeln keine seltene Erscheinung ist. Christian V wollte (1682) dem Herzoge keinen Theil der Landsteuer zugestehen, weil die Einrichtung derselben blos die Vertheidigung des Landes zur Absicht habe, und weil er (der König) die Festungen allein unterhalte; weil der Herzog nur eine Compagnie Leibwache, und eine mäßige Besatzung des Schlosses Gottorp, unterhalten dürfe. Vergebens bewarb sich der Herzog um Veystand. Der König besetzte (1684) seinen Antheil an Schleswig, und gab ihn, nur durch die Vorstellungen der benachbarten Fürsten bewogen, (1689) wieder heraus. Der Herzog Christian Albrecht hatte aber (1694) seinen Sohn Friedrich zum Nachfolger, der mit Karl XII von Schweden aufgewach-

gewachsen und erzogen, mit dessen Denkart sehr übereinstimmte. Dieser faßte den ernstlichen Vorsatz, die unangenehme Lehnsv Verbindung mit der königlichen Linie ganz zu entfernen. Er schloß in dieser Absicht (1696) mit Braunschweig, Lüneburg eine Verbindung, und dieses stiftete, nebst dem Kaiser und Brandenburg, einen vorläufigen Vergleich. Doch der Herzog Friedrich, der, als Karls XII Schwager, auf dessen Unterstützung rechnen durfte, vollendete ohne weitere Umstände, die Verschanzungslinie an seinen Gränzen, und verwickelte dadurch Dänemark mit Schweden in einen äußerst gefährlichen Kampf.

Karl XII war der Nachfolger Karls XI, der aus der Verlegenheit, in welche ihn der Krieg mit Dänemark und Brandenburg versetzte, bloß durch das Ansehn Ludwigs XIV sich herausgewunden hatte *). Aber Ludwig XIV konnte nicht für die Wiederanfüllung der durch den unglücklichen Krieg ganz ausgeleerten Staatscasse sorgen. Schon vor 27 Jahren war, durch einen Reichstagschluß,

die

*) Th. XIII, S. 343.

die Einziehung der veräußerten Kronsgüter festgesetzt, aber durch die Stänke des Adels, der sie nicht wieder herausgeben wollte, immer hintertrieben worden. Indessen hatten, auf jedem Reichstage, die drey untersten Classen der Reichsstände auf die Beobachtung jenes Schlusses gedrungen, und jetzt war die Noth des Staates so groß, daß man die Vollziehung desselben nicht länger aufhalten durfte. Man schlug den geraden Weg der Gerechtigkeit ein. Nun hörten nicht allein alle Grafschaften und Baroneen auf; nun wurden nicht allein alle veräußerten Kronsgüter eingezogen; es wurden auch alle Gnaden; und Jahrgelder, die über 600 Thaler Kupfermünze betrugen, nicht ferner bezahlt. Dadurch bekam die Staatscasse reiche Zuflüsse, und dennoch waren sie zur Bezahlung der Schulden nicht hinreichend. Die Reichsstände beschloßen daher, (1681) daß alle vor dem Jahre (1675) gemachten Kronschulden vernichtet seyn sollten. Durch diese Anordnungen wurden aber viele adeliche Familien in die traurigsten Umstände versetzt. Ganze Schaaren von den Leuten, die dadurch unglücklich geworden waren, füllten die Straßen von Stockholm, und drängten sich zu den Thoren

Thoren des königlichen Pallastes, um daselbst ihr Elend zu klagen. Die mittheilsvolle Königin Ulrike, eine Tochter Friedrichs III von Dänemark, unterstützte sie mit allem, was sie hatte, mit Geld, Edelsteinen, Geräthschaften, Kleidern; sie bath ihren Gemahl auf den Knien, in seinem Verfahren weniger Strenge zu beweisen. Aber Karl XI konnte nicht nachgeben. Der Adel verlor jedoch mit seinem Reichthume natürlich auch sein Ansehn. Die adelichen Reichsräthe wurden (1682) königliche Räthe, wurden aus Mitregenten Unterthanen. Wenn nun aber auch die aristokratische Verfassung in Schweden aufhörte, so war der König deswegen nicht uneingeschränkt. Es wurden vielmehr alle drey Jahre ordentliche Reichstage gehalten, und der König legte, fast genauer als ehedem, den versammelten Ständen den Finanzzustand des Reichs vor. Er wirthschafte aber auch mit einer solchen Sorgfalt, daß er schon nach zwölf Jahren (1693) den Ständen beweisen konnte, daß, zur Zeit des Friedens, außerordentliche Steuern so wenig nöthig wären, daß man, selbst wegen ungewöhnlicher Ausgaben, nicht besorgt seyn

seyn dürfe. Den Ueberschuß der Staatseinkünfte verwendete er aber hauptsächlich auf die Vergrößerung der Land- und Seemacht. Die Verdienste, die er sich durch seine weise Regierung erwarb, waren so einleuchtend, daß man immer weniger an Einschränkungen derselben dachte. Als er (1697 April) sein Leben endigte, hatte er 19 Millionen Thaler Silbermünze bezahlt, und doch lagen fast 2 Millionen vorrätzig. Könige, die wie Karl XI regieren, verdienen das Zutrauen ihrer Nation so sehr, daß sie nicht zu uneingeschränkt regieren können.

Wie ganz anders war es mit seinem Nachfolger, Karl XII, der, durch seinen abentheuerlichen Unternehmungsgeist, den Wohlstand seines Reiches so gewaltig förderte. Dieser außerordentliche Mensch (geb. 27. Jun. 1682) genoß seit dem sechsten Jahre männliche Erziehung. So sehr seine Lehrer Pedanten waren, so wenig vermochten sie doch seinen feurigen Geist niederzudrücken. Das erste Buch, das seine Aufmerksamkeit fesselte, war Pufendorfs Staatengeschichte. Das Lateinische lernte er, weil, wie man ihm vor-
sagte,

sagte, daß auch der König von Dänemark, und der König von Polen, es verständen. Wie freute es ihn hernach, den lateinischen Cirtius lesen zu können! Französisch zu sprechen, konnte er sich niemals entschließen, aber deutsch redte er so fertig, wie seine Mutter: sprache. In seinem siebenten Jahre wagte er sich schon auf ein Pferd; die starken Leibesübungen waren ihm überhaupt so annehmlich, daß er sie bis zu einer außerordentlichen Abhärtung seines Körpers trieb. Aber schon als Knabe äußerte er einen unbezwinglichen Starrsinn, der sich blos durch den Ehrgeiz lenken ließ. Ruhmsucht war seine größte Leidenschaft. „Was denken Sie, Prinz,“ sagte einst der Lehrer, der den Cirtius mit ihm las, „von Alexander?“ „Ich denke, daß ich ihm gleich seyn möchte!“ — Aber Alexander hat ja nur 32 Jahre gelebt. — Ist das nicht lange genug,“ rief Karl, „wenn man Königreiche erobert hat?“

Das schwedische Reichsgesetz bestimmte das funfzehnte Jahr zur Volljährigkeit; Karl XI hatte aber, um der Regierungslust seiner Mutter, Hedwig, Eleonore von Holstein, zu Galletti Weltg. 141 Th. A a schmetz

schmeicheln, die Gränzen der Minderjährigkeit bis zum 18ten Jahre ausgedehnt. Zu ihrer Unterstützung waren fünf Minister verordnet. Sie, die schon die Regierung ihres Sohnes getheilt hatte, hielt nun den Enkel, so viel als sie konnte, von der Theilnahme an den Staatsgeschäften zurück, und, während daß sich der Prinz mit der Jagd, und mit der Uebung seiner Soldaten, die Zeit vertrieb, hoffte sie die Staatsverwaltung noch lange fortführen zu können. Aber plötzlich kam Karl in bey einer Musterung, wo er eine große Schaar braver Leute nach seinem Befehle sich bewegen sah, der Gedanke bey, dem Willen eines Weibes nicht länger unterworfen zu seyn. Der Staatsrath Piper machte die übrigen Minister mit Karls Gedanken bekannt. Keiner wollte der letzte seyn, von einer Gelegenheit, die Gunst des jungen Monarchen sich zu erwerben, Vortheil zu ziehen. So wurde der Vormundschaftsrath sehr bald für Karls Plan gewonnen. Von den eben versammelten Reichsständen war nicht Eine Stimme dagegen. Ehe drey Tage verflossen, trat Karl XII (1697. Dec.) die Regierung selbst an. Seine Großmutter, die

es

es geschehen lassen mußte, zog sich, ihres Ansehns fast ganz beraubt, in das Privatleben zurück.

Der funfzehnjährige Karl XII. riß dem Erzbischof von Upsala die Krone aus der Hand, um sie sich selbst aufzusetzen. Dieß zog ihm die Bewunderung des Volkes zu. Piper, den er zum Grafen erhob, ward nun sein erster Minister. Aber der junge König zeigte anfangs nichts, als Uebereilungen der Jugend und des Eigensinnes. Die fremden Gesandten schilderten ihn ihren Monarchen als einen mittelmäßigen Kopf. Selbst in Schweden hatte man von seinen Geistesgaben keinen vortheilhaften Begriff. Wie ganz anders aber erschien Karl XII., als der Krieg gleichsam seine Talente entwickelte!

Die Gelegenheit zu dieser Entwicklung verschaffte ihm der Krieg mit Dänemark. Christian V., der seinem Nachfolger eine Flotte von 32 Schiffen von 100 bis 26 Kanonen, mit 12,700 Mann, und eine Armee von 36,500 Mann, mit drey Millionen jährlicher Staatseinkünfte hinterließ, starb eben zu

Na 2

der

der Zeit (1799 Aug.) als der junge Herzog von Holstein, im Vertrauen auf die Unterstützung seines Schwagers, Karls XII, die Verschanzungen, die er hatte niederreißen lassen, wieder herstellte. Der neue König von Dänemark, Friedrich IV, war nicht vermögend, in dem Könige von Schweden, und dem Herzoge von Holstein, Empfindungen der Furcht zu erregen. Von seiner ersten Jugend an einer schwachen Gesundheit genießend, war er von einer angestrengten Beschäftigung mit den Wissenschaften, und besonders von dem Studium der Staatskunst, mit Vorsatz, zurückgehalten worden. Daher hatte er auch nur in einigen Sprachen, hatte er nur in der Mathematik, und in den Leibesübungen, Fortschritte gemacht. Auch war er, erst einige Monate vor dem Tode seines Vaters, zur Theilnahme an der Regierung gezogen worden. Selbst regierend, fühlte er bald, daß er die Unterstützung der Minister nicht entbehren konnte, suchte er durch vergrößerte Anstrengung den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern. Aber auch den Umfang seines Reiches wollte er vergrößern. Deswegen

hatte

hatte er sich mit Rußland und Polen helmsich in eine Verbindung eingelassen.

In Polen stellte damals der sächsische August II den König vor. Dieses Reich sank in der Wagschaale der politischen Macht immer tiefer. Seit Vatory hatte die Nation keinen recht geistvollen König, und dieser regierte nur zu kurze Zeit. Johann Sobiesky war zu sehr mit Kriegshändeln beschäftigt, als daß er seiner Staatsgewalt das nöthige Ansehen hätte verschaffen können. Der Adel dehnte indessen den Umfang seiner Rechte und Annahmen immer weiter aus. Zugleich stieg aber auch sein Luxus, und die Befriedigung desselben machte drückende Erpressungen nöthig. Der Edelmann that alles, was ihm beliebte, und selbst das Recht suchte er auf eine ungerechte Weise durchzusetzen. Ein Theil des Adels schloß sich, theils der Verwandtschaft, theils der Hofgunst wegen, an den König an. Daher wurde Polens Wohlstand immer von zwey einander feindselig behandelten Partheyen gestört. Indessert machten auch unbarmherzige Religionsverfolgungen

ungen

gungen einen großen Theil der Bewohner Polens unglücklich.

Der König Johann (starb 1696 Jun.) war bereits ein Jahr todt, ehe man zur Wahl seines Nachfolgers ernstliche Anstalten machte. Seine Gemahlin, die, der reichen väterlichen Erbschaft wegen, mit dem ältesten Sohne Jacob in einem Rechtshandel begriffen war, und dagegen dem jüngern, Alexander, ihre ganze Zuneigung schenkte, beschwor dennoch die Reichsstände öffentlich, keinen von ihren Söhnen zu wählen. Die Armee, die seit 6 Jahren (seit 1690) wo kein Reichstag gewesen war, ihren Sold zu fordern hatte, unterstützte sich, kündigte ihren Generalen, während daß Türken und Tataren das Land verwüsteten, den Gehorsam auf, und machte sich durch eigenmächtig erpresste Contributionen bezahlt. Ihr war es also ziemlich gleichgültig, ob wieder ein König gewählt wurde.

Doch, die Großen der Nation waren (1697 Sept.) in Ansehung desjenigen, den sie ihrer Krone werth hielten, uneinig. Ludwigs XIV Gesandter, der Abbé Polignac, der

der diese eitle Krone einem Prinzen seines Hofes verschaffen sollte, unterhielt diese Uneinigkeit geſſentlich, um zur Ausführung ſeines Auftrages Zeit zu gewinnen. Aber der Throncandidaten waren auch nicht wenige. Derjenige unter ihnen, der ſich zuletzt meldete, war der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt I. Kurfachſen ſpielte in Deutſchland eine ausgezeichnete Rolle. Seine Fürſten fochten gegen die Reichsfeinde, gegen die Türken und Franzoſen, mit patriotiſchem Eifer. Johann Georg III, der Wien entſetzen half, ſtarb (1691 Aug.) als Oberbefehlshaber des deutſchen Heeres, das den Franzoſen am Rhein entgegengeſtellt war. Auch ſein Nachfolger, Johann Georg IV, führte (1693) 12,000 Mann ſeines eignen Kriegsvolkes gegen die Franzoſen an; als er ſich aber zum zweyten Feldzuge rüſtete, überrachte ihn (1694 April) der Tod. Ein Fräulein von Meiſchütz, das er zur Gräfin von Nothliß erheben ließ, theilte die eheliche Liebe, die er ſeiner Gemahlin ſchuldig war. Da er keine Kinder hinterließ, ſo folgte ihm ſein Bruder Friedrich Auguſt (geb. 1670). Anſehnlich und ſchön gebaut, beſaß dieſer Prinz einen feur-

gen

gen Geist, der vornehmlich Geschichte, Erdkunde, Mathematik, und das Zeichnen, anziehend fand. Doch dieß waren auch die Wissenschaften, die damahls das gewöhnliche Studium der fürstlichen und adlichen Jünglinge ausmachten. Einen ganz vorzüglichen Fleiß hatten für unsern Friedrich August die Leibesübungen, die dem Körper Festigkeit und Gewandtheit geben. Er trieb sie mit solchem Eifer, daß seine natürlichen Anlagen der Körperkraft sich auf eine bewundernswürdige Art entwickelten, und daß man ihn daher, wenn auch nicht den Großen, doch wenigstens den Starcken, nennen kann. Nachdem er Frankreich, Spanien, Portugal, und Italien, besucht hatte, erschien er auf dem Schauplatze des Krieges, wo er bald am Rhein, und bald gegen die Franzosen, focht. Zwey Hauptzüge in seinem Charakter waren jedoch Neigung für das Frauentzimmer, und Eitelkeit. Jene beherrschte ihn so leidenschaftlich, daß er alles aufboth, um zum Besitze eines Frauenzimmers zu gelangen, welches seine Aufmerksamkeit einmahl auf sich gezogen hatte. Welche Pracht und Freygebigkeit äusserte er nicht, welche glänzende und galante Feste stellte er nicht

nicht an, um das Herz der eben so geistreichen als schönen schwedischen Gräfin, Marie Aurora von Königsmark, zu gewinnen? Aber eben diese leidenschaftliche Liebe war einem öftern Wechsel unterworfen. Schon die Geschichte seiner vielen Liebeshändel macht daher einen ziemlich weitläufigen Roman aus. Möchten ihn aber diese Liebeshändel nur allein beschäftigt, möchte ihn der eitle Reiz einer Krone nicht auch geblendet haben! Wie theuer hat sein schönes Land die Ehre, zwey von seinen Kurfürsten mit der polnischen Krone geziert zu sehen, bezahlen müssen!

Friedrich August I hatte, um sich diese Krone zu verschaffen, (1697 Jun.) den Glauben seiner Väter gegen die katholische Religion vertauscht. Derjenige, der ihn den polnischen Herren als einen Throncandidaten empfehlen mußte, war der Oberste und Kammerherr von Flemming, dem sein Schwager, der culmische Castellan Prebendau, eine beträchtliche Parthey verschaffte. Die übrigen Edelleute theilten sich, als es (1697 May) zur eigentlichen Wahl kam, in die sibirische, und in die französische (für den Prinzen Conti).

Conti). Als aber die Nachricht von Friedrich Augusts Uebergang zur katholischen Religion ankam; als sein bevollmächtigter Fleming noch immer Geld austheilte, wie der französische Gesandte schon aufgehört hatte, Geschenke anzubringen; als (26sten Jun.) die Parthey des Prinzen Jacob Sobiesky sich mit der sächsischen vereinigte, da war diese auf einmahl die stärkere. Aber an der Spitze der contischen Parthey stand der Primas von Polen, der Erzbischof von Gnesen, Radziejowski, ein Mann von großem Ansehn. Der Prinz Conti kam zwar mit einer französischen Flotte, und einer beträchtlichen Menge von Ducaten, nach Danzig; aber er schonte seine Ducaten zu sehr; er wollte sie sogar über den Cours ausgeben. Auch hatte er, aller Aufforderungen des Primas ungeachtet, keine Lust, seine Ansprüche auf die polnische Krone mit dem Degen zu behaupten. Seine Parthey wünschte sein Geld, und er ihre Armee, zu sehen. Er hielt es daher nicht einmahl der Mühe werth, den polnischen Boden zu betreten, sondern seegelte (im Nov.) nach Frankreich zurück. Die meisten Mitglieder seiner Parthey vereinigten sich nun mit der sächsischen.

Endlich

Endlich ließ sich auch (1698 May) der Preimas zu derselben hinziehen, und zwar durch Juwelen, die ihm zum Unterpfande einer großen Summe dienten. Der lithauische Sazpieha mußte, als Flemming mit 20,000 Sachsen zu dem kleinen Adel zu stoßen drohete, endlich auch nachgeben. Eben diese Sachsen verursachten aber die lautesten Beschwerden. Der König August II mußte sich (1699) verbindlich machen, sie, bis auf 1200 Mann Leibwache, aus dem Lande zu schaffen; aber er hielt sein Versprechen nicht, und blos Lithauen berechnete den Aufwand, den ihm die Unterhaltung der sächsischen Truppen verursacht hatte, auf mehr als sieben Millionen Thaler. Als durch den carlowitzer Frieden auch Polens auswärtiger Friede wieder hergestellt war, hätte August II, von seinen sächsischen Staatskräften unterstützt, der polnischen Krone vielleicht ein bisher ungewöhnliches Ansehn geben können; aber er glaubte, dieses Ansehn am leichtesten durch Vergrößerung des Gebiethes der Republik bewirken zu können, und er fieng daher mit dem schwedischen Karl XII einen Krieg an, der die Ruhe des polnischen Staates von neuem mächtig störte.

3a

Zu diesem Kriege verleitete ihn Friedrich IV von Dänemark, der sich, durch Verbindungen, gegen den schwedischen Karl XII, von welchem der Herzog von Holstein: Gottorp unterstützt wurde, mächtiger zu machen wünschte. Augusts Entschluß befestigte seine Unterredung mit dem Zaar Peter, als dieser ihn (1698) auf seiner Reise besuchte, befestigten hauptsächlich die schönen Hoffnungen, durch welche ihn Patkul zu der Eroberung Livlands reizte.

Johann Reinhold Patkul war von den Ständen seines Vaterlandes dazu bestimmt worden, die Klagen über die Bedrückungen, die sie unter der schwedischen Regierung erfuhren, vor den Thron zu bringen. Der talentvolle Mann ließ sich durch seinen patriotischen Eifer zu einer Freymüthigkeit hinreißen, die Karl XI und seine Minister so beleidigend fanden, daß sie ihn für einen des Hochverrathes schuldigen erklären ließen. Patkul mußte, um der Vollziehung dieses Urtheils auszuweichen, sein Vaterland verlassen. Er durchlebte hierauf einige Jahre, an dem reizenden Genfer See, in philosophischer Ruhe.

Als

Als ihm Karl XII nicht verzeihen wollte, verstand er endlich nicht länger dem Antrage Augusts II, der ihn in seine Dienste rief. Dieser hatte aber damahls die Eroberung Livlands schon beschlossen, und Patkul war also nicht derjenige, der diesen Krieg veranlaßte. Indessen war er ihm willkommen, weil er von demselben die Befreyung seines Vaterlandes erwartete, weil er ihn an dem unversöhnlichen Karl XII zu rächen versprach. Patkul kam (1699 Nov.) im Gefolge der kurfürstlichen Gesandten, des Grafen von Carlowitz, heimlich nach Moskau. Die Verbindung zwischen dem Zaar Peter und dem Könige August wurde nun enger geschlossen. Auch Peter hatte die Absicht, dem jungen Karl die Provinzen zu entreißen, die seine Vorfahren dem russischen Staate entzogen hatten. August II verpflichtete sich, den Feldzug gegen Livland noch in eben dem Jahre anzufangen, und Peter gab das Versprechen, daß er, nach geendigtem Türkenkriege, seine ganze Kriegsmacht in den Ländern an der Ostsee wollte auftreten lassen. Die Verbindung mit Dänemark war schon früher (im Jul.) abgeschlossen. Karl XII merkte diese gegen ihn gemachten

An.

Anschläge so wenig, daß er den Zaar mit 200 Schiffskanonen für die asowische Flotte beschenkte, daß er ihm die Werbung von Seeleuten in seinem Lande verstattete. Ins dessen mußte es bey Karln doch schon Verdacht erregen, daß Peter die Erneuerung der bisherigen Freundschaftsverbinding eidlich zu versichern sich weigerte, daß er allerley Ursachen der Unzufriedenheit über Schweden anführte. Unter andern beschwerte er sich über Beleidigungen, die (1697) seiner Gesandtschaft zu Riga zugesügt worden wären. Ein Mitglied derselben hatte sich von den vornehmsten Festungswerken einen Riß machen wollen. Dieß hatte ihm der Commandant nicht verstattet. Karl XII rechtfertigte jedoch dieses Benehmen so gut, daß die Freundschaft, dem Ansehn nach, noch fort dauerte, daß Peter sogar einen Gesandten nach Stockholm schickte.

Doch das Gerücht von der gegen Karln XII geschlossenen Verbindung wurde endlich so über allen Zweifel erhoben, daß es Thorheit gewesen wäre, ihm den Glauben länger zu entziehen. Der schwedische Staatsrath fühlte die Gefahr, mit welcher sie das Reich bedro-

bedroheten, so innig, daß man sogar den Vor-
schlag that, dem Ausbruche des Gewitters
durch Unterhandlungen entgegen zu kommen.
Jetzt erhob sich aber der junge Karl mit der
Würde und dem Tone eines völlig entschlossenen
Mannes. „Ich habe“, sagte er, „den
festen Vorsatz, niemahls einen ungerechten
Krieg anzufangen; aber ich werde einen ge-
rechten Krieg auch nie anders, als durch
Vertilgung meiner Feinde, endigen.“ — Von
dieser Zeit an fieng Karl ein ganz neues Le-
ben an. Von dieser Zeit an entsagte er sich
auch die unschuldigsten Vergnügungen. Das
Helbenmuster Alexanders und Cäsars im Sinne
habend, lebte er äusserst mäßig, kleidete er
sich nicht besser, als ein gemeiner Soldat, (in
einen Rock von dunkelblauem Tuche, lederne
Weinkleider und große Stiefeln) entsagte er
dem Umgange mit den Weibern (wenn er
auch vorher den Hofdamen nicht ganz gram
war) nun völlig, trank er keinen Wein, son-
dern blos Wasser, wollte er in allem ein
Urbiß seyn.

Der erste von den gegen ihn verbunde-
nen Fürsten, der ihn zum Kriege reizte, war
der

der König Friedrich IV von Dänemark. Dieser ließ nicht nur die vom Herzoge von Holstein hergestellten Verschanzungen wieder zerstören; er belagerte auch die Stadt Tönningen. Diese erhielt von Bismar her eine Verstärkung von 1200 Schweden; auch marschierten zu ihrer Rettung noch so viele andre Kriegsschaaren von Schweden, und Braunschweig herbey, daß sie das Belagerungsheer von 18,000 Mann bey weitem übertrafen. Die kursächsischen Truppen, die den Dänen Beystand leisten sollten, wurden von dem im Lande gebliebenen hannöverschen und zellischen Kriegsvolke zurückgetrieben. Genug, Friedrich IV mußte die Belagerung von Tönningen, welche die Unwissenheit seiner Ingenieure verzögert hatte, wieder aufgeben.

Dies war jedoch das kleinste Unglück, das ihm jetzt widerfuhr. Karl XII betrachtete ihn als denjenigen seiner Feinde, der ihn zuerst angegriffen hatte. Sein Entschluß, diesen Angriff zu rächen, war nun gefaßt. Er verließ (1700 am 8ten May) Stockholm, ohne es jemahls wiederzusehen. Vorher ordnete er die einstweilige Staatsverwaltung an.

Die

Die innern Angelegenheiten sollte der Reichsrath besorgen. Die Sorge für die Land- und Seemacht bekam ein aus verschiedenen Reichsräthen zusammengesetzter Defensionsrath.

Friedrich IV glaubte sich gegen einen Angriff Karls XII hinlänglich gesichert. Alle seine Vauern waren zur Bewachung der Küste aufgebothen. Seine aus 32 Linien Schiffen, und 22 Fregatten, bestehende Flotte, befand sich in der Ostsee, um die schwedische Kriegsmacht zurückzuhalten. Friedrich erwartete aber auch schon deswegen keinen Angriff, weil die sächsische Armee in Livland eingerückt war. Allein er sah sich in seinen schmeichelhaften Erwartungen gar sehr getäuscht. Die Seemächte, die, für die Erfüllung des zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge von Holstein geschlossenen Vertrags, die Gewährleistung übernommen hatten, die dem dänischen Staate die Herrschaft über den Sund nicht gestatten wollten, diese ließen eine ansehnliche Flotte in der Ostsee, und in dem Sund, erscheinen. Hinter dieser schlich sich die schwedische Flotte bis nach Kopenhagen.

Calletti Weltg. 14r Th. B 6 durch.

durch. Während daß nun Friedrichs Residenzstadt von den Schweden mit Bomben heimlich gesucht wurde, kam Karl XII (27sten Jul.) auf den Einfall, eine Landung auf der Insel Seeland zu wagen. Der französische Gesandte Guiscard folgte ihm. Noch 300 Schritte von der Küste, stürzte sich Karl in das Wasser, das ihm noch bis über den Gürtel gieng. Minister, Gesandter — alles eilte ihm nach. Die eben so erschrocknen als erstaunten Dänen leisteten wenig Widerstand. Die Zahl der gelandeten Schweden belief sich nicht höher, als auf 9000 Mann, und dennoch waren sie der ganzen Macht, die Friedrich in seiner Gewalt hatte, sehr furchtbar. Friedrich forderte alle wehrhafte Leute zur Gegenwehre auf; er versprach den Bauern, die ihr Vaterland vertheidigen würden, die Aufhebung der Leibeigenschaft. Die Studenten von Kopenhagen, 200 an der Zahl, nebst 100 Jägern, bildeten bey Kopenhagen ein Lager, das sich bald vergrößerte. Friedrich und seine Minister sahen es aber ein, daß sie Karls Angriff auf Kopenhagen nicht würden abwenden können. Sie hielten es für rathsam, sich zu vergleichen. Friedrich entsagte, auf dem an der holsteinschen

schen

sehen Gränze liegenden Lustschlosse Travendal (29sten Aug.) der Verbindung gegen Schweden, und stellte, in Rücksicht Holsteins, das ehemahlige Verhältniß wieder her. Dieser ganze Krieg hatte nicht länger, als sechs Wochen, gedauert. Aber er war nur das Vorspiel des großen nordischen Krieges.

Zweyter Abschnitt.

Karl XII schlägt die Russen bey Narwa. Er dringt hierauf in Polen ein, siegt über den König August bey Clisso, und läßt, an dessen Stelle, den Stanislaus Leszynski zum Könige wählen. Nach der Schlacht bey Fraustadt, bricht er in Sachsen ein, und August muß, im Frieden zu Altranstadt, der polnischen Krone entzagen.

Von Kopenhagen eilte Karl XII nach Lievland, um die von den Sachsen belagerte Stadt Riga zu retten. So eifrig der Graf von Flemming, ein eben so guter General als Staatsmann, und der Lievländer Patkul, die Belagerung derselben betrieben, so standhaft wurden doch alle ihre Bemühungen von dem
Gou:

Gouverneur, dem Grafen von Dalberg, der im 80sten Jahre, noch das Feuer des jungen Mannes, mit der Erfahrung des Greises, vereinigte, getäuscht. Karls Anzug bewog den König August, diese Belagerung aufzugeben. In Riga befand sich ein großer Vorrath von Waaren, die den Holländern gehörten. Die Generalsstaaten machten dem Könige August deswegen Vorstellungen. „Ehe ich meine Bundesgenossen kränke,“ sagte er „will ich lieber einen Vortheil aufopfern.“ So zog er sich, unter einem guten Vorwande, aus dem Handel heraus.

Indessen hatte der Zaar Peter die Maske abgenommen, und Karln XII (29. Aug. 1700) Krieg angekündigt; er hatte den Feldzug mit so ungestümmter Eilfertigkeit eröffnet, daß er fünf Wochen hernach schon Narwa, eine Festung in Ingermannland, belagerte. Bald zeigten sich aber die schlimmen Folgen der nicht gehörig vorbereiteten Unternehmung. Nach einem Monate hatten die Belagerer weder Pulver, noch Kugeln. Dieß wurde dem Commandanten der Festung durch den Bombardier Captain Hummert, einen Schweden, verrathen

then. Um so größer war nun seine Standhaftigkeit. Die schlimme Herbstwitterung, welche die üblen Wege noch mehr verdaß, verhinderte aber die Herbeyschaffung von neuer Munition.

Peter bildete sich ein, auch Karl würde durch das schlimme Wetter zurückgehalten werden. Aber der schwedische Alexander landete bey Pernau, und eilte, als er bey Riga nichts mehr zu thun fand, sogleich vorwärts, um die Russen von Narwa zu entfernen. Mit nicht mehr als 5000 zu Fuß, und 3000 zu Pferde, begann er den müßvollen Marsch durch ein verwüstetes Land, und auf ungebahnten Wegen. Scheremetew rieth, dem Könige von Schweden, mit dem größten Theile der Armee entgegen zu gehen, weil der Raum innerhalb der Verschanzungen zur Aufstellung derselben nicht hinlänglich wäre, und weil man folglich von der überlegenen Truppenzahl keinen Gebrauch machen könne. Allein Peter, und die übrigen Generale, sahen die Weisheit seines Vorschlages so wenig ein, oder wagten es vielmehr noch so wenig, ihre neuen, noch nicht genug geübten Soldaten, den bras

ven

ven und erfahrenen Schweden im freyen Felde entgegenzustellen, daß man den Entschluß faßte, Karls Angriff in den Verschanzungen zu erwarten. Um ihn abzuwehren, sollte Scheremetew, mit einigen tausend Mann, einen gefährlichen Weg, durch den die Schweden marschieren mußten, zu vertheidigen suchen; aber die kleine Truppen-Abtheilung wurde bald zurückgedrängt, und der unerwartete Anmarsch der Schweden machte den Schrecken, den ihre Annäherung unter der russischen Armee verbreitet hatte, noch größer.

Peter, der noch nicht so weit emporgestiegen war, um den Oberbefehl über seine Armee selbst zu übernehmen, vertraute denselben dem Herzog von Croy an, der erst in diesem Jahre aus östreichischen in russische Dienste übergegangen war, und bisher nur noch als Freywilliger gedient hatte. Croy fühlte die Gefahr, in die ihn Peters Vertrauen bringen konnte, so lebhaft, daß er sich standhaft weigerte, demselben Gnüge zu leisten. Peter kam endlich, von seinen vornehmsten Generalen begleitet, selbst zu ihm. Er müsse, sagte er zu ihm, sich zu einer Unterredung mit dem Könige

Könige August begeben; Eroy sollte daher in dessen entweder commandiren, oder sterben. Die kurze Ordre, die er von ihm empfing, sagte ihm weiter nichts, als daß er Narwa erobern sollte.

Jetzt sollte aber Eroy mit einer Armee, welche die Furcht beherrschte, und mit Generalen, die nicht übereinstimmten, den König von Schweden zurückschlagen. Karl rückte schon am folgenden Tage (30sten Nov.) an. Eroy hielt seine kleine Armee bloß für den Vortrab. Der Wind trieb den Russen ein dichtes Schneegestöber entgegen. „Es ist recht gut,“ sagte Karl, „daß es trübe ist; die Feinde können uns um so weniger zählen!“, — Auch war das Schneegestöber den Schweden günstig, den russischen Verschanzungen sich ungehinderter zu nähern. Wie waren die Russen aber nicht überrascht, als sie, nach Verschwindung der Schneewolke, die Schweden vor sich sahen! Ihr Muth, ihre Besonnenheit war ganz dahin! Aber man hatte auch ihre Schlachtaufstellung nicht zweckmäßig eingerichtet. Ihre Bataillone standen zu sehr getrennt. Sie bildeten nur Ein Treffen. Eroy, und der sächsische General

General Allart, gaben sich zwar alle Mühe, dem Angriffe der Schweden die nöthigen Maßregeln entgegenzustellen; aber die Russen wollten den ausländischen Befehlshabern, von denen sie sich verrathen glaubten, nicht gehorchen; sie kehrten sogar die Waffen gegen ihre deutschen Kameraden; sie mordeten sogar einige derselben. Croy selbst befand sich so sehr in Lebensgefahr, daß er, das unruhige Lager verlassend, dem schwedischen Generale Strensbock sich ergab. Während der rechte Flügel, der unter Croy's Befehl stand, in Unordnung gerathen war, kämpfte der linke, vom General Weid angeführte, so brav, daß sich die Schweden, in Unordnung gebracht, zurückziehen mußten; es fehlte jedoch den russischen Generalen an Erfahrung und Entschlossenheit, von ihrem Siege Vortheil zu ziehen. Sie verschanzten sich, während der Nacht, am Ufer der Narowa, um von Karln, der kaum noch 6000 schlachtfähige Leute zählte, einen neuen Angriff abzuwarten, als ein Adjutant des Fürsten Dolgoruky, des jetzigen Obergenerals, dem linken Flügel den Befehl brachte, den mit dem Könige von Schweden geschlossenen Vertrag, der das Gewehrstrecken zu

Ver,

Bedingung machte, gleichfalls zu befolgen. Diesen Befehl wollten die ausländischen Obersten nicht annehmen, weil derjenige, der ihn gab, sich in der Gefangenschaft befand. Sie wollten lieber den äußersten Kampf bestehen. Aber der General Weid, der, ohne militärischen Geist, bloß durch Hofgunst, sich emporgehoben hatte, bestand auf der Befolgung desjenigen, was der Obergeneral geböth. Am folgenden Tage zogen über 30,000 Russen (ihre ganze Zahl betrug sich nicht höher, als auf 38,000) vor 6000 Schweden, die, um stärker zu scheinen, in Einem Gliede aufgestellt waren, vorüber, und streckten das Gewehr. Karl wurde durch einen Flintenschuß am linken Arme gestreift; ohne es zu fühlen, ritt er durch einen Sumpf, und verlohr einen Stiefel; auch wurden zwey Pferde unter ihm getödtet.

Als die für die Russen unglückliche Schlacht bey Narwa sich ereignete, näherte sich Peter mit 12 Regimentern Fußvolk, und einem freyschen Vorrathe von Munition. „Ich weiß es wohl,“ sagte er, „daß uns die Schweden noch manchemahl schlagen werden; aber endlich wird

wird auch die Zeit unserer Siege kommen!,, Die ganze reguläre Kriegsmacht Rußlands bestand damals, ausser der Garde, und 4 noch bestehenden Regimentern Strelitzen, die nicht viel über 2000 Mann stark waren, aus 60,000 meistens rohen, ungeübten, unerfahrenen, von unwissenden und uneinigen Generalen angeführten Kriegern. Diese hätten, wenn Karl, an der Spitze seines siegreichen Heeres in das Innere von Rußland eindrang, vielleicht wenig Widerstand geleistet, und Peter hätte sich vielleicht in großer Verlegenheit befunden. Aber Karl verachtete die Russen zu sehr, um den Feldzug gegen sie sogleich fortzusetzen. Er ließ die Gefangnen, die er freylich nicht verwahren konnte, nach Hause gehen. In der Meynung, daß 6 bis 8000 Mann, nebst einer kleinen Flotte auf dem Peipussee, hinreichen würden, den Zaar von allen fernern Unternehmungen abzuhalten, richtete er jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausführung des Plans, den König August, den er unter seinen Feinden am meisten hasste, ganz vernichtet zu sehen.

August

August hielt mit dem Zaar Peter in Eithauen eine Unterredung. Er versprach demselben ein Heer von 50,000 Deutschen zu stellen, und Peter sollte 50,000 von seinen Russen nach Polen schicken, damit aus ihnen gute Soldaten gebildet werden möchten. Dieser Plan, der, klug ausgeführt, für Karl sehr gefährlich werden konnte, wurde ihm durch einen jungen Schottländer, der unter den sächsischen Kürassieren diente, verrathen, und ohne Zweifel war dieß die Ursache des unverföhllichen Hasses, mit dem er den König von Polen verfolgte.

Karl XII zog sich aus Ingermannland, durch Estland, nach Lievland, wo er bey Riga erschien. Die sächsischen Truppen bewachten das linke Ufer der sehr breiten Düna. Der König August war eben krank. An seiner Stelle theilten der brave Herzog Ferdinand von Kurland, und der Feldmarschall von Steinau, den Oberbefehl. Karl setzte seine Leute auf Drachen über, die einen hohen Bord hatten, der, gleich einer Zugbrücke, auf- und nieder gieng. Eine Menge nasses Stroh verursachte, angezündet, einen Dampf, den der Wind

Wind den Sachsen zuführte. Karl sagte, schon in der Mitte des Stromes sich befindend, zu Rhenschild: „die Däna wird hoffentlich nicht wilder seyn, als das Meer bey Kopenhagen; wir schlagen sie gewiß!“ Es kränkte ihn, daß er bey der Landung erst der vierte Mann war. Steinau empfing die Schweden mit einer so nachdrucksvollen Gegenwehre, daß sie anfangs weichen mußten; aber endlich fiel er selbst, und Karl siegte. Die Sachsen mußten sich (im Jun.) aus Kurland herausziehen, und die polnischen Großen nöthigten nun den König August, seine Sachsen durch Westpreussen und Großpolen, nach Deutschland zurückmarschieren zu lassen.

Um so ungehinderter konnte nun Karl (1701 im Frühjahr) über die Däna in Lithauen eindringen, und sich mit den polnischen Herren vereinigen, die mit Augusts Regierung unzufrieden waren. Sapieha, und seine Freunde, überwältigten, mit den Schweden vereinigt, die sächsische Parthey, deren Oberhaupt Oginsky war, ohne große Mühe. Die eigentliche polnische Kronarmee, die aus wenigen, und noch dazu schlecht bewaffneten Leuten

Leuten bestand, gab einen elenden Schutz für das Vaterland ab. Polen gehorchte also nur demjenigen, der die meiste Gewalt hatte. Karl erklärte es für ein neutrales Land; doch müsse August enthront werden.

Alle Wojwoden drangen nun auf einen Reichstag. Dieser versammelte sich (1701 Dec.) in der Eile. August erkundigte sich, was man, da man ihm den Gebrauch seiner sächsischen Truppen nicht erlaube, für Vertheidigungsmaßregeln zu treffen gedente? Anstatt einer dieser Anfrage angemessenen Erklärung, erfolgte die Aufforderung, mit dem Sapieha sich auszusöhnen, alle noch im Lande befindlichen sächsischen Truppen zu entfernen, den evangelischen und griechischen Gottesdienst abzuschaffen. August hoffte nun, bey dem Senate ein willigeres Gehör für seine Vorschläge zu finden; aber er sah sich auch hier getäuscht, und er wurde nun völlig überzeugt, daß er, in seinem Kampfe mit Karl, bloß auf seine eignen Kräfte, und seine eigne Klugheit, rechnen dürfe.

Aber

Aber seine Kräfte waren zu schwach, um sie der Macht des eben so reichthümlichen als entschlossenen Karls entgegenzustellen. Er wagte es daher, den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. August ließ Karin, durch einen Kammerherrn fragen, wo und wie er seine, und die Gesandtschaft der Republik, aufnehmen würde? Aber der Kammerherr hatte zum Unglück keinen schwedischen Paß, und Karl ließ ihn daher gar nicht vor sich. Er würde, war die Antwort, bloß einen Gesandten der Republik annehmen. Dieser kam nach Grodno. Karl empfing ihn mit ungewöhnlicher Pracht. Er würde, hieß es endlich, in Warschau antworten, und nun machte er der polnischen Nation durch ein Manifest bekannt, daß er, als ihr Beschützer, allen Veystand von ihr erwarte, und daß seine Unternehmungen nicht nur dem ganzen Staate, sondern auch den Einzelnen, Vorthail bringen würden.

Karl konnte diesen Ton der Anmaßlichkeit um so eher anstimmen, je mehr die Freunde des Fürsten Sapieha, imgleichen die Lubomirski, die Leszczinski, die Sobieski, heimlich mit ihm einverstanden waren. Das Haupt
dieser

dieser Parthey war der Primas Radziejowski, ein schlauer, verschlossener Prälat, der in großem Ansehn stand, ob er sich gleich von einem ehrgeizigen Weibe, welches die Schweden die Frau Cardinalin nannten, beherrschen ließ. Er hatte nur mit großer Ueberwindung Augusts Wahl gebilligt, und heimlich war er noch immer ein Feind desselben. Er, und die vornehmsten Mitglieder seiner Parthey, richteten ihren Blick auf den Prinzen Jacob Sobieski. Für diesen erklärte sich auch der Baar Peter. Aber alles Kriegsvolk, das er ihm schickte, bestand aus nicht mehr, als 20,000 Mann, die Lithauen, noch unbarmherziger, als die Schweden, verwüsteten, die, als es nichts mehr zu plündern gab, hordensweise abzogen.

Doch Karl und seine Schweden drangen um so tiefer in Polen ein. August, der sich lieber von seinem Sieger, als von seinen Unterthanen, Gesetze wollte vorschreiben lassen, schlug daher von neuem den Weg der Unterhandlungen ein. Er bildete sich ein, Aurora von Königsmark, die über Sein Herz so viele Gewalt hatte, würde auch den harten Sinn
des

des schwedischen Karls erweichen können. Die Gräfin begab sich in Karls Lager in Lithauen. Zuvooreilig machte ihr der Graf Piper zu einer Unterredung mit seinem Könige Hoffnung. Karl schlug sie ab. Die schöne Gräfin, die, ohne das Aeußerste versucht zu haben, zu ihrem erhabenen Verehrer nicht wieder zurückkehren wollte, paßte ihm auf seinen Ritten auf. Einst begegnete sie ihm, in einem engen Wege, wo er ihr nicht gut ausweichen konnte. Sie stieg, als er sich näherte, aus dem Wagen. Karl zog den Hut ab, lenkte, ohne ein Wort zu sprechen, sein Pferd um, und ritt wieder zurück. Die Gräfin erndtete von ihrer Reise weiter nichts, als das schmeichelhafte Gefühl ein, daß sich Karl XII nicht getraut habe, ihrer sanften Beredsamkeit zu widersprechen.

Karl rückte indessen der Hauptstadt Warschau immer näher. Hier war der Reichstag (schon im Febr. 1702) aufgelöst worden, und nur der Senat blieb noch zurück. Aber auch dieser entfernte sich jetzt, und der Primas war einer der ersten, die Warschau verließen. August durfte jetzt nicht zurückbleiben. Er

ein allgemeines Aufgeboth ergehen, das jedoch wenig bewirkte. Dagegen eilten seine sächsischen Krieger wieder herbey; erst 12,000, und hernach 8000, die er dem Kaiser Leopold gegen die Franzosen versprochen hatte, die er aber jetzt selbst nicht entbehren konnte. Während daß diese in einzelnen Haufen ankamen, während daß August von einer Wojwodtschaft zur andern zog, um den ihm treugebliebenen Adel zu sammeln, rückte Karl, ohne Widerstand zu finden, in Warschau ein. August versammelte seine Macht bey Krakau. Hier kam der schlaue Primas zu ihm, um sich die Erlaubniß zu Unterhandlungen mit dem Könige der Schweden zu erbitten. Mit dieser eilte er zu Karl, vor dem er sich bisher nicht zu erscheinen getraute. Karl schenkte ihm eine Viertelstunde. Diese schloß sich mit der Erklärung: „ich gestehe den Polen nicht eher Frieden zu, als bis sie einen andern König wählen!“. Der Primas machte dies sogleich allen Wojwoden bekannt.

August, der sich jetzt von allen seinen sächsischen Kriegern umringt sah, an den sich der Adel der Wojwodtschaft Krakau wetteifernd

an;

anschoß, der mußte jetzt sein Schicksal der Entscheidung der Waffen überlassen. Diese Entscheidung erfolgte (1702 am 19ten Jul.) auf einer großen Ebene bey Clissow, zwischen Krakau und Warschau. Karl stellte den 24.000 Streichern des Königs von Polen nur halb so viele, aber lauter geübte und erfahrene Leute, entgegen. Gleich bey dem Anfange des Treffens, wurde sein Schwager, der junge Herzog von Holstein, General der Cavallerie, getödtet. „Ist er todt?“, fragte Karl. Auf die Antwort: Ja! sagte er weiter nichts, gab er, indem einige Thränen seinem Auge entschlüpfen, indem er einige Augenblicke sein Gesicht mit der Hand bedeckte, dem Pferde die Sporen, und drang, an der Spitze seiner Leibwache, vorwärts. August führte seine Sachsen selbst drey-mahl wieder in das Treffen zurück; aber endlich mußte er dem Steger Karl dennoch weichen. Er zog sich nach Sendomir zurück. Karl rückte gerade gegen Krakau an. Man verschloß ihm die Thore (11ten Aug.). Aber bald drangen die Schweden stürmend ein. Karl erlaubte ihnen nicht, zu plündern. Desto größer aber war die Brandschatzung, welche die Einwohner von Krakau entrichten mußten.

C c 2

Karl,

Karl, von Krakau fortziehend, um seinen Gegner August völlig zu vernichten, stürzte mit dem Pferd, und brach ein Bein. Dieses Unglück hielt ihn aber doch nicht länger, als acht Tage zu Krakau zurück. Auf seinem Bette liegend, von Gardisten getragen, setzte er den Marsch fort. Die Großen wurden durch die Furcht, ihre Güter verwüstet zu sehen, oder gewaltige Contributionen bezahlen zu müssen, immer mehr zu ihm hingezogen. Seine Krieger lebten auf Kosten des Landes.

Während daß die polnischen Herren der sächsischen Parthey von den Schweden geängstigt wurden, behandelte August, der sich zu Lublin befand, die Anhänger Karls mit unpolitischer Nachsicht. Selbst von den Unterthanen des Primas ließ er, während daß dieser zu Lublin war, drückende Brandschatzungen erpressen. Augusts Anhänger hielten zu Lublin eine sogenannte Reichsversammlung, wo sie sich eidlich verpflichteten, eine Armee von 50,000 Mann zu stellen. Karl versammelte indessen, mit dem Primas heimlich einverstanden, die Herren von seiner Parthey zu einem Reichstage nach Warschau. Den
König

König August ganz zu unterdrücken, war der einzige Gedanke, der ihn damahls belebte. Vergebens machten ihn seine Generale auf die Bewegungen der Russen, auf ihre Vorbereitungen zu wichtigen Unternehmungen, aufmerksam. Schade für die schönen Kräfte des Staats, die Karl der Ausführung seines rachsüchtigen Planes widmete! Es zogen ihm aus Schweden 14,000 neue Krieger zu Hülfe. Mit diesen setzte er sich (1703) in Bewegung, um den Ueberrest der Sachsen zu vernichten. Vey Pultnusk (Pultusk in Großpolen) standen (1703 am 1. May) 10,000 Mann derselben, unter dem Befehle des Feldmarschalls Steinau. Karl hatte ungefähr eben so viele Streiter. Aber die Hälfte der Sachsen kam dem ernstlichen Gefechte durch die Flucht zuvor. Vergebens hielt der entschlossene Steinau mit 2 Regimentern Stand. Kaum 1000 Sachsen wurden gefangen, und nur 600 getödtet.

August eilte nun nach Thorn; aber auch hier ließ ihn Karl nicht lange in Ruhe. Er mußte abermahls stehen, und er verließ ein Land, wo ihn die Gefahr auf allen Seiten um-

um;

umringte, um einem sichern Zufluchtsorte in seinem Erblande entgegen zu eilen, um seine Casse von neuem anzufüllen. Karl unaufhaltsam fortziehend, über einen Fluß nach dem andern schwimmend, sein Fußvolk hinter die Reiter setzend, das schwere Geschütz zurücklassend, weil er es von der See erwartete, näherte sich endlich (im Sept.) der Stadt Thorn bis auf etnige Stunden. In seinem gewöhnlichen, durch nichts sich auszeichnenden Anzuge, ritt er oft ganz nahe bis zu den Wällen hin. Kaum hatte er einst seine Stelle mit der eines Officiers im scharlachnen Rocke verwechselt, als dieser getödtet vom Pferde stürzte. Thorn wehrte sich einen vollen Monath (bis 22. Oct.). Elbingen, das Karl den Durchzug versagte, wurde hart behandelt. Karl war damahls in Polen gleichsam allmächtig. Während daß sein Feldmarschall Rehnischlb, mit 20,000 Mann, die nördliche und östliche Gränze Polens gegen die Russen bewachte, rückte er selbst, mit dem besten Theile seines Kriegsvolks, nach Westen, um dem August auch in Deutschland keine Ruhe zu gönnen.

August,

August, der in Sachsen sich mit einem neuen Geldvorrath versehen hatte, kam doch wieder nach Polen zurück, um sein Glück gegen Karl von neuem zu versuchen. Dieser arbeitete aber jetzt mit allem Ernst an der Ausführung seines Planes, ihm die polnische Krone zu entreißen. Nachdem sich der Adel der Wojwodschaften Posen und Kalisch schon conföderirt hatte, veranstaltete der Primas die Reichsversammlung zu Warschau. Diese bildeten freylich nur zehn Senatoren, und elf Landbothen; aber der Primas erschien selbst, von 3000 auf seinen Gütern bewaffneten Leuten begleitet. Zuerst blos von Eintracht und Gehorsam sprechend, aber die Maske endlich abnehmend, erklärte er (1704 Febr.) im Namen des Reichstages, daß sich der sächsische August, durch sein Vetragen gegen den Staat, unfähig gemacht habe, dessen Krone ferner zu tragen, daß seine Anhänger als Staatsverbrecher, daß die Sachsen als Reichsfeinde, betrachtet werden müßten. Ein Courier von Karl brachte der Versammlung dessen Verlangen, die erledigte Krone dem Prinzen Jacob Sobieski zu geben. Schon war der Wahltag festgesetzt; der Prinz Jacob empfing zu

Bres;

Breslau schon die Glückwünsche, als er einst (ersten März) mit seinem Bruder Constantin auf die Jagd reitend, einige Stunden von Breslau, von 30 sächsischen Officieren, aus dem nächsten Walde, überfallen, und, mit untergelegten Pferden, nach Leipzig, auf die Pleißenburg, gebracht wurde. Doch August, der Urheber dieser Ueberraschung, die den Casinetten des damaligen Europa gewaltig auffiel, befand sich hierauf gleichfalls in der Gefahr, in die Gewalt seines Feindes zu gerathen. Er saß einst, 3 Stunden von Warschau, ganz ruhig bey Tische, weil er sich auf einen Vorposten verließ, als Nehnschild, diesen Vorposten glücklich überraschend, ihm unversemuthet so nahe kam, daß er kaum noch so viel Zeit gewann, von einigen Officieren begleitet, sich durch die Flucht zu retten. Nehnschild verfolgte ihn zehn Tage lang, und mehr als einmahl holten ihn die Schweden fast ein.

Das Verfahren der warschauer Versammlung schen aber den übrigen polnischen Herren so höchst eigenmächtig, daß sie zu Sandomir in einer Conföderation zusammentraten, in welcher sie alle Handlungen derselben für un-

rechts

rechtmäßig erklärten. August trat (1704 im März) dieser Conföderation selbst bey; auch beschwor er damahls die Pacta conventa (die Wahlcapitulation eines Königes von Polen) von neuem. Doch die warschauer Versammlung ließ sich dadurch nicht abhalten, in einen förmlichen Wahltag überzugehen. Der Graf Piper that seinem Könige den Vorschlag, die polnische Krone selbst anzunehmen. Allein für Karln hatte blos der Ruhm einen Reiz. Ihm schien es weniger groß, eine Krone zu besitzen, als sie zu verschenken. Karl trug die Krone, die er verschenken wollte, dem jüngern Prinzen Sobieski, Alexander, an; aber der edle Jüngling weigerte sich standhaft, die unglückliche Lage seiner ältern Brüder zu seinem Vortheile zu benutzen.

Unter denen, welche die warschauer Versammlung an Karln abgeschickt hatte, befand sich Stanislaus Leszynski, 27 Jahre alt, mit einer glücklichen, den ehrlichen, offenen Sinn ausdrückenden Gesichtsbildung, Entschlossenheit und Geistesgegenwart vereinigend. Einige kluge Aeußerungen über die damahlige Lage bewirkten, daß Karl seine Aufmerksamkeit auf ihn

ihn

ihn richtete. Er erkundigte sich näher nach ihm. Man schilderte ihm denselben als einen abgehärteten Mann, der auf einer bloßen Strohecke schlafe, von seinen Bedienten keinen Dienst annähme, mäßig, freigebig, von seinen Vasallen angebetet, kurz einer von den wenigen polnischen Herren sey, die in der gegenwärtigen Zeit wirkliche Freunde besäßen. Karl erkannte in manchem dieser Züge sich selbst. „Stanislaus soll König werden,“ sagte er zum Primas. Dieser wendete alle Mühe an, um ihn für den Krongroßfeldhern Lubomirski zu gewinnen, dessen Sohn die Tochter der Frau Cardinalin heyrathen sollte. „Aber was haben Sie denn,“ sagte Karl endlich zum Primas „an dem Leszynski auszusetzen?“, — Er ist zu jung, Erw. Majestät! — „Er ist ungefähr in meinem Alter,“ antwortete Karl ganz trocken, ihm den Rücken zukehend. Der Graf Horn reiste nun sogleich nach Warschau, und überbrachte her dasigen Versammlung das ausdrückliche Verlangen seines Monarchen, daß sie, in Zeit von fünf Tagen, einen König, und zwar den Leszynski, wählen sollte. Am 7ten Jul. langte Horn zu Warschau an, und auf den

12ten befaßl er die Wahl. Vergebens bemühte sich der Primas, ihr durch List entgegenzuarbeiten. Karl kam selbst nach Warschau. Der Primas konnte nun weiter nichts thun, als sich der Theilnahme an dieser Sache ganz zu entziehen. An seine Stelle trat der Bischof von Posen. Dieser rief endlich (12. Jul.) den Mathieu Leszynski aus. Karl, der sich unter dem Haufen der Zuschauer befand, war der erste, der ihn hochleben ließ. Diejenigen Mitglieder der Versammlung, die diese Wahl mißbilligten, wurden gar nicht gehört. Sie, und der Primas, mußten am folgenden Tage dem neuen Könige huldigen; aber der Primas, und der Krongroßfeldherr, blieben im Herzen dieser Wahl immer abgeneigt. Die Conföderation zu Sandomir widersprach ihr feyerlich. Die damaligen Allirten, der Kaiser und die Seemächte, waren, des Kurfürsten von Sachsen wegen, mit dieser Wahl gleichfalls unzufrieden. Der Papst machte dem Cardinal, wegen der Nachgiebigkeit gegen einen Ketzerkönig, lebhafte Vorwürfe.

Doch der Ketzerkönig war damals in Polen allmächtig. Lemberg, die Hauptstadt in Galizien,

lizien, wich seinem stürmenden Angriffe schon am zweyten Tage. Er erbeutete daselbst auf 400 Kisten mit Kostbarkeiten. Stanislaus befand sich um diese Zeit in großer Gefahr. Zu Warschau mit seiner Familie, und dem Primas, von 6000 Soldaten von der Kronarmee, die erst kürzlich in seinen Dienst getreten waren, umringt, während daß die Besatzung, über welche der Graf Horn den Oberbefehl führte, aus nicht mehr, als 1500 Schweden, bestand, lebte er in tiefer Ruhe, machte er Anstalten, um nach Lemberg zu reisen, als sich ganz unvermuthet August mit 20,000 Mann näherte. Er hatte den Weg, durch einen künstlich versteckten Marsch, sehr schnell zurückgelegt. Warschau war schlecht besetzt. Auf die polnischen Soldaten durfte man sich nicht verlassen. August unterhielt in der Stadt noch immer geheime Verbindungen. Leszynski schickte daher seine Familie nach Posen. Er selbst eilte zu Karln. Horn blieb mit seinen Schweden im Besitze des Schlosses. Die Stadt wurde von August gebrandschatzt, und von dessen Soldaten gemißhandelt. Der Bischof von Posen, den eine Krankheit zurückgehalten hatte, wurde erst dem päpstlichen Nuncius über-

übergeben, und sodenn nach Sachsen gebracht, wo er starb. Horn und seine Schweden mußten sich der Kriegsgefangenschaft unterwerfen.

Doch Augusts Armee bestand aus zusammengegrafften Polen, aus sächsischen Recruten, aus plündernden Kosaken, die alle vor Karl zitterten; vor Karl, der, von Stanislaus begleitet, die Sachsen immer vor sich hertrieb. Karl ärgerte sich darüber, daß ihm alles ohne Mühe wich. Warschau befand sich bald wieder in seiner Gewalt. August übergab, während daß er selbst mit dem größten Theile seiner Cavallerie nach Krakau gieng, den Oberbefehl über sein Fußvolk dem Grafen von Schulenburg, einem sehr einsichtsvollen Generale, um es nach Schlesiens zu führen. Karl und Stanislaus, die in 9 Tagen 25 Meilen zurücklegten, holten ihn bey Punitz an der schlesischen Gränze, ein. Sie hatten eine Cavallerie von 10 bis 12,000 Köpfen. Schulenburg zählte, neben seinen 8000 Mann Fußvolk, nur 1000 Reiter. Diese konnten den lebhaften und kraftvollen Angriff der Schweden nicht lange anhalten. Desto standhafter wehrte sich die Infanterie. Sie war so ge-

stellt,

stellt, daß sie nicht umringt werden konnte. Das erste mit Piken und Flinten bewaffnete Glied lag mit einem Knie auf der Erde; das zweyte schoß, sich etwas über das erste hinbiegend, und das dritte feuerte über das zweyte hin. Karl vergaß es, seine Cavallerie abziehen zu lassen. So zog sich Schulenburg, mit fünf Wunden geziert, in viereckiger Schlachtreihe zurück, und am folgenden Tage entging er der Gefahr, überwältigt zu werden, durch das glückliche Uebersehen über die Oder. „Heute,“ sagte Karl, „hat Schulenburg uns überwunden!“

August mußte Polen jetzt zum zweyten Male verlassen. Stanislaus kam wieder nach Warschau. Der Pabst Clemenx XI. verbot dem Primas, und allen übrigen polnischen Prälaten, an der Krönung des Stanislaus Antheil zu nehmen. Das Breve sollte zwar nicht nach Warschau kommen; aber ein Franciscaner überbrachte es dem Bischof von Chelm. Karl ließ hierauf an die Thüren aller geistlichen Häuser Wachen stellen. Stanislaus wurde nicht zu Krakau, sondern (1705 Oct.) zu Warschau, gekrönt. Die Krönung verrichtete

tete

70
tete der Erzbischof von Lemberg, und Karl
wohnte ihr im Stillen bey.

August eilte indessen aus Schlessen nach
Grodno in Lithauen, um mit dem Zaar Pe-
ter, der Mietau wieder erobert hatte, eine
Unterredung zu halten. Hier wollte ihn Karl
aufsuchen; aber er mußte, um diesen Plan
auszuführen, so lange warten, bis der Frost
die Wege verbesserte. Bis dahin kämpfte er
(bis zum Jan. 1706) unter freyem Himmel,
mit allen Schrecknissen eines rauhen Winters,
während daß seine vornehmsten Officiere sich
in die Erde eingruben, daß sie ihre Zelte bey
Tage durch Wachfeuer, und des Nachts durch
glühende Kugeln, erwärmten. Endlich gieng
der Marsch nach Lithauen. Aber Peter und
August hatten nicht so lange gewartet. Der
russische Feldmarschall Ogilwie, der, bey Grodno
hinter starken Verschanzungen stand, entwichte
den Schweden glücklich. Karl folgte ihm nach
Polhynien. Durch morastvolle Gegenden,
arm an Menschen und Lebensmitteln, war
der Marsch äußerst beschwerlich und entkräf-
tend. Karl befand sich einigemahl in Lebens-
gefahr. Der Adel dieser Provinz unterwarf
sich

dem Könige Stanislaus um so bereitwilliger, je weniger die Sachsen die Rechte ihres Herrn zu vertheidigen im Stande waren. Sie und die Russen, die in Sachsen lange exercirt worden waren, wurden (1706 am 12. Febr.) bey Fraustadt, an der schlesischen Gränze, fast ganz vernichtet. Der Obergeneral Schulenburg war nicht Schuld daran. Er hatte seine Leute, zusammen etwa 20,000 Mann, sehr gut gestellt. Die 6000 Russen, die sich bey Augusts Armee befanden, mußten das rothe Futter ihrer grünen Montur herauskehren, um von den Sachsen, die gleichfalls rothe Uniform trugen, sich weniger zu unterscheiden. Die Sachsen wichen sehr bald zurück. Die Russen warfen, als sie die furchtbaren Schweden anrücken sahen, sogar das Gewehr weg. Gegen 7000 noch nicht abgeschossene Flinten lagen auf dem Schlachtfelde. Die rühmlichste Standhaftigkeit bewies die 80 Köpfe starke Chevaliersgarde des Königs August. Die Russen baten, auf den Knien liegend, um die Schonung ihres Lebens. Aber demungeachtet ließ sie Rehschild, 6 Stunden nach der Schlacht, ohne Barmherzigkeit niederhauen, um an ihnen die Grausamkeiten zu rächen, die ihre Lands-

Landsleute an den Freunden der Schweden bewiesen hatten, um sich von einer lästigen Menge Gefangener zu befreien. „Rehnschild, sagte Karl, als er den Bericht von dieser Schlacht empfing, „Rehnschild wird sich wohl nicht mehr mit mir vergleichen lassen!,,

Karl sah jedoch immer mehr ein, daß er seinen Gegner August in Polen nicht eher bezwingen würde, als bis seine Hülfquellen in Sachsen verstopft seyn würden. Sachsen hatte diesem erst fünfjährigen Kriege, den die Eitelkeit seines Kurfürsten veranlaßte, schon 88 Millionen Thaler, und 36,700 brave Jünglinge, aufgeopfert. Diese Quelle wollte Karl verstopfen. Der Marsch nach Sachsen, den die dringenden Vorstellungen der Allirten bisher noch zurückgehalten hatten, gieng nun vor sich. Vergebens erklärte die Reichsversammlung zu Regensburg den König Karl, in dem Falle, daß er mit einem Kriegsheere über die Oder gehen würde, für einen Reichsfeind. Karl rückte, dieser Drohung trotzend, durch die Lausitz, in Sachsen ein. Viele reiche Familien flüchteten. Selbst Augusts Familie entfernte sich. So wenig traute man dem Bers-

Galletti Weltg. 14r Th. D d sprechen

sprechen Karls, daß er die Personen und das Eigenthum derer, die im Lande blieben, schonen würde.

August befand sich jetzt in der gefahrvollsten Verlegenheit. Auf der einen Seite sah er dem traurigen Schicksale entgegen, seine Erblande zu verlieren; auf der andern war er, wenn er sich mit Karl verglich, der Rache des Zaars, dessen Truppen ihn auf allen Seiten umringten, preisgegeben. Dennoch war die Noth so dringend, daß er sich entschließen mußte, einem Vergleiche mit dem furchtbaren Könige von Schweden auf alle Weise entgegenzukommen. Er bevollmächtigte hierzu seinen Kammerpräsidenten von Imhof, und den geheimen Referendar Pfingsten. Diese ließen sich Karl schon zu Bischofswerde, in der Oberlausitz, vorstellen. Unter dem Vorwande, die Contributionsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, eröffneten sie ihm ihres Herrn heißen Wunsch nach Frieden. August schlug unter andern eine Theilung von Polen vor. Karl dictirte dem Grafen Piper seine Friedensbedingungen, und setzte hierauf seinen Zug bis nach Altranstäd, 3 Stunden von Leipzig, fort.

fort. Er wählte (1706 am 20. Sept.) die Gegend, wo einst der große Gustav Adolf fiel, zu seinem Hauptquartiere. Hierhin folgten ihm auch Augusts Minister nach. Mit ihnen unterhandelten der Graf Piper, und der Staatssecretär Hermelin. Karl verharrte unerschütterlich bey seinen einmahl festgesetzten Friedensbedingungen. August sollte (am 24. Sept.) nicht einmahl den Namen und das Wappen eines Königs von Polen behalten; er sollte ganz schlechtweg König heißen. Zugleich mußte er allen Verbindungen gegen Schweden entsagen, mußte er das Versprechen geben, alle russischen Hülfsstruppen, alle schwedischen Ausreißer, und unter andern den Polesländer Patkul, Peters außerordentlichen Gesandten, auszuliefern, die gefangnen Prinzen Sobieski wieder in Freyheit zu setzen, und den Schweden die Winterquartiere in Sachsen zu gestatten. Pfingsten begab sich mit der Kunde dieses Vergleichs, welchen noch ein tiefes Geheimniß bedeckte, nach Polen, zu seinem Herrn, der ihn feyerlich genehmigte. August schmeichelte sich mit der Hoffnung, Karl würde, bey einer persönlichen Unterredung mit ihm, noch einen oder den andern von den hars-

ten

ten Punkten nachlassen. Doch ehe er dieser Unterredung entgegenstellen konnte, mußte er den Schweden noch ein Treffen liefern, mußte er seinen ersten Sieg über sie erfechten!

Zu einer Zeit, wo August den Beystand der Russen am wenigsten erwartete und wünschte, stieß Mentchikow mit 30,000 Mann zu seiner kleinen Armee von 6000 Mann. Ihnen gegen über, bey Kalsch, stand der General Mardefeld mit 10,000 Schweden. August, der dem Treffen nicht ausweichen konnte, gab dem schwedischen General, von dem zwischen ihm und seinem Könige gepflogenen Friedensunterhandlungen, Nachricht. Mardefeld traute ihm jedoch nicht. August bath hierauf den Mardefeld, sich zurückzuziehen; der an ihn geschriebene Brief langte aber zu spät an. Die Russen siegten jetzt (19ten Oct.) zum ersten Mal in einer ordentlichen Schlacht. Es wurden 4000 Schweden getödtet, und Mardefeld selbst befand sich unter den Gefangnen. August hätte, durch die Freude über diesen Sieg verauscht, fast den Entschluß gefaßt, den König von Schweden aus seinem Erblande herauszutreiben; aber der kühne Gedanke wich bald

balb der kältern Ueberlegung. Die Russen bezogen die Winterquartiere, und August gieng nach Sachsen, um sein und seiner Unterthanen Schicksal, so viel als es möglich wäre, zu erleichtern.

Zu Günthersdorf, in Pipers Hauptquartier, ward ihm (am 16. Dec.) sein Wunsch, mit seinem Gegner Karl, sich zu unterreden, gewährt. Karl unterhielt ihn von seinen großen Stiefseln, die er, in Zeit von 6 Jahren, nicht eher, als wenn er zu Bette gieng, von den Füßen gebracht hatte. August folgte ihm nach Ultranstädt. Eine Unterredung zwischen August und Karl dauerte lange. Beyde speiseten auch öffentlich zusammen. Dieß war aber auch alles. Karl, den der Aerger über das Treffen bey Kalisch noch unerbittlicher machte, ließ nicht eine einzige von seinen Bedingungen nach. Unter diesen machte besonders Patkuls Auslieferung dem August lebhafteste Bekümmerniß. Karls Nachsicht gegen den talentvollen Mann gieng so weit, daß er ihn, zu Casimir in Polen, lebendig rädern und viertheilen ließ. August begegnete in Leipzig demjenigen, dem er die polnische Krone hatte

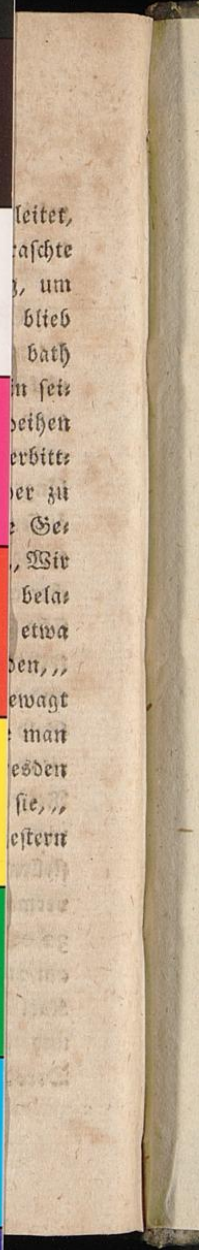
hatte abtreten müssen. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, ihn anzureden; vielmehr ritt er, gleichsam mit seinem Pferde beschäftigt, mit einer bloßen Verbeugung vorüber. August mußte nun selbst seinen Unterthanen befehlen, ihn nicht mehr König von Polen zu nennen; Karl nöthigte ihn sogar, an den Stanislaus zu schreiben. Er wünschte ihm, treuere Unterthanen zu haben, als er selbst sie erfahren hätte.

Zu Leipzig warteten Karl's viele Reichsfürsten, und unter andern auch Marlborough, auf. Der feine Hofmann schmeichelte dem schwedischen Alexander mit der Erklärung, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn es ihm seine Umstände erlaubten, von ihm zu lernen. Demungeachtet sprach Karl, als Marlborough an seiner Tafel speisete, nicht ein Wort. Der Kaiser Joseph, mit dem er, wegen seines Einmarsches in Deutschland, und wegen der protestantischen Schlesier, für welche sich Karl nachdrücklich verwendete, in Handel gerathen war, mußte nachgeben. Als ihm der päpstliche Nuncio deswegen Vorwürfe machen wollte, versetzte Joseph lächelnd: er möchte

möchte froh seyn, daß ihm (dem Kaiser) Karl nicht zugemuthet habe, lutherisch zu werden.

Eben diese Unterhandlungen mit dem Kaiser waren es aber, die Karl, neben den rückständigen Kriegssteuern, und der Ergänzung seines Heeres, von einem Monathe zum andern, in Sachsen zurückhielten. Sein verlängerter Aufenthalt war für das schöne Land äußerst drückend. Ausser der monatlichen Kriegsteuer von 625,000 Thaler, bey welcher auf den Ertrag der Staatseinkünfte Rücksicht genommen war, mußte auch für den Unterhalt der schwedischen Armee gesorgt werden, und die Soldaten wußten die Gelegenheit, sich Geld zu machen, so gut zu benutzen, daß einer in den andern gerechnet, jeder eine Reisecasse von 50 Thalern mitnahm. Wie viele Recruten mußte aber Sachsen nicht noch stellen! Von noch nicht vollen 19,000 Mann vermehrte sich das schwedische Heer bis über 32,000 Köpfe. Nach elf Monathen (1707 am 2ten Sept.) erfolgte endlich der Aufbruch. Karl ritt an der Spitze seiner Leibtrabanten, und seiner Leibdragoner. Nicht weit von Dresden war er plötzlich verschwunden. Er sprengte,

sprenge, nur von einigen Officieren begleitet, nach Dresden, in das Schloß, und überraschte den König August in der Morgenkleidung, um ihm noch ein Lebewohl zu sagen! Er blieb einige Stunden bey ihm. Vergebens bath ihn August, einem Lievländer, der sich in seinem Dienste befand, Verzeihung angedeihen zu lassen. Karl blieb jetzt eben so unerbittlich, wie er immer war. Wie er wieder zu seiner Armee zurückkam, fand er seine Generale in einem Kriegsrathe versammelt. „Wir wollten,“ sagte Rehnshild, „Dresden belagern, wenn man die Person Ew. Maj. etwa festgehalten hätte.“ — „Diese würden,“ sagte Karl, „auch wohl so etwas gewagt haben!“ — Am folgenden Tage hörte man von einem Cabinetsrathe, der zu Dresden gehalten worden war. „Heute werden sie,“ sagte Rehnshild, „überlegen, was sie gestern hätten thun sollen!“



leiter,
taschte
, um
blieb
bath
in setz
beihen
erbittet
er zu
e Ge
, Wir
belas
etwa
den,,
ewagt
man
essen
sie,,
estern

